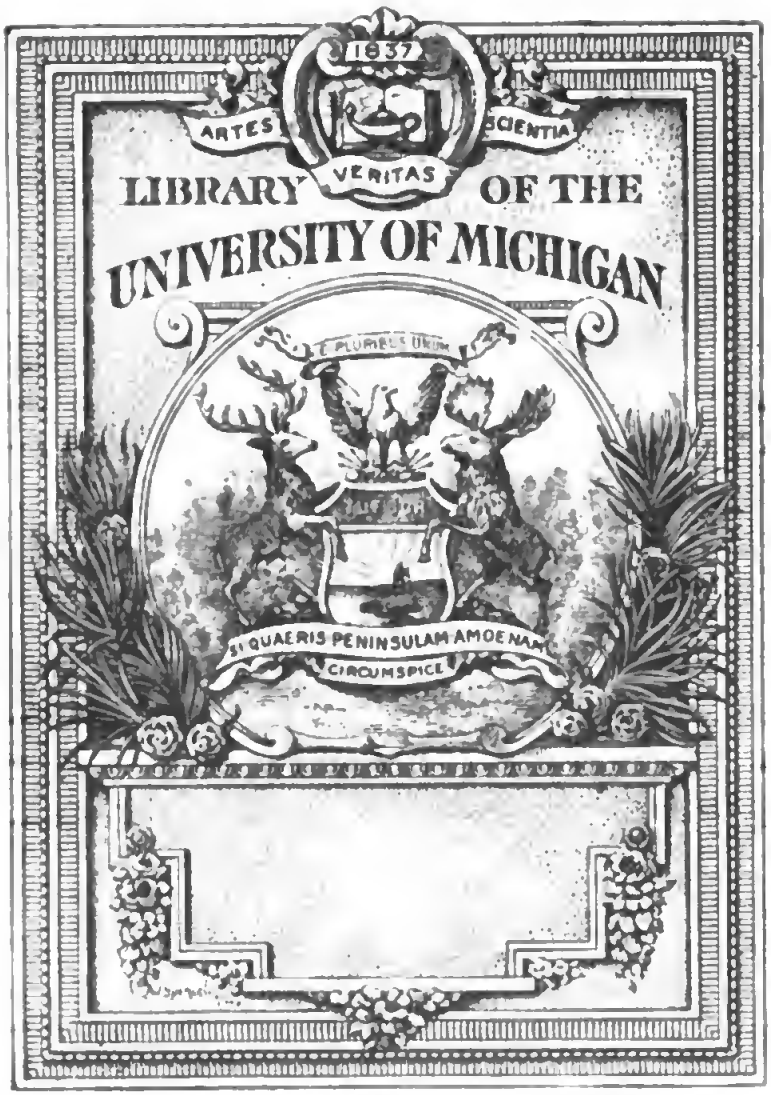
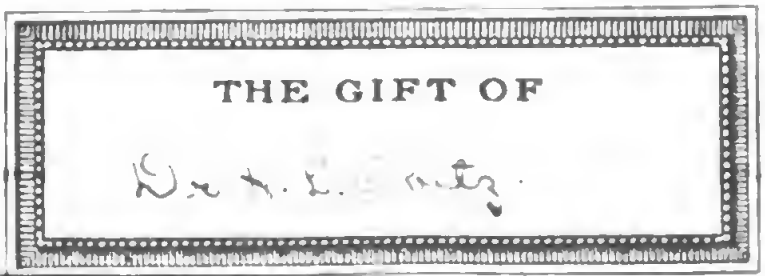
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Prospekt.





Digitized by Google

B 30.6
D 58

Bezugs-Bedingungen.

Die mit gegenwärtigem Bande ihren **elften Jahrgang 1887** beginnende

Bibliothek
der
Unterhaltung und des Wissens

erscheint vollständig in **13 vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen Bänden** mit **Goldrücken** und **Deckelpressung**. Jeder Band besitzt einen Umfang von 16 Bogen.

Um die Anschaffung auch dem wenigst Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnements-Preis

nur 75 Pfennig pro Band.

Indem wir zu recht zahlreicher Betheiligung am Abonnement auf den neuen Jahrgang hiermit freundlichst einladen, bitten wir nur noch, wenn durch irgend welche Umstände **Unterbrechungen im Empfange der Bände** eintreten und letztere von der bisherigen Bezugsquelle nicht mehr zu erlangen sein sollten, sich an **eine beliebige** nächstgelegene Buchhandlung, oder in Ermangelung einer solchen an einen benachbarten Buchbinder, Journal-Expeditor, Colporteur ꝛc. mit dem Ersuchen zu wenden, die ferneren Bände zu besorgen. Dieser Wunsch wird stets gern und sofort erfüllt werden, und liegen nicht die geringsten Schwierigkeiten im Wege, da unterzeichnete Verlagsbuchhandlung mit **allen** Theilen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und des übrigen Auslandes in Verbindung steht. Es gilt dies besonders für den Fall, daß die Zusendung der Bände ausbleibt, nachdem man den **ersten Band** durch einen **Subscribentensammler** erhalten.

Stuttgart. Die Verlagsbuchhandlung:
Hermann Schönlein.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1887.

Erster Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes.

Seite

Der Fährmann am Kanadian. Roman in drei Abtheilungen von Balduin Möllhausen 5

Am Traualtar. Novelle von B. M. Kapri . . . 94

Aus dem Leben einer Vielumworbenen. Biographische Skizze von Theodor Winkler 183

Die Römer in Judäa. Ein Blatt aus der Geschichte des Volkes Israel. Von H. Harden 198

Die Ahnung des Todes bei den Thieren. Ein Beitrag zur Thierseelenkunde. Von L. Haschert . 210

Die Letzten ihres Stammes. Skizze aus der deutschen Ritterzeit. Von Florian Greif. 221

Die Fälscher und ihre Kunstgriffe. Ein Bild aus der modernen Industrie. Von H. Berka . . 234

Mannigfaltiges:

Das Potsdamer Gewitter 250

Eine fürchterliche Kette 251

Ein sonderbares Gericht 253

Die Höllenfregatte 253

Eine liebenswürdige Einladung 255

Gute Lehre 255

Zurückgewiesene Huldigung 256

Abgetrumpft 256

Der Fährmann am Kanadian.

Roman in drei Abtheilungen

von

Balduin Möllhausen.

Erste Abtheilung.

Die beiden Strafgefangenen.

Erstes Kapitel.

Zwei Geschäftsfreunde.

(Nachdruck verboten.)

In einer etwas abgelegenen, aber immerhin geschäftlich noch recht belebten, alterthümlich schmalen Straße der Hauptstadt stand ein Haus mit fünf Fenstern in der Breite, zwei in der Höhe, das zu jenen Bauwerken zählte, welche die Gediegenheit, aber auch die Einfachheit eines verflossenen Jahrhunderts zur Schau tragen. Einladend nahm es sich nicht aus; im Gegentheil, unter seinem düsteren, hier und da schadhaften rauchfarbigen Anstrich hätte man es mit einem lebensmüden Greise vergleichen mögen, der es für überflüssig hält, auf seine letzten paar Tage sich noch einen neuen Rock anfertigen zu lassen.

Dieser Eindruck wurde dadurch noch erhöht, daß die Fensterladen des oberen Stockwerks nur selten geöffnet wurden und man sich mit dem zwischen den verstellbaren

Digitized by Google

Brettchen hindurch fallenden Licht begnügte. Schwer gearbeitete, mit Eisenblech beschlagene Laden schützten dagegen die unteren Fenster. Diesen entsprach die uralte eichene Hausthüre mit den eisernen Verschnörkelungen um Schloß und Haspen. Im Uebrigen zeichnete die Außenseite sich nur noch durch ein verrostetes Blechschild neben dem Eingang aus, auf welchem der Name des Besitzers: Baruch, kaum noch zu lesen war, und ein kleineres, oberhalb der Thüre mit der polizeilich angeordneten deutlicheren Hausnummer. Um einen Blick von der Straße aus in die unteren Räumlichkeiten zu werfen, hätten zuvor die einst grün gewesenen, jetzt grau-braunen Drahtjalousien zur Seite gestellt werden müssen, und das geschah niemals. Man hätte auch nicht mehr gesehen, als frostig düstere Wände und Comptoireinrichtungen, die mit dem ganzen Gebäude gleichalterig zu sein schienen.

Und doch fand zur Zeit der Geschäftsstunden ein ziemlich reger Verkehr in den wenig anheimelnden Räumen statt. Leute kamen und gingen, und diese wußten nur von mehreren übermäßig höflichen jungen Comptoiristen zu erzählen, von schneller und pünktlicher Erledigung ihrer Geldgeschäfte und, wenn das Glück ihnen recht günstig gewesen war, von Herrn Baruch selber, einem hageren, etwas gebeugt gehenden Manne in der Mitte der Fünfzig. Ferner schilderten sie diesen als im Aeußeren gerade nicht schäbig, aber recht abgetragen, und als sehr zuvorkommend, doch entsann sich Niemand, ihn jemals lachen gesehen zu haben. Sein echt orientalisches Gesicht mit der scharfen Hakennase, den großen, klugen, dunklen Augen und dem

unterhalb des Kinns spitz zulaufenden schwarzen Vollbart erinnerte an ein geschnitztes, künstlich belebtes Gebilde, auf welchem der Ausdruck der Verbindlichkeit vorherrschend, der nur dann vor dem einer unerbittlichen Strenge zurücktrat, wenn er sich in Verkehr mit den Comptoiristen, seinen eigenen Söhnen, setzte. Auf der Straße sah man Herrn Baruch nur selten — den Börsenbesuch hatte er seinem ältesten Sohne übertragen — und dann gewöhnlich erst nach Einbruch der Dunkelheit.

Was man sich über Herrn Baruch erzählte, war sehr wenig und sehr einfach. Sein Großvater, ein hausirender Bandjude, hatte einst das Haus um einen Spottpreis erstanden und in demselben ein Schnittwaarengeschäft gegründet. Dessen Sohn wollte indessen höher hinaus. Er entsagte bald nach dem Tode des Vaters der Elle und der Scheere, richtete eine Wechselstube ein, und dabei war es geblieben bis auf den heutigen Tag. —

Auf einen recht kalten Wintertag war ein noch kälterer Abend gefolgt. Der Schnee knirschte und kreischte kläglich unter Wagenrädern und Stiefelsohlen. Die Sterne funkelten vom Himmel nieder, als hätten sie die melancholisch leuchtenden Laternen verhöhnen wollen, und die Menschen bewegten sich mit einer Eilfertigkeit in den Straßen, als wären wer weiß was für Versäumnisse einzuholen gewesen.

Die Thurmuhren hatten eben den Beginn der neunten Stunde gemeldet, als vor der Hausthüre des Herrn Baruch ein vom Kopf bis zu den Füßen in Pelz gehüllter Herr stehen blieb und durch Ziehen an der Klingel Einlaß

Digitized by Google

begehrte. Nach einigen Sekunden wurden ſchnelle Schritte vernehmbar; die Thüre öffnete ſich und vor dem Fremden lag ein breiter, gänzlich ſchmuckloſer Flurgang, ſpärlich beleuchtet von einer aus Sparſamkeitsrückſichten niedrig geſchraubten Gasflamme. Ein wenig erhöht wurde die Helligkeit durch eine kleine Handlampe, welche eine ältere Frauensperſon in einfachem, aber ſauberem Anzuge, offenbar eine Jüdin, vor ſich trug.

„Guten Abend, Tante Sarahleben," redete der Fremde dieſe gutmüthig ſpöttelnd an, ohne ſeine winterliche Hülle zu öffnen, „iſt Herr Baruch zu Hauſe und zu ſprechen?"

Beim erſten Ton der etwas altersheiſeren Stimme flog ein Freudenſchimmer über die verblühten ſcharfen Züge der Frau, und ſich höflich verneigend antwortete ſie lebhaft: „Für Herrn Garbe zu jeder Stunde des Tages und der Nacht." Dann ſchloß und verriegelte ſie die Hausthüre, worauf ſie höflich voraus leuchtete und ihre Bewegungen redſelig mit Bemerkungen über die Kälte und die ſchwindende Widerſtandskraft hochbetagter Leute begleitete.

„Altes Holz iſt oft am zäheſten, Tante Sarahleben," erwiederte Garbe vertraulich, „und trägt man ſich mit wichtigen Dingen, darf nicht lange nach dem Stande des Thermometers gefragt werden."

In dieſem Augenblick öffnete Sarah die Comptoirthüre, durch eine Verneigung den alten Herrn einladend, näher zu treten.

Indem dieſer über die Schwelle ſchritt, befand er ſich in einem Zimmer von mäßigem Umfange, welches eher

jede andere Bezeichnung verdiente, als die des Anheimelnden. Auch hier brannte nur eine, jedoch helle Gasflamme oberhalb eines alterthümlichen, auf mehrere Arbeiter berechneten Stehpultes, vor welchem ein einzelner junger Mann ſich tief über ein aufgeſchlagenes Kaſſenbuch neigte.

„Moſes, Herr Garbe wünſcht den Vater zu ſprechen,“ rief Sarah nach dem beleuchteten Pult hinüber, und leiſe trat ſie auf den Flurgang zurück, die Thüre geräuſchlos hinter ſich zuziehend.

Auf die Anmeldung war Moſes, ein etwa vierundzwanzigjähriger junger Mann, förmlich herumgeſchnellt, und mit tiefer Verneigung ſich dem Zahltiſch nähernd, drückte er über denſelben hinweg ehrerbietig die ihm gereichte Hand.

„Noch bei der Arbeit und obenein in einem Raume, in welchem man ſtatt der Luft lebendige Zahlen einathmet?“ fragte Garbe wie im Vorwurf, und die Pelzmütze vom Haupte nehmend und den zottigen Rockkragen zurückſchlagend, zeigte er ein von dünnem weißen Haar und Bart eingerahmtes Greiſenantlitz, aus welchem die blauen Augen zwar gutmüthig blickten, jedoch den eigenthümlichen Ausdruck eines herben Sarkasmus, der um die ſchmalen Lippen lagerte, nicht ganz auszugleichen vermochten.

„Sie kennen meinen Vater,“ antwortete Moſes, „was ich heute thun kann, ſoll ich nicht auf morgen verſchieben. Nebenbei keine anſtrengende Arbeit. Ich prüfe nur die Berechnungen der Brüder. Darf ich Herrn Garbe zum Vater führen? Sie wiſſen, nach beendigtem Tagewerk

pflegt er der Ruhe auf seine eigene Art," und zutraulich verschmitzt zwinkerte er mit den Augen.

Der alte Herr nickte zustimmend und fügte spöttelnd hinzu: „Gewiß, Moses, gewiß und recht schnell, oder ich ersticke in diesem entsetzlichen Raume, in welchem jeder Nagelkopf, jedes Astmal auf den wurmstichigen Brettern mich anschielt, als wollten sie die Pfennige in meiner Tasche zählen."

Moses lachte wie geschmeichelt und öffnete den Zahltisch, um Garbe den Weg frei zu legen. Dann ein Licht anzündend, leuchtete er ihm in ein kleines Nebenzimmer, das Arbeitsgemach seines Vaters. Auch hier war Alles braun und häßlich. Sogar der ledergepolsterte Armstuhl vor dem mit zahlreichen Briefschaften bedeckten Schreibtisch rief den Eindruck hervor, als ob er sich krampfhaft aus der unfreundlichen Umgebung fortgesehnt hätte, während das große eiserne Geldspinde mit den schweren Beschlägen und versteckten Schlössern an verwegene Einbrecher, Ketten und Handschellen erinnerte.

Schweigend folgte Garbe dem jungen Manne durch das Privatcomptoir in einen größeren leeren Raum. Dort führte eine schmale, aber bequeme Wendeltreppe nach dem oberen Stockwerk hinauf. Dieselbe mündete auf einen hell erleuchteten und mit dickem Teppichstoff belegten Flurgang, welchem dunkle Ledertapeten einen gewissen ernsten Ausdruck verliehen. Zugleich machte sich eine wohlthuende Wärme geltend, der sich ein eigenthümlicher Ambraduft beigesellte.

Nach kurzem Einherschreiten öffnete Moses eine in's

Hinterhaus führende Thüre. Durch dieſe gelangten ſie in ein kleines Vorzimmer, deſſen Wände gewiſſermaßen eine maleriſche Zuſammenſtellung von koſtbaren orientaliſchen Teppichen und uralten, jedoch wohlerhaltenen aſiatiſchen Waffen bildeten. An Möbeln waren nur einige runde Seſſel vorhanden, deren Holzwerk durch ſchwellende Polſterung verdeckt wurde.

Ein dort Fremder hätte vielleicht vergeblich nach einem Ausgange geſucht, zumal eine rothe Glasampel nur eine Art Dämmerlicht verbreitete. Garbe ſchritt indeſſen nach der nächſten Wand hinüber, wo Moſes, ihm zuvorkommend, in die dicken Stofffalten griff, einen perſiſchen Teppich zur Seite zog und dadurch eine breite Thüröffnung frei legte.

Nachdem er gemeldet hatte, daß Herr Garbe dem Vater die Ehre ſeines Beſuches zugedacht habe, ließ er den Vorhang hinter dem Eintretenden niederſinken, und geräuſchlos entfernte er ſich, dem Vater anheimgebend, den Pflichten der Gaſtfreundſchaft weiter zu genügen. —

Bis dahin hatte Baruch auf einem mit türkiſchem Gewebe überzogenen Divan geſeſſen. Vor ihm ſtand ein achteckiges, kiſtenförmiges, jedoch arabeskenartig durchbrochenes, reich mit Perlmutter und Metall ausgelegtes Tiſchchen, und auf dieſem ein ſilbern glänzendes Brett mit zwei benutzten Chokoladetaſſen und etwas feinem Gebäck. Neben ihm lag dagegen ein wunderliebliches Kind, ein Mädchen von vier Jahren, auf dem Rücken, die kleinen Arme nachläſſig unter das ſchwarzgelockte Haupt geſchoben und die runden, halbnackten Beinchen hoch über einander

geſchlagen. Vollſtändig weiß gekleidet, trat die bräunlich angehauchte Hautfarbe der Kleinen um ſo zarter hervor, zumal Jugendgluth die weichen, runden Wangen ſchmückte. Dabei lachten die großen dunklen Diamantaugen, lachten die rothen Roſenlippen, daß man kaum ohne Rührung auf das liebliche Bildchen hinzuſehen vermochte.

Einen ſeltſamen Kontraſt zu dem ſchönen Kinde bildete Baruch. In dem ſchwarzſeidenen Kaftan mit den rothen Schnabelſchuhen und dem blaubequaſteten Fez veranſchaulichte er einen echten Orientalen, dem nichts willkommener ſein kann, als die Zeit in trägem Nichtsthun verſtreichen zu laſſen. Nur die lebhaften klugen Augen zeugten für eine nimmer raſtende Regſamkeit des Geiſtes.

Als Moſes den Vorhang zur Seite zog, hatte er eben ein luſtiges Spiel mit dem Kinde beendigt. Sobald er aber den Namen Garbe vernahm, ſprang er empor, und dem Eintretenden beide Hände entgegen ſtreckend, begrüßte er ihn mit größter Herzlichkeit.

„Das nenne ich eine freundliche Ueberraſchung," ſagte er, während er den alten Herrn ſeines Pelzrockes entledigte, worauf er ihn nach einem anderen Divan in der Nähe des behagliche Wärme ausſtrahlenden Kamins hinüber führte, „ſeien Sie mir zwölfmal willkommen in meinem Patriarchenbau," und er ſchwang die Hand im Kreiſe nach den märchenhaft geſchmückten Wänden hinüber, „zumal ich weiß, daß er Gnade findet vor Ihren Augen. Denn ſchließlich: hat der Menſch ſich gequält und geſorgt den ganzen Tag, ſo iſt er berechtigt, das Leben ſich angenehm zu machen nach ſeinem eigenen Geſchmack. Und

meinem Geſchmack entſpricht es nun einmal, mich im Geiſte zu verſetzen auf die Heimſtätten meiner Väter. Hier bin ich Herr meiner ſelbſt; hier gibt es keine Zahlen, keine Berechnungen; hier lebe ich auf, brauche ich meine Worte und Blicke nicht zu beherrſchen, braucht der Jude kein ſpöttiſches Naſerümpfen zu befürchten. Hier empfange ich meinen einzigen lieben verſchwiegenen Gaſt; hier rede ich in einer Viertelſtunde oft mehr, als unten in den düſteren Geſchäftsräumen den ganzen Tag — ſollten Sie es indeſſen vorziehen, Herr Garbe," und er wies nach einer halb verhangenen Thüre hinüber, durch welche man auf eine mit Oelgemälden bedeckte, roth tapezirte Wand ſah.

„Hier ſitze ich nicht zum erſten Male," erklärte raſch der alte Herr, „und hier bleibe ich. Räume, die mir beſſer gefallen, als Ihr Patriarchenbau, gibt es überhaupt nicht. Hier ſind wir unter uns, mir doppelt willkommen, weil ich mein von ſchweren Sorgen belaſtetes Gemüth vor Ihnen erleichtern möchte."

„Eſther, meine Tochter," rief Baruch nach dem anderen Divan hinüber, wo das ſchöne Kind ſich aufgerichtet hatte und mit ſeinen großen Augen den alten Herrn neugierig betrachtete, „geh' hin zur Tante Sarah und beſtelle, ſie möchte uns Tokaier bringen, dazu einen guten Imbiß. Auf mich braucht Ihr mit dem Abendbrod nicht zu warten."

Die Kleine glitt von dem Divan, kam zu ihrem Vater, küßte ihn, und nachdem Garbe ihr ſchmeichelnd die Wange geklopft hatte, eilte ſie munter davon.

Baruch ſah ihr zärtlich nach, bis ſie hinter dem Vorhang

verſchwunden war, und bemerkte zu dem eigenthümlich düſter dareinſchauenden Gefährten: „Meine Jüngſte, mein Spielzeug, mein Herzblatt, meine einzige Tochter. Sie koſtete ihrer Mutter das Leben, und doch iſt mir, als ob ſie mir dadurch noch inniger an's Herz gewachſen wäre, ihr Athem der einer theuren Verſtorbenen ſei. Mag ſie geſegnet ſein, auf daß bei der Vertheilung von Trübſal, ohne die kein Menſch altert, kein zu großer Antheil ihr zuerkannt werde."

„Sie erinnert mich an Jemand," verſetzte Garbe ernſt, „und gerade heute mehr, denn je zuvor. Pah, wozu habe ich ſo lange geſpart und mich an dem Wachſen meines Reichthums erfreut? Alles vorbei, vorbei."

Baruch betrachtete den alten Herrn einige Sekunden befremdet; dann begann er, offenbar, um ihn auf freundlichere Gedanken zu bringen, in ſorgloſem Tone: „Reichthum iſt eine ſchöne Zugabe. Deſſen Gewinnung war meine ganze Lebensthätigkeit geweiht. Würde ich auch mit Weniger, als ich jetzt beſitze, zufrieden geweſen ſein, ſo muß ich doch einräumen, daß der Anblick der greifbaren Erfolge meines unermüdlichen Schaffens — und meine Liebhabereien ſind ſehr koſtſpielig — mir hohe Genüſſe bereitet. Da" — und er zeigte wieder nach den Wänden hinüber, wo auf Tragebrettern, Konſolen und Kamingeſims koſtbare porzellanene und metallene Vaſen, Figuren und ſonſtige Kunſtwerke älteren Geſchmackes wohlgeordnet ſtanden — „in ihrer Geſammtheit bilden dieſe Gegenſtände ein kleines Vermögen. Außerdem erzählt jedes einzelne Stück mir von einem mehr oder minder

günſtigen Geſchäft, jedoch von keinem, deſſen ich mich vor meinem Töchterchen zu ſchämen brauchte.“ Er lachte verſchmitzt und fügte ernſter hinzu: „Manche erzählen von weinenden Wittwen, die ich zu ihrem freudigen Erſtaunen über den wahren Werth des Angebotenen aufklären mußte, andere von ruchloſen Verſchwendern, deren Preiſe ich bis auf das geringſte Maß herunter handelte; doch ob dieſes oder jenes, den Sachen ſieht heute Keiner an, welche Geſchichte hinter ihnen liegt.“

In dieſem Augenblick erſchien Sarah mit einem reich beladenen Brett. Schweigend ordnete ſie Speiſen, Wein und Gläſer vor den beiden Herren, und nachdem ſie einige Weiſungen von Baruch in Empfang genommen hatte, verſchwand ſie ebenſo geräuſchlos, wie ſie eingetreten war.

Das Mahl wurde gleichſam nebenher eingenommen, es ſtörte wenigſtens nicht die Unterhaltung, die ſich in demſelben Maße lebhafter geſtaltete, in welchem der feurige Wein das Blut erwärmte. Auf Garbe ſchien er noch einen beſonderen Einfluß auszuüben, indem herbe Bemerkungen, eine tiefe Verbitterung verrathend, häufiger auf einander folgten, bis er endlich mit einer heftigen Bewegung ſich erhob, ein Packetchen Papiere aus der Taſche zog und Baruch zur Prüfung darreichte.

„Die Quittungen über Ihr Vermögen,“ verſetzte dieſer befremdet, nachdem er die Schriftſtücke flüchtig durchblättert hatte, „ich hoffe, Sie entdeckten keine Unregelmäßigkeiten. Nebenbei ſind achtzig und einige tauſend Thaler ein recht achtbares Stück Geld.“

„Und von Ihnen genau gebucht?“ fragte Garbe ſpöttiſch.

„So gewissenhaft gebucht, daß Ihnen das Ganze bis auf den letzten Pfennig in jeder Minute ausgezahlt werden kann."

Garbe nahm die Papiere, schritt nach dem Kamin hinüber und warf sie auf die Kohlengluth. Baruch, bestürzt, machte einen Versuch, ihn von dem räthselhaften Beginnen zurückzuhalten, stand aber davon ab, weil er zu spät gekommen wäre. Außerdem wußte er ja, daß keine wirklichen Werthsachen vernichtet worden.

Als die Flammen polternd in den Schlot hineinschlugen, kehrte Garbe sich dem ihn ängstlich überwachenden Geschäftsfreunde wieder zu. Sein farbloses Antlitz hatte sich unter dem doppelten Einfluß des Kaminfeuers und einer krankhaften inneren Erregung leicht geröthet.

„Das ist die Hochzeitsfackel, die ich meiner Nichte angezündet habe," sprach er mit eigenthümlicher Entschlossenheit, und er wies auf die niedersinkenden Flammen. „Sie erstaunen, und doch liegt Alles so einfach wie möglich."

Er ließ sich an Baruch's Seite nieder, leerte sein Glas in einem Zuge und fuhr mit überlegender Ruhe fort: „Jetzt ist das Letzte vernichtet, was über meine Vermögensverhältnisse Aufschluß bieten könnte, wenn ich eines Morgens das Erwachen vergessen sollte; und mit vierundsiebenzig Jahren darf man auf keine lange Zeit mehr rechnen. Peinlich, wie man nachforschen mag: ein paar tausend Thaler wird man wohl finden, dann aber mich für den jämmerlichsten Sonderling, für einen Narren erklären, welcher den Werth des Geldes nicht kannte und es daher auf die eine oder die andere sinnlose Art durch seine Finger gleiten ließ."

Digitized by Google

„Und zu derſelben Zeit trüge das in meinem Depot befindliche Vermögen Zins auf Zins, ohne daß es Jemand zu gute käme," bemerkte Baruch ungläubig, „doch ich hoffe, Sie haben im Scherz gehandelt und erlauben mir, Ihnen eine neue Rechnung auszuſtellen."

„Es bleibt, wie es iſt," entgegnete Garbe ruhig. „Ich für meine Perſon brauche keine Rechnung, und Andere noch weniger. Habe ich Geld nöthig, ſo hole ich es mir hier; das Weitere iſt Ihre Sache."

„Und ich weigere mich, unter ſolchen Umſtänden die Verantwortlichkeit zu übernehmen," erklärte Baruch ebenſo entſchieden; „denn erwägen Sie, zu welchen Verwickelungen, o, Verdächtigungen kann ein ſolches Verfahren nur führen."

„Zu gar keinen. Sind Ihre Bücher in Ordnung, ſo brauchen Sie keines Sterblichen Urtheil zu ſcheuen. Für den Fall, daß nach meinem Tode etwaige Nachforſchungen auf die Spuren meines Vermögens führen ſollten, habe ich ein Schriftſtück aufgeſetzt und gerichtlich verſiegeln laſſen, welches Sie und unſere Vereinbarung vollkommen ſicher ſtellt. Blicken Sie mich immerhin an, als trauten Sie meinen Sinnen nicht; ich bin ſo geiſtesklar, wie nur je in meinem Leben, und liefere ich Ihnen durch mein Verfahren einen Beweis des rückhaltloſeſten Vertrauens, ſo haben Sie keine Urſache zur Unzufriedenheit. Freilich, nach meinem Tode fällt Ihnen etwas mehr Arbeit zu; allein Sie ſind Geſchäftsmann, werden nicht verabſäumen, ſich für Ihre Mühe bezahlt zu machen."

„Haben Sie ſich bezahlt gemacht, Herr Garbe, als Sie vor dreißig und einigen Jahren zur Zeit der großen

Handelskrisis meinem Vater Ihre ganze Habe anvertrauten, um drohenden, sogar gefährlichen Verlegenheiten begegnen zu können? Ich sage nein. Sie verlangten nicht mehr, als die üblichen Zinsen, obwohl Sie wußten, daß das Ihrige mit dem meines Vaters verloren gehen konnte."

„Ich wußte, daß das nicht geschehen würde. Auch bin ich kein Wucherer."

„So wußten Sie mehr, als alle anderen Menschen zusammengenommen."

„Und nochmals, ich wußte, wem ich damals mein Vertrauen schenkte, wie ich weiß, wen ich heute zwinge, mein ungebundenes Vertrauen über sich ergehen zu lassen."

Baruch betrachtete den alten Herrn, als hätte er in dessen Seele lesen, prüfen wollen, ob seine geheimnißvollen Pläne nicht die Frucht einer krankhaften Uebereilung.

„Ich wage kaum zu fragen," hob er nach kurzem Sinnen an, als Garbe grübelnd vor sich niedersah, „in wie weit ich Ihnen zu Diensten sein kann. Das Verbrennen der Papiere, obwohl sie nicht unersetzlich, beängstigt mich. Ich fürchte, Sie befinden sich zu sehr unter dem Eindruck eines unvorhergesehenen Ereignisses, um schon jetzt einen bestimmten Entschluß fassen zu dürfen."

Da richtete Garbe sich zuversichtlich empor. Mit einem kräftigen Zuge leerte er das vor ihm stehende Glas, und sich dem alten Geschäftsfreunde zukehrend, hob er an: „Der Plan, welchen ich vor Ihnen zu offenbaren beabsichtige und zu dessen Ausführung ich Ihres Beistandes

bedarf, iſt am wenigſten ein Kind des Augenblicks. Sie wiſſen, ich bin ein alter Junggeſelle und als ſolcher mit mancherlei Schrullen und Seltſamkeiten behaftet. Nie empfand ich das bitterer, als vorhin, da ich Sie im zärtlichen Verkehr mit ihrem lieblichen Töchterchen ſah. Wohl beſaß ich bisher Jemand, an dem mein ganzes Herz hing, ſeitdem er das Tageslicht zum erſten Mal begrüßte, nämlich die Tochter meines weit jüngeren Bruders, allein alle Hoffnungen, die ich an das ſich holdſelig entwickelnde Kind knüpfte, die mich bedachtſam mein Vermögen überwachen und vermehren ließen, ſind unrettbar dahin geſunken. Heute feierte es ſeine Hochzeit, erloſchen iſt die Fackel, die ich ſelber anzündete, erloſchen wie das letzte freundliche Abendroth, von welchem ich träumte.

Als alter penſionirter Offizier bezog mein Bruder zwar ein Einkommen, welches es ihm ermöglichte, ſeinem einzigen Kinde eine ſorgfältige Erziehung angedeihen zu laſſen, dagegen überſtieg es ſeine Kräfte, auch deſſen Zukunft ſicher zu ſtellen. Da erwachte denn allmählig in mir der Plan, die Lage meines Lieblings, der meinen Namen trug, in meinem Sinne zu geſtalten, mit anderen Worten: ihn zu meinem Univerſalerben einzuſetzen. Ueber meine Verhältniſſe ſprach ich in der Familie meines Bruders nie; es ahnt daher Niemand, daß meine Mittel das gewöhnliche Maß ein wenig überſchreiten. Noch weniger ließ ich jemals eine Silbe über meine heimliche Abſicht verlauten. Ich wollte um meiner ſelbſt willen ein wenig geliebt ſein, und nicht auf Grund einer zu erwartenden Erbſchaft. Lag Habſucht auch nie in dem

Charakter meiner Nichte, so hätte ich mich doch von einem bösen Verdacht nichtlossagen können, wären sie oder ihre Eltern mit meinen Plänen vertraut gewesen. Heute erscheint mein Verfahren mir doppelt weise, weil dadurch irgend welche Erörterungen zwischen mir und meinen Verwandten überflüssig geworden sind. Und welche Freude wäre es für mich gewesen, meine Nichte, nachdem sie einem rechtschaffenen Manne ihre Hand gereicht hätte, mit einigen, ihre Zukunft betreffenden Andeutungen zu überraschen. Und einen Mann, in dessen Hände sie ihr Geschick unbesorgt hätte niederlegen können, einen wohlberufenen Arzt, mochte er immerhin nicht mehr ganz jung sein, hatte ich ja bereits kennen gelernt, als er mich vertrauensvoll bat, eine Annäherung an sie zu ermöglichen. Doch das sollte nicht sein. Es hatte sich nämlich Jemand in ihr argloses Herz eingeschlichen, der freilich mit einem bestechenden Aeußeren und einem vornehm klingenden Namen prunkt; allein lieber hätte ich heute vor ihrem offenen Grabe gestanden, als daß ich sie jetzt unauflöslich an jenen Menschen gekettet weiß.

Meine ernsten Bedenken sprach ich offen vor ihr und ihren Eltern aus; doch Alles war vergeblich. Sie selbst kannte weiter nichts, als die hingebendste Liebe zu ihrem Auserkorenen, wogegen die Eltern in dem Gedanken schwelgten, einen Baron, den stolzen Sprossen aus einem altadeligen Geschlecht, als Schwiegersohn zu begrüßen."

„Aber wenn die Herzen entschieden hatten, weshalb wollten Sie da hindernd einschreiten?" fragte Baruch, als Garbe eine Pause eintreten ließ, und seine Blicke spitzten

ſich förmlich zu, indem ſie auf dem geneigten Haupte des Freundes ruhten.

Haſtig, wie erſchreckend, ſah Garbe empor. Seine Augen ſprühten in feindſeliger Erregung.

„Ja, die Herzen hatten entſchieden,“ wiederholte er mit bitterem Hohn, „wenn aber je die Neigung eines argloſen, treuherzigen Mädchens auf einen unwürdigen Gegenſtand fiel, ſo geſchah es hier. Und mein Urtheil bildete ſich nicht etwa nach den erſten flüchtigen Eindrücken, ſondern nach peinlichen Nachforſchungen und Beobachtungen, die ich anſtellte, ſobald ich die Urſache der häufigen Beſuche des Barons im Hauſe meines Bruders errieth. Und ſo erfuhr ich denn, daß der junge Mann allerdings in den Beſitz eines anſehnlichen mütterlichen Erbtheils und eines Landſitzes gekommen iſt, daß er aber auf dem beſten Wege, das Seinige, ſoweit es noch vorhanden, durch Spiel, ja durch die unheilbare Leidenſchaft des Spiels und ſonſtige noble Paſſionen in alle Winde zu zerſtreuen. Da ſich aber ſchwerlich andere Quellen für ihn öffnen können — mit ſeinem Vater und dem jüngeren bevorzugten Stiefbruder ſoll er bitter verfeindet ſein — ſo iſt vorauszuſehen, daß gänzlicher Ruin in abſehbarer Friſt folgt und die arme junge Frau, die von ihren Eltern nichts zu erwarten hat, ſchließlich in Jammer und Elend verſinkt. Denn ihr Mann zählt zu jenen herzloſen Naturen, die zunächſt an ſich ſelbſt denken und, einmal auf abſchüſſiger Bahn, die Kraft nicht beſitzen, einen neuen Lebenswandel wohl gar unter Arbeit und Entbehrungen zu beginnen. Ob er auf meine Taſche rechnet, weiß ich

nicht, glaube es kaum; denn woher ſollte er über meine Verhältniſſe unterrichtet ſein? Leute von ſeiner Sorte denken überhaupt nicht über den folgenden Tag hinaus, ſo lange der heutige ihnen noch die gewohnten zweifelhaften Genüſſe verſpricht. Iſt das Seinige aber erſt vergeudet, ſo zaudert er nicht, den ihm auf den Namen ſeines Vaters vielleicht gewährten Kredit ſo lange auszunutzen, bis ihm kein anderer Ausweg mehr bleibt, als entweder zu flüchten, oder — was nicht das Ungünſtigſte wäre — ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Wollte ich indeſſen trotz alledem meine Nichte zu meiner Erbin einſetzen, ſo wäre das für den Baron immer nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Anſtatt dadurch zur Beſinnung, zur Erkenntniß ſeiner Werthloſigkeit zu gelangen, würde er in dem heilloſen Wahn beſtärkt werden, daß immer wieder neue Hilfsquellen ſich für ihn öffnen müßten, und ſein wüſtes Treiben nähme einen neuen Aufſchwung. O, ich kenne ſolche Naturen! Das Erbtheil ſeiner Frau würde zerrinnen wie der Frühlingsſchnee an der Sonne, vielleicht kaum ausreichen, die auf ihm ruhende Schuldenlaſt zu tilgen, und was dann?"

„Wenn Sie die freie Verfügung über das Vermögen ausſchlöſſen und Ihrer Nichte nur den Nießbrauch der Zinſen zuſicherten?" meinte Baruch nachdenklich. „Zu Gunſten von deren Kindern könnten ja andere Beſtimmungen getroffen werden."

Gehäſſig lachte der alte Herr auf.

„Wem allein würde das zu ſtatten kommen?" fragte er heftig, „doch nur dem Baron. Denn meine Nichte mit

ihrem ſanften Gemüth iſt ja nicht geſchaffen, einem gewiſſenloſen Gatten, den ſie aus reiner heiliger Liebe heirathete, zu wehren oder das Geringſte, und wär's der letzte Biſſen Brod vor ihrem Munde, vorzuenthalten. O, die Gewalt eines ſelbſtſüchtigen Mannes reicht zu weit, als daß ich meine Nichte einer ſolchen Gefahr ausſetzen dürfte. Nein, lieber mag das arme Kind dem ſchrecklichſten Looſe verfallen, bevor ich ihrem unverbeſſerlichen Gatten auch nur einen Thaler zum Fröhnen ſeiner ſträflichen Leidenſchaften bewillige. Ich habe, bei Gott, während eines langen Lebens nicht geſpart und zuſammengeſcharrt, um nach meinem Tode das Meinige von einem vornehmen Wüſtling vergeuden zu laſſen! Nein, wie gut auch Ihr Vorſchlag gemeint iſt, ich verwerfe ihn. Ich handle, wie es mit meinen Empfindungen im Einklange ſteht und es dem armen Kinde vielleicht dennoch einmal zum Segen gereicht. Denn es wird, es muß der Tag kommen, an welchem die beiden Gatten, wenn meine Nichte nicht vorher erliegen ſollte, von einander geſchieden werden, und dann, ja dann iſt es an der Zeit, die gewiß ſchwer geprüfte Frau und ihre Kinder vom Abgrunde des Verderbens zurückzureißen. Das zu vollführen ſind Sie der Mann," damit warf er einen dicken verſiegelten Brief vor Baruch auf den Tiſch. „Wenn ich nicht mehr unter den Lebenden weile, werden Sie als mein Bevollmächtigter die Vorſehung der Aermſten und ihrer Nachkommenſchaft ſein, und dies Bewußtſein allein iſt es, was mein Herz jetzt ruhiger ſchlagen macht."

Baruch, der allmählig eingeſehen hatte, daß jeder

fernere Verſuch, ſeinen Gaſt umzuſtimmen, vergeblich ſein würde, ſeufzte tief auf, wie Jemand, der im Begriff iſt, eine ſchwere Bürde auf ſeine Schultern zu nehmen. Dann reichte er Garbe die Hand.

„Sie verlangen viel von mir," ſprach er ernſt, „eine Verantwortlichkeit wälzen Sie mir zu, die mich einſchüchtert. Trotzdem fühle ich mich gedrungen, das Verſprechen getreuer Pflichterfüllung nicht nur für mich, ſondern auch für meine Söhne abzulegen, für den Fall, daß ich ſelbſt vor der Zeit abberufen werden ſollte. Aber noch leben wir Beide, noch mögen Umſtände eintreten, durch welche Ihre Beſorgniſſe endgiltig zerſtreut werden."

„Ja, noch leben wir," wiederholte Garbe zufrieden, „und da wollen wir die vor mir liegende kurze Friſt redlich ausnutzen, über alle Verhältniſſe uns ausgiebig zu unterrichten. Von ſeinem Vater hat der junge Baron ſchwerlich viel zu erwarten. Zwiſchen ihm und Jenem ſteht ſein bereits mit einer hochmüthigen, aber ſehr reichen Bürgerstochter verheiratheter Stiefbruder, ein kluger, berechnender und ſehr ſparſamer Herr, der in allen Lebenslagen an ſich ſelbſt und ſeinen Vortheil denkt. Die beabſichtigte Verheirathung des jungen Barons mit der mittelloſen Tochter eines penſionirten Offiziers, der nicht einmal den Vorzug eines vornehm klingenden Namens für ſich hat, ſcheint einen vollſtändigen Bruch zwiſchen ihm und ſeinen Verwandten herbeigeführt zu haben; denn bis zum heutigen Tage erfolgte noch kein Lebenszeichen von Seiten Derjenigen, deren Pflicht es geweſen wäre, einer neu hinzutretenden ſchüchternen jungen Verwandten Hand

und Herz entgegen zu bringen. Es ist dies ebenfalls ein ungünstiges Zeichen für die Zukunft des jungen Paares. Ja, wohin ich meine Blicke richte, überall begegnen sie trüben Bildern, und mit diesen gehen Hand in Hand die schwärzesten Ahnungen. In meiner Besorgniß ließ ich es mich nicht verdrießen, den Landsitz des jungen Barons unauffällig in Augenschein zu nehmen, und was ich da fand, war nicht sehr ermuthigend. Bei einer kleinen Provinzialstadt gelegen, besteht er aus einem Park von mäßigem Umfange und einem alten Hause in der Mitte desselben. Zum Sommeraufenthalt für eine reiche Familie mag er geeignet sein, im Uebrigen ist er ziemlich werthlos. Seit seiner Großjährigkeit ist der jetzige Besitzer nur zwei- oder dreimal dort gewesen, und zwar jedesmal in Begleitung eines älteren Herrn, mit welchem er Alles gründlich besichtigte. Am Verkauf hinderten ihn wohl testamentarische Bestimmungen; dagegen liegt die Vermuthung nahe, daß er auf Grund des Holzwerthes der Parkbäume Anleihen aufnahm. Für unsere nächste Aufgabe halte ich nun, den Gläubiger auszukundschaften und ihm in irgend einer Form, selbst unter Opfern, die Forderungen abzukaufen. Der Baron selber hindert uns dabei voraussichtlich nicht. Er wird froh sein, von Mahnungen zur Zinszahlung verschont zu bleiben; wir aber gerathen dadurch in die Lage, wenn wirklich einmal ein Verkauf bezweckt werden sollte, die Hand auf das Grundstück legen zu können und es wenigstens den Kindern meiner Nichte zu erhalten. Doch damit dürfen wir die Nachforschungen nicht als abgeschlossen gelten lassen. Ich lernte

bei Gelegenheit meines Beſuches eine alte wunderliche Perſon, die ehemalige Amme unſeres Barons kennen, die jetzt des Amtes einer Schließerin waltet, und die ſcheint das volle Vertrauen ihrer verſtorbenen Herrin beſeſſen zu haben. Sie macht freilich den Eindruck einer argwöhniſchen, mürriſchen, verſchloſſenen, aber auch zuverläſſigen Perſon. Sie bezieht eine kleine Rente, wahrſcheinlich von Seiten ihrer verſtorbenen Herrin her, und darf, wie ich aus einzelnen ihrer Bemerkungen entnahm, bis zu ihrem Lebensende nicht aus ihrem heutigen Heim vertrieben werden. Gelingt es uns, das Vertrauen der alten Perſon zu gewinnen, was vielleicht weniger ſchwer, nachdem ſie ſich überzeugte, daß wir das Beſte bezwecken, ſo iſt ſchon viel erreicht. Sie aber werden einräumen, daß es keine anderen Wege, als die vorgeſchlagenen gibt, für die etwaige Nachkommenſchaft meiner Nichte zu ſorgen. Sie ſelbſt ſehe ich ſchwerlich jemals wieder," und tief traurig klang des alten Herrn Stimme, „denn das Haus ihres Gatten zu betreten — nein, nimmermehr würde ich das über mich bringen."

„Ich verſtehe Sie," antwortete Baruch, und das ruhige Greiſenantlitz mit einer gewiſſen Ehrerbietung betrachtend, drückte er ſeines Gaſtes Hand, „und ein hoher Grad von treuer Anhänglichkeit und Selbſtverleugnung gehört dazu, einen ſolchen Entſchluß mit ſo weiter Vorausſicht zu faſſen. Was Sie aber mit ſo viel Umſicht eingeleitet haben, das ſoll gewiſſenhaft zu Ende geführt werden, gleichviel, ob von mir oder von meinen Söhnen."

Garbe lächelte ſchwermüthig.

„Jetzt bin ich beruhigt,“ ſprach er beinahe heiter, „mag Alles kommen, wie es will: meiner Nichte wird der Kummer vorenthalten bleiben, die Erſparniſſe ihres alten Onkels und einzigen wahren Freundes von dem eigenen Gatten ſchamlos verſchwendet zu ſehen.“

Freier bewegte ſich von jetzt ab die Unterhaltung zwiſchen den beiden Geſchäftsfreunden, indem ſie noch dieſes und jenes erwogen und vereinbarten, und weit vorgeſchritten war die Nacht, als Herr Garbe ſich endlich zur Heimkehr rüſtete.

Und wie an dem heutigen Abend ſaßen ſie noch oft in ernſtem Geſpräch beiſammen. Zwei Jahre gingen dahin, und dieſe Zeit genügte, ſie zu überzeugen, daß Garbe's Befürchtungen nicht übertrieben geweſen. Dann legte der alte Herr ſich hin, um eines ſanften Todes zu ſterben. Als man ſein Teſtament öffnete, erwies ſich, daß Diejenigen, die ihn ſo lange für einen reichen Sonderling gehalten hatten, von einer argen Täuſchung befangen geweſen waren. Nur über wenige tauſend Thaler hatte er zum allgemeinen Erſtaunen verfügt, und die waren, um ſie deſſen Schwiegerſohn nicht unmittelbar zufallen zu laſſen, auf ſeinen Bruder vererbt worden.

Dem alten Garbe folgte ſein Bruder bald nach, und dieſen überlebte deſſen Frau nur kurze Zeit. Die Leute raunten ſich zu, daß heimlicher Gram das Leben Beider verkürzt, das traurige Loos ihrer Tochter, die an einen vornehmen Wüſtling gefeſſelt ſei, ihnen den Todesſtoß gegeben habe. Sie wurden ebenſo ſchnell vergeſſen, wie der voraufgegangene alte Garbe. Nur Eine weinte ihnen lange,

Digitized by Google

lange nach, aber nur heimlich und ungesehen, und das war ihre Tochter, deren Zukunft sich mehr und mehr umdüsterte.

Zweites Kapitel.

An einem Sterbebett.

Ein feuchter Herbstwind schnob durch die Straßen einer größeren Provinzialstadt. Hin und wieder führte er Regentropfen mit sich, die indessen bald wieder in eine Art Nebel übergingen. Die Nacht war so finster, wie sie überhaupt nur werden konnte. Jämmerlich kämpften die Flammen in den Laternen um ihr kurzes Leben. Durch die feinsten Ritzen zwischen den Scheiben hindurch fand der Wind seinen Weg, deren Leuchtkraft auf das geringste Maß beschränkend.

Der Abend war bereits so weit vorgeschritten, daß nur noch vereinzelte Fußgänger Straßen und Gassen belebten. Eilfertig verfolgten sie ihren Weg und beinahe unhörbar auf dem schlammigen Pflaster. Nur die Schritte der schwer bestiefelten Nachtwächter, die gemächlich ihrer Pflicht oblagen, erzeugten einen matten Widerhall. Hin und wieder begleiteten sie ihre Bewegungen mit dem Pfeifen, welches das Ende der elften Stunde verkündete.

Je weiter nach der Vorstadt hinaus, um so schwärzer wurde die Finsterniß, um so ohnmächtiger flackerten die gequälten Gasflammen, um so seltener machte sich ein menschliches Wesen bemerkbar. Geisterhaft erschien daher ein gedämpftes röthliches Licht, welches auf dem an den letzten Häusern, Ausspannungen und Scheunen hinlaufen-

den Pfade unſtät einherſchwankte. Aus einer nothdürftig Schutz gewährenden Laterne fiel es in's Freie hinaus, und dieſe wurde getragen von einer kleinen, breiten, ſchattenhaften Geſtalt, welche ſich am Tage als eine ſchlumpige, ſorglos ſtumpf dareinſchauende Magd auswies. Von Zeit zu Zeit hielt ſie die Laterne ſeitwärts, um einer zweiten, ihr auf dem Fuße folgenden Geſtalt das Ueberſchreiten der Pfützen zu erleichtern. Eine Weile hatten ſie ſich ſchweigend einher bewegt, als Letztere etwas lauter zu keuchen begann, eine harmloſe Verwünſchung vor ſich hin murmelte und unwirſch ausrief: „Satanshexe, wüßte ich nicht, daß außer meiner Uhr ich für keine ſechs Pfennige Werth bei mir führte, möchte ich auf den Gedanken gerathen, von Dir in einen Hinterhalt geſchleppt und elendiglich ausgeplündert zu werden."

„Herr Doktor, ich bin ein ehrliches Mädchen," hieß es zurück, „geſchäh's nicht aus Barmherzigkeit für eine arme Kranke, hätten keine zehn Pferde mich zu Ihnen gezogen. Der Tod ſteht auf ihrem Geſicht geſchrieben, das ſieht Jeder, der nur ein Auge hat."

„Dann vorwärts, Liſette, oder wie Du heißen magſt —"

„Ich heiße Veronika," warf die Perſon lebhaft ein.

„Nun ja denn, Veronika," wiederholte der Doktor verdroſſen, „ein Name iſt ſo gut wie der andere; und noch einmal: vorwärts und rühre Deine kurzen Beine. Zum Henker mit allen nächtlichen Krankenbeſuchen!"

„Bald ſind wir da," antwortete Veronika; dann hielt ſie die Laterne fortgeſetzt mit ſteifem Arm von ſich, daß ein Wegweiſer von ihr hätte lernen können.

Digitized by Google

Nach Zurücklegung einer kurzen Strecke bog sie in einen schmalen Gang ein, der zwischen langen, stallartigen Gebäuden und Bretterzäunen hinführte und sich anscheinend auf freiem Felde verlief. Dort beschrieb sie einige kurze Windungen auf morastigem Boden, worauf sie vor einer niedrigen Hütte stehen blieb. Nur undeutlich als schwarze, formlose Masse zeichnete sich dieselbe aus, während ein kleines, matt erhelltes zweiflügeliges Fenster mit zum Theil verklebten Scheiben aus der Vorderwand wie ein erblindetes Auge in die Nacht hinaus stierte.

„Da wären wir," erklärte Veronika, die morsche, schmale Hausthüre beleuchtend, bevor sie den Fallriegel hob, infolge dessen dieselbe knarrend und ächzend nach innen wich, „aber es ist kalt da drinnen und da möchten der Herr Doktor nicht verübeln —"

„Zum Henker mit Deinen Entschuldigungen. Anstatt die Zeit mit unnützem Geschwätz zu vertrödeln, führe mich zu der Kranken."

Sie waren in einen engen, düsteren Flurgang getreten; gleich darauf öffnete Veronika eine zweite knarrende Thüre und vor ihnen lag ein Gemach von mäßigem Umfange, in welchem eine verbogene blecherne Oellampe unzureichende melancholische Helligkeit verbreitete.

Bevor der Doktor, eine mittelgroße, untersetzte Gestalt, eintrat, nahm er den schwarzen Schlapphut von seinem Haupte und entfernte durch kurzes Schwingen die Regentropfen von demselben. Ebenso schüttelte er seinen langen Ueberrock, und das goldknöpfige spanische Rohr, welches ihm so lange als dritter Fuß gedient hatte, unter den

linken Arm klemmend, schritt er über die Schwelle. Dann blieb er stehen, wie um sich durch flüchtige Umschau mit der elenden Umgebung vertraut zu machen, deren Beleuchtung durch Veronika's hoch gehaltene Laterne einen kleinen Zuwachs erhielt. Seine Blicke trafen auf kahle, feuchte Wände, auf einen eisernen sogenannten Kanonenofen, der zugleich als Küchenherd diente, jedoch erkaltet war. Außer drei verkrüppelten Stühlen und ähnlichem Tisch entdeckte er nur noch einen hölzernen Koffer. Ein breites Bett nahm beinahe die ganze Rückwand ein. Außer einigen abgenutzten wollenen Decken waren auch Kleidungsstücke über die in demselben Ruhende hingeworfen worden, offenbar um einen höheren Grad von Wärme zu erzeugen.

Bei diesem Anblick breitete sich ein Ausdruck tiefer Theilnahme über das runde, bis auf einen kurzen dunklen Backenbart glatt geschorene freundliche Antlitz des Doktors aus. Wie sich zu einem schweren Werk rüstend, strich er mit den gespreizten Fingern das Haar von der Stirne zurück und auf der Mitte des Scheitels in eine steile Spitze empor. Dann sich ein wenig gerader aufrichtend, trat er mit Vertrauen erweckendem Gruß neben das Bett hin. Ernst sah er auf zwei große, tief in ihre Höhlen zurückgesunkene blaue Augen nieder, die in banger Erwartung zu ihm empor starrten. Ob das Antlitz der Kranken einst höhere Reize schmückten, war kaum noch zu erkennen, ebenso wenig dessen Alter, in so hohem Grade hatte schweres Siechthum dasselbe entstellt. Die Decke hatte die Unglückliche bis zu ihrem Halse empor gezogen. Nur der rechte Arm, mit farbigem Kattun bekleidet, war frei geblieben,

Digitized by Google

um ein schlummerndes Kind von zwei bis drei Jahren zu halten. Die Farbe der Gesundheit schmückte das kleine Gesicht, daß es zu dem der Mutter kontrastirte, wie lachende Blüthen zu einem offenen Grabe.

Nachdem der Doktor, sichtbar bestürzt, wie im Kampfe mit auf ihn einstürmenden Erinnerungen, eine Weile auf das von seidenweichem dunkelblonden Haar umwallte Haupt der Dulderin niedergeschaut hatte, sprach er mit unsicherer Stimme: „Warum schickten Sie nicht früher? Kam ich vor Wochen, möchte es mir leichter geworden sein, Ihnen zu helfen."

„Ich suchte ärztlichen Rath," antwortete die junge Frau in einer Weise, welche einen höheren Bildungsgrad verrieth, „allein er wurde mir nur kärglich zu Theil. Mir fehlten die Mittel, den gegebenen Anweisungen pünktlich Folge zu leisten; da mag man für überflüssig gehalten haben, sich weiter um mich zu kümmern."

Während dieser kurzen Erklärung schien eine eigenthümliche Wandlung in dem Doktor vor sich gegangen zu sein. Er hatte die Farbe gewechselt, fest ruhten seine Lippen auf einander. In dem Bewußtsein, von der Leidenden ängstlich beobachtet zu werden, kehrte er sich ab, und einen Stuhl herbeiholend ließ er sich neben dem Bett auf demselben nieder. Bedächtig säuberte er seine Brille, dann erst ergriff er die Hand der Kranken, um deren Pulsschlag zu prüfen.

„Ja, ja," hob er nach einer Pause unsäglich bitter an, „es liegt in der menschlichen Natur, nicht gern Schritte umsonst zu thun. Doch beschäftigen wir uns lieber mit

Ihrem Zuſtande — aber es iſt kalt hier, zu kalt für Jemand, der nicht unerheblich fiebert —"

„Mich friert nicht," fiel die Unglückliche etwas lebhafter ein, „auch mein Kind iſt warm und den letzten kleinen Kohlenvorrath möchte ich ſchonen, um meinem Töchterchen hin und wieder die Milch wärmen zu können."

Der Doktor warf einen rathloſen Blick um ſich.

„Schrecklich, ſchrecklich!" ſprach er erſchüttert vor ſich hin; dann lauter: „Es fehlt Ihnen offenbar an Allem. Da iſt es freilich ſchwer, ausgiebig zu helfen. Beſaßen Sie denn gar keine Freunde? Niemand, der in Ihrer Noth Ihnen hätte beiſpringen können?"

„Keinen," hieß es verzweiflungsvoll unter hervorbrechenden Thränen zurück, „auch fehlten mir die Gelegenheit und der Muth, Fremde um Beiſtand anzugehen. Es hätte mir zu viel geboten werden müſſen, denn mein Letztes gab ich hin, ſeitdem die furchtbare Krankheit mich an's Bett feſſelte und ich unfähig wurde, die Nadel zu führen, um wenigſtens meinem Kinde ausreichende Pflege angedeihen laſſen zu können. Wäre die Veronika nicht, die ſelber von der Barmherzigkeit Anderer lebt, ſo hätten wir Beide längſt ſterben müſſen."

„Meine liebe Frau," verſetzte der Doktor ſanft tadelnd, „mit Ihrem Stolz — und Anderes hielt Sie nicht ab, fremde Hilfe anzurufen — haben Sie ſich ſelbſt den größten Schaden zugefügt, und damit auch Ihrem Kinde. Das muß jetzt anders werden. Zunächſt möchte ich Sie um Ihren Namen bitten."

Die Leidende ſann einige Sekunden nach und antwortete mit unverkennbarem Widerſtreben: „Garbe.“

Der Doktor lehnte ſich erſchrocken zurück. Entſetzen prägte ſich auf ſeinen Zügen aus. Ja, ſie war es, ſie, die er einſt geliebt, der er blutenden Herzens hatte entſagen müſſen. Nur mühſam vermochte er ſich zu faſſen.

„Garbe, Garbe,“ ſprach er endlich, ſeine Augen mit der Hand beſchattend, um dem geſpannten Blick der Kranken auszuweichen, „Garbe — ich kannte einen alten Herrn dieſes Namens —“

„Der Bruder meines Vaters,“ fiel die Leidende in ihrer Erregung ein, bereute aber offenbar ihre Worte, denn nach kurzem Sinnen fügte ſie befangen hinzu: „Er iſt ſeit Jahren todt, todt, wie meine Eltern, die, Gott ſei Dank, früh genug ſtarben, um nicht den ganzen Umfang des Unglücks kennen zu lernen, welches auf ihre Tochter hereingebrochen iſt.“

Wilde Verzweiflung gelangte auf dem jammervoll entſtellten Antlitz zum Durchbruch, und dies gewahrend, kehrte ſich der Doktor der in einem Winkel kauernden Veronika zu.

„Liſette!“ rief er ihr zu; doch bevor er fortzufahren vermochte, wendete die Gerufene ein:

„Ich heiße Veronika,“ und auf ihrem runden, einfältigen Antlitz mit den großen waſſergrauen Augen und dem als Naſe dienenden kugelförmigen Auswuchs ſpielte kindiſcher Stolz.

Dem Doktor ſchien die wunderliche Unterbrechung bis zu einem gewiſſen Grade willkommen zu ſein, denn anſtatt

ungeduldig zu werden, bemerkte er gutmüthig belehrend: „Für mich biſt und bleibſt Du Liſette, und hörſt Du dieſen Namen ausſprechen, ſo weißt Du, wer damit gemeint iſt. Alſo Liſette, jetzt zünde Feuer an — ſchnell, recht ſchnell," fügte er hinzu, ſobald er entdeckte, daß Veronika zweifelnd auf die Kranke ſah, „ſcheue Dich nicht, den ganzen Kohlenvorrath zu verbrauchen. Iſt der verbrannt, gibt's Stellen genug, auf welchen mehr zu holen iſt."

Er wartete, bis das Mädchen ſich an die Ausführung ſeines Befehls begeben hatte, und kehrte ſich der Kranken wieder zu, dieſelbe in ſeiner milden Weiſe um ihren Zuſtand befragend und den Herd ihrer Leiden ergründend.

„Ich glaubte zu erſticken," klagte dieſe leiſe, „ich fühlte, wie es mir beängſtigend zum Herzen drang; da entſchloß ich mich in meiner Angſt, Sie um Ihren Beſuch zu bitten. Schon mehrfach war ich ſolchen Anfällen unterworfen, aber ſie wiederholen ſich jetzt häufiger und ſtärker — was ſoll aus meinem Kinde werden —"

„Für Ihr Kind wird auf alle Fälle geſorgt," bemerkte der Doktor tröſtlich einfallend; „ich ſage das nicht, als ob ich Ihren Zuſtand für hoffnungslos hielte, ſondern um Sie zunächſt zu beruhigen. Es erholten ſich Menſchen, die weit bedenklicher darnieder lagen; aber geiſtige Ruhe iſt Hauptbedingung, oder alle Mühe und Sorgfalt erweiſt ſich als fruchtlos."

„Alles vergeblich, Herr Doktor, ich fühle es," verſetzte die Kranke ſchwermüthig, „mögen meine Qualen ſich noch Wochen und Monate hinziehen: mein Loos iſt beſiegelt. Und da betrachte ich es als eine Eingebung von oben,

Digitized by Google

daß ich gerade zu Ihnen ſchickte, deſſen gütige Worte ſchon jetzt eine heilſamere Wirkung auf mich ausüben, als alle Arzneien, welche man mir bisher verabreichte."

„So ſollen Sie meine Worte auch morgen hören," betheuerte der Doktor ermuthigend, „o, alle Tage und ſo lange, bis Sie ſich wieder ſtark genug fühlen, das Bett zu verlaſſen." Er ſäumte ein Weilchen, wie um ſich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Diejenige, die er jetzt in einer wahrhaft grauenvollen Lage vor ſich ſah, wirklich dieſelbe, deren Anblick einſt ſein Auge entzückte, die zarteſten Regungen in ſeinem Herzen entzündete. Dann begann er von Neuem: „Auch ſorgen Sie nicht um Mittel. Noch gibt es Menſchen — und ich kenne ſolche — die ihren leidenden Mitmenſchen mit offenen Händen entgegen kommen. Und ſo ſehr viel gehört ja nicht dazu, Ihre Lage wenigſtens zu einer erträglichen zu geſtalten."

„Umſonſt, Herr Doktor, Alles umſonſt," klagte die junge Frau nunmehr flüſternd, und mit ihrer freien Hand ergriff ſie die des Arztes, „und die körperlichen Leiden ſind ja nicht das Aergſte. Schrecklichere Qualen foltern meinen armen Geiſt in erhöhtem Grade, weil das einzige Mittel, ſie einigermaßen zu lindern, für mich allein unerreichbar iſt."

Sie ſandte einen Blick nach dem Ofen hinüber. Das Feuer hatte zu poltern begonnen. Veronika kniete vor dem Ofen und legte immer neue Kohlenſtücke auf die wachſende Gluth. Sie ſchien für nichts Anderes mehr Sinn zu haben.

„Herr Doktor," kehrte die Leidende ſich dieſem wieder

flüſternd zu, als hätten die Worte ſich mit Widerſtreben ihren farbloſen Lippen entwunden, „ich ſchickte zu Ihnen nicht in der Erwartung, daß Ihre Mühe durch nachhaltigen Erfolg gelohnt werden würde; zu genau weiß ich, daß ich mich außerhalb des Bereiches aller menſchlichen Hilfe befinde. Ich täuſche mich darüber nicht. Meine Tage ſind gezählt. Noch kurze Zeit, und ich erliege einem dieſer furchtbaren Erſtickungsanfälle. Nein, Herr Doktor, mein Anliegen iſt anderer Art. Aber nur zu Ihnen kann ich darüber ſprechen. Das Mädchen darf nichts davon erfahren. Obwohl einfältig, mag ein einziges zu ſeinen Ohren dringendes Wort unſägliches Elend für mein armes Kind im Gefolge haben. Wenn es Ihnen möglich wäre, das bedauernswerthe Geſchöpf zu entfernen, ohne daß es Argwohn ſchöpft. Bei aller Treue iſt es doch zu Mißtrauen geneigt — wüßte ich nur, wie es zu beginnen wäre."

Hier ſchwieg die Kranke und bange ſah ſie zu dem Doktor empor. Dieſer ſtarrte mit gerunzelten Brauen vor ſich nieder. Seine Gedanken ſchienen in zurückliegenden Tagen zu weilen. Endlich ſchob er an ſeiner Brille, die geſpreizten Finger fuhren langſam durch den braunen Haarthurm, und ſeine Stimme durch kurzes Räuſpern klärend, hob er an: „Sie müſſen etwas genießen. Die kalte Suppe da iſt nichts für Sie. Haben Sie Thee im Hauſe?" Und als die Kranke ein verneinendes Zeichen gab, ſprach er weiter: „So thut es vorläufig etwas warme Milch mit Waſſer —"

„Aber mein Kind —"

„Wir verbrauchen nicht Alles, und bevor Noth eintritt, haben wir für mehr gesorgt," beruhigte der Doktor. Dann zog er sein Taschenbuch hervor, und nachdem er mit Bleistift ein Rezept und eine längere Anweisung eingetragen hatte, riß er die beiden Blätter aus.

„Lisette," rief er dem Mädchen zu, welches sich mit einem verhaltenen „Veronika" auf den Lippen ohne Säumen erhob und zu ihm heran trat, „mit unserer Kranken steht es nicht gut; es muß schleunigst etwas für sie gethan werden. Du bist eine brave Person, aber auch sehr gescheidt. Du wirst mit Freuden das Deinige dazu beitragen, deren Lage zu erleichtern. Hier hast Du zwei Zettel. Den mit dem eingekniffsten Eselsohr trägst Du nach meiner Wohnung — brauchst nur zu klingeln — und überreichst ihn meiner Haushälterin. Den anderen gibst Du nebenan in der Apotheke ab — ziehe nur kräftig an der Nachtglocke — und warteſt, bis man Dir die Medicin einhändigt. Zu bezahlen brauchst Du nichts. Dann gehst Du wieder in meine Wohnung. Dort wird die Frau Dir einen gefüllten Korb übergeben. Da hinein lege auch die Arznei und beeile Dich, hierher zu kommen. Verstanden?"

Veronika nickte zum Zeichen der Bejahung und der Doktor fügte hinzu: „Also beeile Dich. Es ist halb zwölf Uhr durch. In einer Stunde kannst Du bequem zurück sein."

Veronika warf einen fragenden Blick auf die Kranke. Diese neigte zustimmend das Haupt, worauf das Mädchen einen Blechnapf mit Wasser auf den Hitze sprühenden Ofen

ſtellte, ihr feuchtes Tuch um die Schultern warf, und die noch brennende Laterne ergreifend, ſich dienſtfertig auf den Weg begab.

Die Kranke lauſchte der Scheidenden geſpannt nach; ſobald deren ſchwere Schritte draußen verhallten, nahm ſie, von ihren Empfindungen überwältigt, wieder des Doktors Hand. Thränenden Auges ſah ſie zu ihm empor; einige Sekunden ſchwankte ſie; doch ſich gewaltſam ermannend, begann ſie mit fieberhafter Haſt: „Jetzt bekenne ich offen, daß Garbe nur mein Mädchenname. Sie ſind der Arzt des hieſigen Gefängniſſes, und gerade das beſtimmte mich, Ihren Beiſtand anzurufen. Sie müſſen meinen Mann kennen, den Vater dieſes unſchuldigen Engels, der ſo ſanft ſchläft, meinen Mann, welcher in der unter Ihrer Obhut ſtehenden Strafanſtalt ſchmachtet, den — Baron von Scherben —“

Sie verſtummte ſchaudernd und ſchloß die Augen. Das furchtbare Bekenntniß ſchien ihr die letzte Kraft geraubt zu haben. Erſt als der Doktor erſchüttert mit der Hand über ihre feuchte Stirne ſtrich, gewann ſie ihre Faſſung zurück, und flehentlich zu ihm aufſchauend, wiederholte ſie, jetzt aber freier: „Ja, in der Strafanſtalt, Gott ſei es geklagt, im Gefängniß, ahnungslos, daß ich ihm ſo nahe, ahnungslos, daß meine Tage gezählt ſind und auch der abſehbar, an welchem ſein Kind als Waiſe irgend einer gewiſſenloſen Pflegerin übergeben wird, um als Mittel zum elendeſten Gelderwerb ſeinem gräßlichen Ende entgegen zu ſiechen.“

„Das iſt eine entſetzliche Kunde,“ ſpann der Doktor

das Gespräch wie erstaunt weiter, obwohl er Alles leicht genug errathen hatte, und sein ehrliches Herz krampfte sich schmerzlich zusammen angesichts des Jammers und der Todesangst, welche sich in der Stimme, wie in dem Antlitz der Leidenden offenbarten; „blicken Sie indessen nicht so gänzlich hoffnungslos in die Zukunft. Selbst wenn das Schlimmste eintreten sollte, wird Ihr Kind nimmermehr das Opfer eines dieser Scheusale werden. Gereicht es Ihnen aber zur Beruhigung, so verspreche ich gern, selbst für eine Zufluchtsstätte zu sorgen, auf welcher die Kleine die liebevollste Pflege zu gewärtigen hat."

„Sie meinen ein von den Behörden überwachtes Asyl für Waisen," erwiederte die Kranke bitter, und ihr entstelltes bleiches Antlitz röthete sich matt vor den in ihr wogenden Beängstigungen, „und ließe ich das noch gelten — mein Gott, ich trage ja nicht die Schuld — wer aber würde meine arme Tochter dagegen schützen, daß beim Heranwachsen und sobald sie Verständniß dafür besäße, sie als eine Gebrandmarkte gemieden, als die Tochter eines früheren Strafgefangenen zurückgestoßen und verhöhnt würde? Herr Doktor, dieser Gedanke ist mir unerträglich, erschwert mir das Sterben in einer Weise, daß ich es nicht beschreiben kann. Ich selbst gehe dem Schrecklichsten aus dem Wege, aber mein Kind, mein armes Kind, was soll aus ihm werden, wenn das Mutterauge es nicht mehr überwacht? Sie sind jetzt meine einzige, meine letzte Hoffnung, und bei der Erinnerung an meinen verstorbenen Onkel, dem Sie ja befreundet gewesen, beschwöre ich Sie: retten Sie meine Tochter, bewahren Sie

die Aermſte vor einem Looſe, im Vergleich mit welchem meine jetzige Lage noch golden genannt zu werden verdient."

„Alles, Alles, was nur irgend zu Ihrer Beruhigung beitragen kann, und es ſteht in meinen Kräften, das ſoll geſchehen," betheuerte der Doktor, und er, der in ſeinem Leben ſo manche Scene des Jammers und der Verzweiflung kennen lernte, fühlte ſein Herz vor Wehmuth zittern, „aber ſprechen Sie weiter, vertrauen Sie mir an, wie ich zur Erfüllung Ihrer Wünſche beizutragen vermag."

„Meinen unglückſeligen Mann — bei Ihren Beſuchen in der Strafanſtalt müſſen Sie ihn geſehen haben," fuhr die Kranke mit bebenden Lippen fort, „eine ſchöne, eine ſtolze Erſcheinung mit braunem Haar und Bart, mit etwas unſtetem, düſterem Blick und dennoch ſeltſam glanzvollen braunen Augen — Herr Doktor, ich ſtehe jetzt auf der Schwelle des Todes, da werden Sie mir glauben, wenn ich mit meinem letzten Athemzuge beſchwöre, daß er kein verabſcheuungswürdiger Verbrecher iſt. Nur ſchweres Unglück und der Haß Derjenigen, die ihm mit Rath und That hätten zur Seite ſtehen ſollen, haben ihn zu dem gemacht, für was er heute gilt, gleichviel, ob ſeine Schuld erwieſen wurde oder nicht. Ich ſelbſt glaube nicht an ſeine Schuld. Leichtſinnig mag er geweſen, von ſeinen zügelloſen Leidenſchaften vorübergehend beherrſcht worden ſein, aber zum Verbrecher im elendeſten Sinne des Wortes iſt er nicht geworden."

Nach dieſen mit Heftigkeit ausgeſtoßenen Worten ſchien die Kraft der Leidenden erſchöpft zu ſein. Sie athmete

kurz und ſchwer. Die dadurch entſtehende Pauſe benutzte der Doktor zu der Bemerkung: „Ja, ich ſah ihn —“

„Wie ſieht er aus?“ fiel die junge Frau mit halb erſtickter Stimme ein, „was ſpricht er? Wie erträgt er die ſchreckliche Gefangenſchaft? Sie begreifen, ſeit er mir entriſſen wurde, mußte aus vielen Gründen der Verkehr zwiſchen uns aufhören.“

„Sein Haar iſt gebleicht,“ antwortete der Doktor ſchonend, „und es könnte wohl kaum anders ſein. Sprechen hörte ich ihn dagegen nie. In ſeinem Blick offenbart ſich düſtere Ergebung in's Unabänderliche, unheilbarer Gram um die Seinigen. So ſchreitet er auch einher, wie Jemand, der mit dem Leben abgeſchloſſen hat, ein ſicheres Zeichen, daß er Ihren Glauben an ihn verdient.“

Die Kranke ſchluchzte leiſe. Erſt nach einer längeren Pauſe bemerkte ſie wie im Traume: „Wohl gehörte ich zu ihm, allein um des unſchuldigen Kindes willen, welches uns Beiden gleich theuer, mußte ich jeden Gedanken an ein Wiederſehen aufgeben. Armer Mann, das Opfer, welches von Dir gefordert wird, iſt nicht ſchwerer, als diejenigen, welche zu bringen ich gezwungen war. Und unter verändertem Namen, als wäre ich ſelbſt eine Verbrecherin, darbend und in ſteter Furcht vor Entdeckung wenigſtens Deine Nähe zu ſuchen, zählt gewiß nicht zu den leichteſten.“

Sie ließ wiederum eine Pauſe eintreten, und leiſer noch, wie in Furcht, von Jemand belauſcht zu werden, fuhr ſie fort.

„Die hoffnungsloſe Lage, in welcher ich mich jetzt be-

finde, hat Alles geändert. Das Wohl meines Kindes kann und darf mir nur noch allein am Herzen liegen. Dieser Gedanke hat mich keinen Augenblick verlassen, seitdem ich allmählig zu der Ueberzeugung gelangte, daß ich dem Tode rettungslos verfallen bin. Herr Doktor, ich muß meinen Mann vor meinem Hinscheiden noch einmal sehen, ich muß eine endgiltige Entscheidung über die Zukunft unseres Kindes mit ihm vereinbaren, und dazu werden Sie mir behilflich sein, wenn nur noch ein Funke menschlichen Gefühls in Ihnen wohnt."

Der Doktor erschrak, faßte sich indessen schnell und antwortete zögernd: „Das wird schwer zu ermöglichen sein."

„Es ist möglich, Herr Doktor," versetzte die junge Frau in Todesangst, „ich weiß es, Sie können es bewirken auf die eine oder die andere Art, und geschieht es nicht, so fällt auf Ihr Gewissen nicht nur meine schwere Sterbestunde, sondern auch alles Leid, aller Gram, alle Schande, welche meine arme Tochter mit sich durch's Leben zu schleppen hat."

„Sie überschätzen meinen Einfluß, theuerste Frau," wendete der Doktor erschüttert ein, „ich selbst komme nur mit den Kranken der Anstalt in Berührung. Gelänge es mir indessen, zu erwirken, daß man Ihren Gatten hierher führte, wo bliebe da die Verheimlichung Ihres Namens? Aus solchem Verfahren würden sich sogar Schwierigkeiten für Sie entwickeln, deren Folgen namentlich in Ihrem jetzigen Zustande nicht absehbar wären."

„Nein," eiferte die Kranke in wachsender Erregung, „hierher geführt darf er nicht werden. Als freier Mann

oder als Flüchtling muß er vor mich hintreten; denn nur er allein iſt im Stande, unſer Kind dahin zu bringen, wo es in Unkenntniß über ſein Herkommen erhalten und für's ganze Leben aller Trübſal entzogen bleibt. Ich ſeh's Ihnen an," fügte ſie mit herzzerreißendem Ausdruck hinzu, „Sie möchten mich fragen, weshalb es nicht längſt durch mich ſelber geſchah. Allein kein fühlender Menſch kann von einer Mutter erwarten, daß ſie von ihrem einzigen Kinde ſich trennt, ſo lange ſie noch für daſſelbe einigermaßen zu ſorgen vermag. Würde ich aber jetzt zu dem ſchrecklichen Opfer mich verſtehen, ſo iſt es zu ſpät — viel zu ſpät."

„Wie gerne böte ich Ihnen den gewünſchten Troſt," verſetzte der Doktor wieder zögernd, denn es widerſtrebte ihm, auch nur einen Funken von Hoffnung zu laſſen, wo eine ſolche unberechtigt, ſogar widerſinnig war, „wie unendlich gern um jeden Preis; doch ein Bild, wie es Ihnen vorſchwebt, es gehört zu den Unmöglichkeiten. Nein, Sie dürfen ſich nicht mit Plänen tragen, die bei dem erſten Verſuch der Ausführung in nichts zerrinnen und dann eine um ſo vernichtendere Enttäuſchung im Gefolge haben würden. Dagegen verſpreche ich heilig, daß wenn es Ihnen nicht vergönnt ſein ſollte, die Kleine fernerhin zu überwachen, mich ſelber deren anzunehmen, ſie gewiſſenhaft dahin zu ſchaffen, wo auch immer Sie dieſelbe untergebracht zu haben wünſchen."

„Herr Doktor," hob die junge Frau nunmehr mit beängſtigender, ſie faſt erſtickender Leidenſchaftlichkeit an, „nur mein Mann, kein Anderer, iſt im Stande, das Kind

einem ſicheren Hort zuzutragen! Nein, ſprechen Sie mir nicht die letzte Hoffnung ab! Habe ich mich aber in meiner Verzweiflung vergeblich an Sie gewendet, ſo bleibt mir kein anderer Ausweg, als mein Kind mit mir fortzunehmen, es mit einem letzten Kuß zu erſticken, unbekümmert darum, ob ich als Kindsmörderin hinter der Kirchhofsmauer eingeſcharrt werde. Nein, Herr Doktor, es gibt kein anderes Mittel, mein Kind vor unſäglichem Elend zu bewahren. Entweder mein Mann wird frei und nimmt den unſchuldigen Engel aus meinen Armen, oder ich ſcheide in deſſen Begleitung aus dieſem Leben."

Bei dieſer Erklärung, abgelegt mit dem Ausdruck eines von wilder Verzweiflung getragenen finſteren Willens, fühlte der Doktor es wie Eis durch ſeine Adern rinnen. Nur unter der äußerſten Anſtrengung bewahrte er ſeine bisherige Scheinruhe. Er erwog, ob unter ſolchen Verhältniſſen das Kind bei der Mutter gelaſſen werden dürfe, ob es nicht geboten ſei, ihr eine zuverläſſige Wache beizugeben, und doch widerſtrebte es ihm, ihr, die dem Tode unrettbar verfallen, faſt noch im letzten Augenblicke mit Härte zu begegnen. Ernſt, ſogar verſchloſſen ſah er auf das durch Todesangſt in erhöhtem Grade entſtellte Antlitz nieder. Er verglich es im Geiſte mit einem anderen, deſſen Anblick ihn einſt entzückte, berauſchte, und dem er ſich doch nicht zu nähern wagte. Er verglich die eben vernommenen furchtbaren Worte mit dem ſorgloſen hellen Lachen, welches noch heute ſo verlockend in ſeinen Ohren klang, und er meinte, an der Gerechtigkeit des Himmels zweifeln zu müſſen.

Unbewußt neigte er das Haupt. Die Gläſer der Brille verheimlichten, daß Thränen in ſeinen Augen zuſammenliefen. In dem Trachten, die krankhaft Erregte zuvor etwas mehr Ruhe gewinnen zu laſſen, nahm er das Geſpräch erſt nach einer längeren Pauſe wieder auf.

Drittes Kapitel.

Die Laufbahn eines Spielers.

„Wie lange befindet Ihr Gatte ſich bereits in Haft?“ fragte der Doktor endlich in ſeiner gütigen Weiſe.

In den Augen der jungen Frau leuchtete es auf. Sie deutete die Frage in dem ihr am günſtigſten erſcheinenden Sinne und antwortete lebhaft: „Seit anderthalb Jahren. Kaum ſechs Monate durfte er ſich an dem Anblick unſeres Töchterchens erfreuen, für ihn um ſo ſchmerzlicher, weil unſer erſtes Kind, ein Knabe, ſchon nach wenigen Wochen ſtarb.“

„Wie lange wird er noch an ſeinem jetzigen Aufenthaltsort zurückgehalten werden?“

„Noch drei und ein halbes Jahr. Fünf Jahre wurden ihm im Ganzen zuerkannt, alſo lange genug, daß, wenn die Stunde ſeiner Entlaſſung ſchlägt, unſere Tochter bereits Verſtändniß dafür beſitzt, wenn es heißt, ihr Vater — nein, ich kann es nicht ausſprechen — es wäre zu entſetzlich; nein, ſo weit darf es nicht kommen.“

„Fünf Jahre,“ wiederholte der Doktor ergriffen, „welche endloſe Zeit in einer ſolchen Lage! Vielleicht gelänge es, dieſelbe abzukürzen, wenn ein von einflußreicher Stelle

aus befürwortetes Gnadengeſuch eingereicht würde. Solche Ausſicht würde Ihren Muth und damit Ihre körperliche Widerſtandsfähigkeit ſtählen, daß Sie hoffen dürften, den Tag der Befreiung und noch viele andere zu erleben.“

„Nein, ſo lange will ich nicht leben,“ fiel die geängſtigte junge Mutter ungeſtüm ein, und Thränen des Jammers drangen in ihre Augen, „ich will nicht erleben, was meines Kindes Zukunft unheilbar untergraben würde, und meine Tochter darf es ebenfalls nicht. Unſer wahrer Name ſoll vergeſſen ſein. Ahnungslos und daher frei und offen ſoll ſie den Leuten in die Augen blicken, und das iſt nur möglich, wenn unter Ihrer Beihilfe mein Mann das Gefängniß verläßt und zu mir kommt. Seine Aufgabe ſoll es ſein, ich wiederhole es mit Todesangſt und indem ich Gott zum Zeugen anrufe, das unſchuldige Weſen einer beſtimmten Obhut anzuvertrauen, dann aber zu verſchwinden, um den Weg ſeiner Tochter nie wieder zu kreuzen. Er liebt ſie, hat mich geliebt, liebt mich vielleicht heute noch und wird meinen letzten Willen ehren, und um ſolchen Preis verſteht er ſich dazu, nie auch nur den leiſeſten Verſuch zu unternehmen, den Frieden der Ahnungsloſen zu ſtören. Kein Opfer wird ihm zu ſchwer erſcheinen — und Großmuth liegt ja in ſeinem Charakter — er wird lieber in den Tod gehen, als noch einmal da auftreten, wo ſein Erſcheinen von den entſetzlichſten Folgen begleitet wäre. Die Welt iſt ja ſo groß, und ſicher findet er irgendwo eine Stätte, auf welcher er unerkannt den Reſt ſeines Lebens in Frieden verbringen mag.“

Und wiederum lenkte der Doktor bedachtſam ab, indem

er fragte: „Was brachte ihn denn in seine jetzige Lage? Ich möchte es wissen, um zu beurtheilen, in wie weit eine Begnadigung im Bereich der Möglichkeit. Nach der Strafzeit zu schließen, muß ihm Schweres zur Last gelegt sein, doppelt schwer in Berücksichtigung des hohen Grades seiner Bildung."

„Fragen Sie mich nicht darnach," versetzte die Unglückliche, ihr Antlitz abwendend, „und seiner Bildung erwähnen Sie? O, ich habe Stunden gesehen, in welchen er die Umgebung durch seinen Geist entzückte, in welchen man mich um seinen Besitz beneidete —" sie brach ab, kehrte sich aber dem Doktor wieder zu und fuhr in ergreifendem Klagetone fort: „Nachdem ich Ihnen so viel anvertraute, gibt es keinen Grund mehr für mich, mit der vollen Wahrheit zurückzuhalten. Kann das, was vor Ihnen zu offenbaren ich im Begriff stehe, doch nur dazu beitragen, Sie in Ihrem Urtheile milder zu stimmen, daß Sie nicht länger ablehnen, den letzten, heilig berechtigten Wunsch einer Sterbenden zu erfüllen. Ja, einer Sterbenden," und sie senkte einen unendlich traurigen Blick auf ihr schlummerndes Töchterchen, „denn wie lange kann es nur noch dauern, bis die Wasserfülle in meiner Brust mich erstickt?" Sie säumte wiederum, und angstvoll nach Athem ringend, bat sie den Doktor, ihr behilflich zu sein, sich höher aufzurichten.

Nachdem dieser sie in eine fast sitzende Stellung gehoben, und ihren Oberkörper durch Kissen und Decken gestützt hatte, nahm sie ihre Mittheilungen leiser und ihre Kräfte schonend alsbald wieder auf: „Ein neuer Anfall drohte —

ich danke Ihnen — jetzt fühle ich mich freier. Ohne fernere Störung mag ich Sie über Alles unterrichten. Ich zählte einundzwanzig Jahre, als ich meinen jetzigen Mann kennen lernte, dann dauerte es nicht lange, bis wir uns verheiratheten. Er beſaß ein Vermögen, von welchem ich glaubte, daß es uns fortan gegen materielle Sorgen ſchützen würde, und da hielt ich unſer Glück für unerſchütterlich. Doch wenn auf der einen Seite die überſchwenglichſten Hoffnungen mich beſeelten, ſo bedrückte mich andererſeits, daß ſeine nächſten Verwandten unſere Vereinigung durchaus mißbilligten. Weder ſein Vater noch ſein jüngerer Stiefbruder betraten jemals unſere Schwelle, infolge deſſen auch wir nach den erſten vergeblichen Verſuchen einer Annäherung ihnen fern blieben.

Das erſte Jahr verſtrich in verhältnißmäßig zufriedenem Beiſammenſein. Es beunruhigte mich nur, daß mein Mann die meiſten Abende außerhalb verbrachte und gewöhnlich ſehr ſpät heimkehrte. Eine andere Quelle meiner Sorge war, daß er nie Schritte unternahm, irgend eine Anſtellung zu gewinnen. Hätte dieſelbe auch nur wenig eingetragen, ſo wäre er doch beſchäftigt geweſen, und nach ſeiner Abweſenheit den Tag über würde er das Verweilen in der eigenen Häuslichkeit vielleicht willkommen geheißen und Gewohnheiten entſagt haben, die ſchließlich unſeren Ruin herbeiführen mußten. Es konnte mir nämlich nicht verborgen bleiben, daß er ſpielte, eine Entdeckung, die mich mit Grauen erfüllte und um ſo aufreibender, weil ich gezwungen war, ſie vor ihm zu verheimlichen. Denn trotz der vielfachen Beweiſe ſeiner Liebe zu mir

Digitized by Google

fürchtete ich ſeine reizbare Stimmung, die immer häufiger und rückſichtsloſer zum Ausbruch gelangte, und wahrſcheinlich jedesmal, wenn er hohe Summen verloren hatte. Das machte mich ſehr unglücklich; und doch gewann ich es nie über mich, ihn zu warnen, anzuflehen, einem Lebenswandel zu entſagen, in deſſen Gefolge Verderben und Elend tückiſch lauerten. Ich beklagte ihn mehr, als daß ich ihn hätte verdammen mögen; war er doch in Kreiſen aufgewachſen, in welchen ſeinen ſträflichen Leidenſchaften, anſtatt ſie zu erſticken und ihnen den Boden zu entziehen, gewiſſermaßen Vorſchub geleiſtet wurde. Und gute Regungen lebten in ihm; ſie kamen indeſſen in demſelben Maße ſeltener zum Ausdruck, in welchem tiefe Verbitterung in ſeinem Gemüth Platz griff und endlich in ſeiner Verblendung die krankhafte Zuverſicht ihn beherrſchte, auf dem Wege des Glücksſpiels unſere ſchwer erſchütterte Lage wieder zu befeſtigen.

Was ich litt, iſt unbeſchreiblich. Wenn immer ich zu einer matten Hoffnung mich emporſchwang, gellte es in meinem Innern: der Spieler iſt verloren; keine Macht der Erde vermag Denjenigen zu retten, der einmal von dem unheimlichen Bann der Spielwuth umgarnt wurde, und das hat ſich an dem Unſeligen erfüllt. Hierzu geſellte ſich, daß unſer erſtes Kind, ein Knabe, auf deſſen ſegensreichen Einfluß ich ſo zuverſichtlich gerechnet hatte, bald nach der Geburt ſtarb. Der Einfluß ſeines Vaters wie ſeines Bruders hätte noch weniger auf ihn eingewirkt, wäre er ihm in der That geboten worden. Vollſtändig mit ihnen zerfallen, und zwar auf Grund erlittener Zu-

rückſetzungen, wäre er lieber geſtorben, bevor er eine Verſöhnung mit ihnen angeſtrebt hätte. Sein urſprünglicher Eigenwille verwandelte ſich in Starrheit. Sein Ernſt ging in finſtere Schweigſamkeit über, was mich Tag und Nacht für ſein Leben fürchten ließ. Es ſchwebte mir vor, daß er nach einem vernichtenden Verluſte nur die Mordwaffe zur Hand zu haben brauchte, um ſie gegen ſich ſelbſt zu richten.

Da ſtarb ſein Vater. In unſeren Erwartungen, trotz der mißlichen Verhältniſſe eine Erleichterung unſerer gedrückten Lage zu erfahren, ſahen wir uns getäuſcht. Ein einfaches Schreiben, durch das Gericht meinem Manne zugeſtellt, ſetzte ihn mit dürren Worten davon in Kenntniß, daß er auf Grund ſeiner Verheirathung und einer unbezähmbaren Spielwuth enterbt worden ſei. Nur der geſetzliche Pflichttheil war ihm zugeſprochen worden.

Als mein Mann dieſen Brief las, gewahrte ich, daß er ſich entfärbte. Eine Weile ſtand er ſprachlos, wie gelähmt. Dann aber, anſtatt ſich mir anzuvertrauen — und ich begreife jetzt ſeine Scheu, zu bekennen, daß er mit ſeinem ſinnloſen Treiben uns in's Verderben geſtürzt habe — zerriß er das Schreiben. Nur die Worte: ‚Das iſt meines Bruders Werk,‘ kamen über ſeine Lippen, und fort ging er ohne Abſchied, um erſt in ſpäter Nacht wieder heimzukehren.

Doch auch dann begab er ſich noch nicht zur Ruhe. Zagend und ſeinen Zorn fürchtend, hörte ich ihn noch lange auf und ab gehen, auch das Geräuſch, mit welchem er ſich auf den Stuhl vor ſeinem Schreibtiſch warf, um nach kurzer Friſt ſeinen Gang wieder aufzunehmen.

Digitized by Google

Folgenden Morgens hatte er sich beruhigt. Es fiel mir nur auf, daß er meinen bange forschenden Blicken auswich, obwohl er davon sprach, daß unsere Lage sich in nächster Zeit bessern und dann ein neues Leben für uns beginnen würde. Und den Schein hatte es in der That; denn als er Nachmittags heimkehrte, begrüßte er mich mit seltsam heiterem Wesen. Er sprach davon, daß nunmehr alle Noth abgewendet sei und er, um allen peinlichen Beziehungen und Erinnerungen auszuweichen, unseren Hausstand aufzulösen und mit mir in's Ausland zu gehen gedenke. Meinen Vorschlag, nach seinem Landsitz überzusiedeln, verwarf er mit dem Hinweis, daß derselbe über den Werth verschuldet sei und die Zinsenlast seine Kräfte weit übersteige. Und wer weiß, ob er seinen Plan der Auswanderung nicht verwirklicht hätte, wäre die Geburt der Kleinen hier nicht in jene Tage gefallen, wodurch wir auf längere Zeit an unser Heim gefesselt wurden.

Monate verstrichen nunmehr in erträglichem Frieden. Mein Mann schien seinem unsteten Lebenswandel endgiltig entsagt zu haben und aus dem Anblick unseres Kindes die Kraft zu schöpfen, seinen ernsten Vorsätzen treu zu bleiben. Zärtlich sorgte er für mich und unser Töchterchen, und ich brauchte meine bescheidenen Wünsche nur anzudeuten, um sie alsbald erfüllt zu sehen. Woher er plötzlich die verhältnißmäßig reichen Mittel nahm, ahnte ich nicht, neigte aber zu dem Glauben hin, daß beim Spiel das Glück ihn begünstigt habe und mit Zurückgewinnung früherer Verluste die gefährliche Leidenschaft in ihm erstorben sei. Mit heimlicher Angst erfüllte mich

dagegen ſeine unausgeſetzte Unruhe, ſein verändertes Ausſehen. Ich ſchrieb es indeſſen einem erklärlichen Gefühl der Reue zu, und daß er mehr denn je zuvor geiſtigen Getränken zuſprach und demnächſt in eine unnatürliche Heiterkeit verfiel.

Doch die Räthſel, welche ihn umgaben, ſollten ſich nur zu bald in verhängnißvoller Weiſe löſen. Ein halbes Jahr war kaum nach der Geburt unſeres Töchterchens verſtrichen, als er eines Tages verhaftet wurde, und ſeitdem ſah ich ihn nicht wieder. Was man ihm zur Laſt legte, erfuhr ich nur ungenau und vorzugsweiſe, als meine Zeugenausſage eingefordert wurde. Daraus ergab ſich nämlich, daß er beim Tode ſeines Vaters nicht nur ſein eigenes ganzes Vermögen verſpielt, ſondern auch Schulden zu einem hohen Betrage gemacht hatte. Die Nachricht ſeiner Enterbung und das Bewußtſein, Keinen mehr zu beſitzen, von dem er Rettung hätte erhoffen können, trieb ſeine Verzweiflung auf den Gipfel, und in dieſem gewiſſermaßen unzurechnungsfähigen Zuſtande hatte er ſich dazu verleiten laſſen, im Namen ſeines Vaters Wechſel über bedeutende Summen auszuſtellen und dieſelben zurück zu datiren.

Ob ihn dabei die Hoffnung trug, durch Spiel oder ſonſtige Spekulationen noch vor der Entdeckung einen Ausgleich herbei zu führen; ob er auf einen letzten Reſt von Anhänglichkeit bei ſeinem Bruder rechnete, der ſich vielleicht doch ſcheute, ſeinen Familiennamen öffentlich an den Pranger zu ſtellen und ihm daher Zeit und Gelegenheit gewähren würde, das begangene Unrecht zu ſühnen;

oder ob er endlich in seiner von wilder Wuth getragenen Verzweiflung sich damit tröstete, nur das genommen zu haben, was ihm auf Grund des Zwiespaltes in seiner Familie vorenthalten worden sei — ich ahne es nicht. Sicher ist nur, daß sein Bruder die Wechsel trotz aller Vorstellungen in fremden Händen ließ, die den Unglücklichen denn auch auf die Anklagebank brachten.

Ich übergehe die Qualen, welche ich in jenen verhängnißvollen Tagen erduldete; aber ich glaubte sterben zu müssen, als ich seine Verurtheilung unter Angabe seines vollen Namens las. Sein Bruder erwirkte nur, daß er seine Strafe nicht in der heimathlichen Stadt zu verbüßen brauchte — wobei er offenbar allein an sich selbst dachte — sondern hier in der Ferne.

Und so stand ich mit meinem kleinen Kinde einsam und von der ganzen Welt verlassen da. Mich um Rath und Hilfe an meinen Schwager zu wenden, hätte ich um den Preis des Lebens nicht über mich gewonnen. Ich sah ja voraus, daß ich als die mittelbare Ursache des Unglückes meines Mannes abgewiesen werden würde. Die grausamsten Anfeindungen hätte ich hören müssen, wäre ich mit dem Bekenntniß vor die Hartherzigen hingetreten, daß von unseren Gläubigern auf meine ganze Habe Beschlag gelegt worden. Hätte er mir aber unaufgefordert ein Almosen gereicht, mit Verachtung würde ich es zurückgewiesen haben. Außerdem fühlte ich, daß ich da nicht bleiben durfte, wo man mit Fingern auf mich gewiesen, wohl gar mich als betheiligt an der Fälschung oder doch wenigstens als Mitwisserin bezeichnet hätte. Und dann

meine Tochter! Es gab ja kein Mittel, zu verhindern, daß beim Heranreifen ihr armes Herzchen vergiftet worden wäre, man ihr das furchtbare Wort Zuchthäuslerskind zugeschrien hätte. Heute, am Rande des Grabes und vor Jemand, auf den ich meine letzte Hoffnung baute, vermag ich ruhiger darüber zu sprechen; aber damals —? O, es hätte einen Stein erbarmen können, wenn ich verzweiflungsvoll mich auf der Erde wand, den Tod anflehte, mich zu erlösen, bis endlich das Weinen des Kindes mich wieder zum Bewußtsein meiner Pflichten rief. Dessen Anblick allein verlieh mir auch die Kraft, die Zukunft in's Auge zu fassen und mit Plänen für dieselbe mich zu beschäftigen.

Zunächst verkaufte ich meinen bereits zusammen geschmolzenen Hausstand, meine Kleider, kurz Alles, was ich nur irgend entbehren konnte, so daß am Schluß mein ganzes Eigenthum, neben zwei gefüllten Koffern, sich auf beinahe vierhundert Thaler belief. Nur von dem einzigen Drange beseelt, schleunigst das Weite zu suchen, hatte ich Alles, ohne um den Preis zu feilschen, hingegeben.

In der Wahl meines Zieles schwankte ich lange. Endlich siegte die über jede Wandlung erhabene Anhänglichkeit an meinen unglückseligen Mann. Wenn auch keine ernsten Hoffnungen sich an meinen Entschluß knüpften, so wollte ich ihm wenigstens nahe sein. Es schwebte mir vor, nach Verbüßung seiner Strafe mich ihm zuzugesellen und gemeinschaftlich mit ihm und unserer Tochter in überseeischen Ländern nothdürftigen Frieden zu suchen. In dem Bestreben, meine und des Kindes Beziehungen zu

einem Strafgefangenen zu verheimlichen, hatte ich meinen Mädchennamen wieder angenommen. Heute segne ich mein damaliges Verfahren, weil ich dem Aermsten dadurch die Möglichkeit eröffnete, hier eine gegen Nachstellung gesicherte Unterkunft zu finden.

Ein glücklicher Zufall führte mich nach dieser Hütte. Hier konnte ich in stiller Abgeschiedenheit leben, und so einigte ich mich leicht mit dem Besitzer, von dem ich kein zudringliches Ausfragen zu befürchten hatte. Beinahe anderthalb Jahre wohne ich jetzt hier. Da die nothdürftigste Hauseinrichtung einen beträchtlichen Theil meines Geldes verschlang, mußte ich mir die herbsten Einschränkungen auferlegen; allein ich ertrug sie gern um den Preis, daß Niemand etwas über meine Vergangenheit erfuhr, ich nicht bei jedem auf mich gerichteten Blick zu zittern brauchte. Auch gelang es mir bald, Gelegenheit zu Handarbeiten zu finden. Verdiente ich dabei nur wenig, so genügte es doch zu meinem und des Kindes Unterhalt, so daß ich den letzten kleinen Geldrest nicht anzugreifen brauchte. Eine Wohlthat war für mich, daß Veronika sich mir zugesellte. Sie ist ja ihrer Seltsamkeiten wegen im Allgemeinen leider das Gespött der Menschen, doch gewann ich durch freundliches Entgegenkommen ihr Vertrauen, und rührend ist es, zu beobachten, mit welcher Liebe sie an mir, namentlich an dem Kinde hängt. Dieser Segen machte sich doppelt geltend, als ich vor nunmehr fünf Monaten erkrankte und bald so weit geschwächt war, daß ich die gröberen häuslichen Arbeiten nicht mehr selbst verrichten konnte. Doch der mir ge-

reichte Leidenskelch war noch nicht voll. Von Tag zu Tag wurde ich elender, bis ich endlich auch die Nadel nicht mehr zu führen vermochte. In demſelben Maße aber, in welchem ich inne wurde, daß ich das Opfer einer unheilbaren Krankheit, wuchs auch die Angſt um mein armes Kind. Anfänglich hoffte ich noch auf Rettung. Dieſen und jenen Arzt zog ich zu Rathe, gab es aber auf, weil ich ſehr bald alle Bemühungen als fruchtlos erkannte und ich ohnehin gezwungen war, um mein und meines Kindes Leben zu friſten, mich eines Stückes Hausrath nach dem andern zu entäußern. Auch folterte mich die Angſt, in ein Spital gebracht zu werden, wo die Entdeckung meines Namens und der Beziehungen zu einem Strafgefangenen unausbleiblich geweſen wäre.

Dieſe Furcht iſt jetzt geſchwunden. Ich ſterbe bald, und ſollte mein Kind der Armenverwaltung zur Laſt fallen, ſo wird man dort, ſo lange Sie ſelbſt das Geheimniß bewahren, über deſſen Herkunft im Dunkeln bleiben. Doch das darf nicht geſchehen. Da es aber nur Einen gibt, der im Stande iſt, die arme Waiſe in ein ſicheres Aſyl zu bringen, ſo werden Sie ſich unſerer erbarmen. Sie werden mir einen leichten Tod gönnen und meinem Mann behilflich ſein, auf die eine oder die andere Art ſeine Freiheit zu erlangen. Sie zweifeln," ſchaltete die Unglückliche mit geiſterhafter Ruhe ein, nachdem ſie ſo lange, wenn auch mit gelegentlichen, durch Athemloſigkeit bedingten Unterbrechungen, ungeſtört geſprochen hatte, „ich ſehe es Ihnen an, Sie zweifeln; aber verſetzen Sie ſich in meine Lage, vergegenwärtigen Sie ſich die Schmach, der

mein armes unschuldiges Kind preisgegeben sein würde, und Sie werden nicht schwanken. Sie sind Gefängniß-arzt, gehen in der Anstalt ein und aus, sind der Einzige, in dessen Gewalt es steht, meinen Mann zu befreien. Und wer möchte wegen einer solchen Handlung einen Stein auf Sie werfen? In Ihrem eigenen Gewissen aber würden Sie für Ihre Barmherzigkeit einen Lohn finden, wie er sonst von keinem Sterblichen bewilligt wer-den könnte."

Hier übermannte sie wieder Erschöpfung. Doch Alles, was sie eben schilderte, ihre Angst, ihr Schmerz und ihre Verzweiflung, das lugte wie eine vorwurfsvolle Klage verständlich aus ihren Augen, prägte sich ergreifend auf ihren jammervoll entstellten Zügen aus.

Erschüttert betrachtete sie der Doktor. Er begriff ihre Sorge um das Kind, hinter welche alle anderen Empfin-dungen, sogar der Kummer um den einem furchtbaren Loose verfallenen Gatten weit zurück traten. Er begriff, daß in Vorahnung ihrer baldigen Auflösung die krank-hafte Ueberzeugung sich in ihr ausgebildet hatte, daß es überhaupt kein Opfer gebe, welches nicht ihrer Tochter gebracht werden müsse. Ebenso begriff er aber auch, daß sie durch nichts, weder durch Vernunftgründe, noch durch tröstliche Vorstellungen von dem einmal gefaßten Glauben abzubringen sei. Sein Herz schwoll vor Jammer Ange-sichts der elenden Dulderin und des blühenden Kindes an ihrer Seite. Er sehnte für sie eine schnelle Erlösung von ihren Qualen herbei, setzte sogar voraus, daß ein jähes sanftes Ende ihren unerfüllbaren Wünschen ein

Ziel ſetzen würde, und ſo nahm er keinen Anſtand, wenn auch nur andeutungsweiſe, ihren wirren Hoffnungen Nahrung zu bieten.

„Was Sie von mir fordern," hob er tröſtlich an, „grenzt allerdings an das Unmögliche. Es bleibt zu erwägen, daß bei unſerem ſtreng geordneten Gefängnißweſen ſchon der bloße Verſuch einer Befreiung die übelſten Folgen ſowohl für Ihren Gatten, wie für Diejenigen herbeiführen würde, welche an dem unfehlbar vereitelten Unternehmen betheiligt geweſen wären. Unterbrechen Sie mich nicht, theuerſte Frau, hören Sie mich geduldig zu Ende und klammern Sie ſich an die Ueberzeugung an, daß ich die Wohlfahrt Ihres Kindes als meine heiligſte Aufgabe betrachte. Schenken Sie mir Ihr vollſtes Vertrauen, und ich ſelbſt will es mit äußerſter Vorſicht dahin bringen —"

„Nein, nimmermehr geſchieht das," rief die Unglückliche wehklagend aus, und wilder Paroxysmus drohte ſich ihrer zu bemächtigen, „nein, nimmermehr. Es hieße das, mein Kind den entſetzlichen Folgen eines Makels preisgeben, der nur ſo lange wirkungslos iſt, wie er Geheimniß bleibt, und ein ſolches für alle Zeiten zu ſichern, iſt nur mein Mann im Stande. Er muß befreit werden, es gibt keinen anderen Ausweg. Herr Doktor, wenden Sie ſich nicht unbarmherzig von mir. Befreien Sie meinen Mann, retten Sie mein Kind, oder die Folgen fallen vernichtend auf Ihr Haupt in dieſer, wie in jener Welt."

Die Brauen tief gerunzelt und nachdenklich vor ſich niederſchauend, hatte der Doktor die Kranke ungeſtört zu

Digitized by Google

Ende sprechen lassen; und auch dann verharrte er noch eine Weile sinnend, bevor er antwortete: „Nichts liegt mir ferner, als ein hartes Urtheil über Ihre Zumuthung. Im Gegentheil, wenn je ein Mann bereit war, einem unglücklichen Menschen beizuspringen, so nehme ich diese Eigenschaft für mich in Anspruch. Sie aber können nicht erwarten, daß ich mich zu etwas verpflichte, von dem ich nicht weiß, ob es in meiner Macht liegt, mein Wort zu lösen. Selbst wenn ich den gefährlichen Versuch wagen wollte, bedürfte ich der Zeit, die mir zu Gebote stehenden Mittel zu prüfen, auszukundschaften eine günstige Gelegenheit und damit solche Menschen, auf deren Treue ich bauen dürfte. Dringen Sie daher nicht weiter in mich, gönnen Sie mir einige Wochen Zeit, bevor ich Ihnen eine endgiltige Antwort ertheile —“

„Sie rechnen darauf, daß ich bis dahin todt bin,“ fiel die Kranke unter hervorbrechenden Thränen ein und krampfhaft preßte sie des Doktors Hand, „liege ich erst in meinem Grabe, so ist es Anderen gleichgiltig, was aus meinem unschuldigen Engel wird. Ich aber werde selbst in der Erde keine Ruhe finden. In meinem Sarge werde ich mich Tag und Nacht qualvoll winden, Flüche emporsenden für Diejenigen, die mir den letzten Trost versagten, mich täuschten, mit Versprechungen mich zu beschwichtigen trachteten und im Geiste zugleich die rettende Hand zurückzogen.“

„Sie verkennen mich,“ beruhigte sie der Doktor wieder milde, „denn was ich thun kann, soll geschehen. Darauf hin aber eine bestimmte Zusage zu ertheilen, ist unmög-

lich. Faſſen Sie nur ein wenig Muth; vor allen Dingen glauben Sie nicht, daß Ihr Ende nahe bevorſtehe. Ich werde Sie von jetzt ab täglich beſuchen; jede Noth ſoll von Ihnen genommen werden, und dann iſt keineswegs ausgeſchloſſen, daß Sie bei ſorgfältiger Pflege ſich wieder erholen, um noch manches Jahr ſelbſt über Ihr Töchterchen zu wachen."

Mißtönend lachte die Unglückliche auf, mißtönend und mit einem ſolchen Ausdruck von Hohn, daß es den Doktor eiſig durchrieſelte.

„Ich ſoll an Heilung glauben?" fragte ſie mit eigenthümlicher Ruhe, „ich, die ich bereits den Tod in meinem Körper fühle? Herr Doktor, wie wollen Sie dieſe neue Täuſchung vor dem Allmächtigen verantworten —"

Sie konnte nicht weiter ſprechen. Ein Erſtickungsanfall, ſich kund gebend in beängſtigendem Röcheln, raubte ihr die Stimme. Als ſie nach längerer Zeit unter den ſie ſtützenden Händen des Arztes etwas Erleichterung fühlte und ſich dem Kinde zuwendete, lag es mit offenen fröhlichen Augen da.

„Mein armes Töchterchen," ſeufzte ſie, die Kleine an ſich ziehend und das liebliche Antlitz mit Küſſen bedeckend, „Du weißt noch nicht, wie grauſam die Menſchen ſind; ahnſt nicht, wie Alle Dich verſtoßen, kaltblütig einem Daſein des Elends preisgeben, nicht den kleinſten Schritt thun mögen, Schmach und Schande von Dir fern zu halten. Mein armes, beklagenswerthes Kind —" und die ſich ungeduldig windende Kleine wieder an ſich ziehend, weinte ſie krampfhaft.

Digitized by Google

Der Doktor hatte sich erhoben und begann langsam auf und ab zu wandeln. Sein Herz zitterte vor Jammer und Theilnahme. Rathlosigkeit hatte sich seiner bemächtigt. Er wollte helfen und doch sah er ein, daß irdische Kräfte nicht ausreichten, die anscheinend im Fieberwahn geborenen Hoffnungen auch nur um einen Schritt ihrer Verwirklichung näher zu bringen. Er sah nach der Uhr. Bereits eine Stunde war verstrichen, seitdem Veronika sich auf den Weg begab. Er erstaunte. Unter dem Einfluß der ununterbrochenen heftigen Erregung war ihm die Zeit im Fluge verstrichen.

Da die Kranke sich mit dem Kinde beschäftigte, blieb er, in tiefes Grübeln versunken, vor dem Ofen stehen. Mechanisch schürte er zwischen den rothen Kohlen, die alsbald erhöhte Hitze ausströmten und das bisher nur leise siedende Wasser in dem Blechnapf brodeln machten. Mit kundigem Griff nahm er eine leere Tasse, und dieselbe zur Hälfte mit der zur Haud stehenden Milch füllend, goß er heißes Wasser zu, worauf er sich wieder zu der Kranken hinüber begab.

„Trinken Sie," rieth er freundlich, ihr die Tasse darreichend, „nach den jüngsten Aufregungen wird es Ihnen gut thun. Kehrt das Mädchen zurück, so beginnen Sie mit der Arzenei, die Ihnen sofort Erleichterung verschafft."

Träumerisch nahm die Leidende die Tasse. Anstatt indessen zu trinken, richtete sie das Kind auf, und das Gefäß dessen Lippen nähernd, beobachtete sie mit rührender Genugthuung, wie die Kleine gierig schlürfte. Wehmüthig

ſah der Doktor auf das ergreifende Bild nieder. Was hätte er nicht darum gegeben, der Aermſten, die er einſt in holder jungfräulicher Blüthe kennen lernte, den ſo heiß erſehnten letzten Troſt gewähren zu können; aber es war unmöglich. Trotzdem wollte der Gedanke an die vorgeſchlagene Befreiung des Gefangenen nicht von ihm weichen. In ſeinem Geiſte wirkte unabläſſig ein Unternehmen, welches er zwar als ein durch die Unglückliche auf ihn übertragenes krankhaftes Phantaſiegebilde zurückwies, jedoch nur, um es alsbald wieder in veränderter Form vor ſich erſtehen zu ſehen. In ſeinen Betrachtungen, die mehr und mehr den Charakter wirrer Viſionen erhielten, ſtörte ihn das Lallen des Kindes, welches, geſättigt, die Taſſe zurückſtieß. Die Mutter nahm den Reſt des Inhaltes zu ſich, und auf's Neue wollte ſie mit ihren Beſchwörungen beginnen, als der Doktor warnend die Hand hob und ernſt hinzufügte: „Laſſen Sie es damit genug ſein, daß Sie meine Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt und meine innigſte Theilnahme geweckt haben. Dagegen muß ich Sie dringend bitten, mit ferneren Anforderungen an mich zurückzuhalten. Ich darf dergleichen nicht hören; eine Wiederholung würde mich ſogar von hier vertreiben. Meine Aufgabe hier kann nur ſein, Ihre Leiden zu mildern, Sie dem Leben zurück zu geben. Was ſonſt noch Ihr Gemüth beſchweren mag, darüber zu verhandeln finden wir Gelegenheit, wenn Ihr Zuſtand erſt ein ſolcher, daß aus den unvermeidlichen Erregungen eine unmittelbare Gefahr für Sie nicht zu befürchten iſt. 'Bis dahin — verſtehen Sie mich recht — iſt Alles beſtens

bei mir aufgehoben. Sprechen wir jetzt von Dingen, die geeignet sind, mich noch vertrauter mit Ihrer Lage zu machen. Soll Ihre Angelegenheit die meinige werden, so muß ich auch die Mittel besitzen, jederzeit selbstständig eingreifen zu können. Haben Sie noch Verwandte, auf deren sich bethätigende Theilnahme wir zählen dürfen?"

Starr, wie das Vernommene im Geiste wiederholend, sah die Kranke zu dem Doktor empor. Dessen ruhiger und doch milder Ernst war offenbar nicht ohne Eindruck auf sie geblieben. Sie mochte sogar einen Hoffnungsfunken in seinen Worten entdeckt haben, denn sie antwortete bereitwillig: „Der einzige Verwandte, von dem ich weiß, ist der Bruder meines Mannes und dessen Familie. Aber lieber ginge ich noch heute mit meinem Kinde in den Tod, bevor ich dessen Beistand anriefe. Noch weniger würde ich die Zukunft der Kleinen hier seinen Händen anvertrauen. Von Jemand, der seinen eigenen Bruder nicht vor dem Dahinsinken in Schmach und Schande bewahrte, obwohl es in seiner Gewalt lag, ist kein Erbarmen zu erwarten."

„Ich meinte Verwandte, welche den Namen Ihrer Eltern führen."

„Es leben keine, von denen ich eine Ahnung hätte."

„So wären wir also bei irgend welchen Vorkommnissen auf unsere Kräfte allein angewiesen," bemerkte der Doktor nachdenklich, „doch auch das hat vielleicht sein Gutes —"

Er brach ab. Das Geräusch drang herüber, mit welchem Veronika sich eiligen Schrittes dem Hause näherte.

Gleich darauf trat ſie ein, in der einen Hand die Laterne, in der anderen einen mit Düten, Packeten und Flaſchen gefüllten Korb. Triumphirend ſtellte ſie dieſen auf die Erde, worauf ſie ſeinen Inhalt auf der in der Nähe des Ofens befindlichen Küchenbank zu ordnen begann. Die erſte Arzenei verabreichte der Doktor ſelber der Kranken; dann unterwies er Veronika, wie ſie die Pflege fortzuſetzen, wo ſie künftig Lebensmittel und Brennmaterial zu holen habe.

„Laſſen Sie ſich das nicht leid ſein," wendete er ſich zum Schluß an die Leidende, die thränenden Auges und heiligen Dank auf den Lippen zu ihm emporſah, „betrachten Sie nicht als Almoſen, was nur Pflicht der Menſchlichkeit iſt." Er klopfte die Wange des Kindes und reichte der Mutter die Hand, indem er fortfuhr: „Morgen ſehen wir uns wieder. Nur eine Bedingung ſtelle ich: Unſer heutiges Geſpräch darf nicht fortgeſetzt werden. Bauen Sie indeſſen darauf, daß keines der gewechſelten Worte der Vergeſſenheit anheimfällt."

Einige Sekunden betrachtete er das traurige, entſtellte Antlitz ernſt, wie nach Erinnerungen in demſelben ſuchend, und nach einem letzten tröſtlichen Gruß ſchritt er der Thüre zu.

Auf dem engen Flurgange geſellte Veronika mit der Laterne ſich ihm zu. Als ſie ſich anſchickte, ihm heimzuleuchten, wies er ſie zurück mit dem Rath, pünktlich für die Kranke zu ſorgen.

Mühſam taſtete er ſich zwiſchen Scheunen und Einfriedigungen hin auf die Landſtraße zurück. Dort, wo ein gangbarerer Weg vor ihm lag und er weniger gezwungen war, auf den Boden vor ſich zu achten, gelangte

die heftige Gemüthsbewegung, welche er so lange bekämpft hatte, ihm selbst unbewußt zum Ausdruck.

„Thereſe," liſpelte er auf dem Gipfel ſeiner ſchmerzlichen Theilnahme vor ſich hin, unbekümmert um das Waſſer der Regenpfützen, welches unter ſeinen Füßen plätſcherte, „Thereſe, wie mußte ich Dich wiederfinden! Wo liegt die Gerechtigkeit des Himmels, wenn ſolch' treuem, ſchuldloſem Gemüth die ſchrecklichſten aller Qualen aufgebürdet werden? Verheerend hat die tückiſche Hand eines grauſamen Geſchickes Dich geſtreift, die einſt in Lieblichkeit mit den zarteſten Blüthen wetteiferte. Du entſannſt Dich meiner nicht mehr — was hätte auch Deine Erinnerung wach halten ſollen? Aber ich erkannte Dich, hätte Dich erkannt, und wären Deine Züge bereits im Tode erſtarrt geweſen. Arme Thereſe, Dein Glück hätte ich ſo gern, ſo unendlich gern begründet; jetzt kann ich nur noch trachten, Deinen Ausgang zu einem möglichſt ſchmerzensfreien zu geſtalten. Arme, arme Thereſe! Wenn nicht anders, dann ſoll Dein Kind das meinige ſein. Arme Thereſe."

Dichter zog er den Ueberrock um ſich zuſammen und ſchneller ſchritt er durch die feuchte, kalte Nacht auf dem ſchlüpfrigen Wege einher.

Viertes Kapitel.

Robert und Bertram.

Anſtatt ſich nach ſeiner Wohnung zu begeben, bog der Doktor eine Strecke vor derſelben in eine ſchmale Querſtraße ein, welche weit aus einander ſtehende Laternen, zu-

Digitized by Google

mal bei der verdichteten Atmoſphäre, nur ſehr unzureichend erleuchteten. Kaum daß man in deren Nähe die unteren Stockwerke der Häuſer als graues Gemäuer zu unterſcheiden vermochte, aus welchem hier und da der ſchmale Vorbau eines Viktualienkellers oder Schuh- und Stiefelladens weit genug vorragte, um einem achtlos Vorüberſchreitenden das Stolpern und Stürzen zu erleichtern. Die gewundene Straße durchſchnitt überhaupt einen Stadttheil, in welchem die kleinen Gewerke und Krämer ihren Wirkungskreis begründet, Subalternbeamte und zur Ruhe geſetzte Meiſter vorzugsweiſe in den Vorderhäuſern, Arbeiter dagegen in den Hofwohnungen ihre Unterkunft gefunden hatten.

Doch unwirthlich, wie die Gegend erſcheinen mochte, trotz der nachdenklich geſenkten Blicke verfolgte Doktor Robert Haſſelfeld ſeinen Weg mit einer Entſchiedenheit, welche Zeugniß davon ablegte, daß er ſich auf vertrautem Boden befand, die nächtliche Dunkelheit ihn nicht mehr ſtörte, als heißer Mittagsſonnenſchein, wenn er den tiefen Goſſen häßliche Dünſte entlockte.

Vor einem vierfenſterigen zweiſtöckigen Hauſe blieb er endlich ſtehen, und einen neben der Thüre aus dem Mauerwerk hervorragenden verroſteten Ring ergreifend, zog er drei-, viermal aus Leibeskräften. Der Ton einer heiſeren Glocke drang gedämpft, wie aus weiter Ferne, zu ihm heraus. Da nach Ablauf zweier Minuten kein Lebenszeichen erfolgte, erneuerte er den Angriff auf die Klingel noch heftiger. Jetzt erſt unterſchied er das Geräuſch, mit welchem eine Thüre geöffnet wurde. Schlurfende Schritte

wurden vernehmbar und mit dieſen einte ſich ein eigenthümliches unwirſches Murmeln. Doch auch des Doktors Ungeduld offenbarte ſich, indem er vor ſich hin grollte: „Dieſes alte ramponirte Heft; bei Tage kann man nicht oft genug kommen, um ſich mit endloſen Abhandlungen über ſeine neueſten Erfindungen abfüttern zu laſſen; ſoll er hingegen Nachts einmal aus den Federn kriechen, ſo flucht er drei Tage lang wie ein Türke. Und wie als Antwort auf das kurze Selbſtgeſpräch tönte es hinter der geſchloſſenen Thüre hervor: „Zum Henker, wer reißt da an der Klingel, als ob's ein Pumpenſchwengel wäre?"

„Ich ſelber," hieß es zurück, „vertrödle die Zeit nicht mit Vorreden, ſondern mach' auf!"

„Robert, was in des Teufels Namen treibt Dich, in aller Nacht eines ehrlichen Chriſten ohnehin dürftigen Schlaf gewaltſam zu ſchmälern?" drang es verdroſſen aus dem Inneren heraus.

„Kleinigkeiten am wenigſten," erklärte der Doktor ungeduldig, „noch weniger Wohlgefallen an der Giftatmoſphäre in Deiner Höllenbude. Aber vorwärts, vorwärts! Oeffne, oder Du ſollſt es bereuen."

„Du, Robert, hat's nicht Zeit bis morgen?"

„Du, Bertram, morgen hab' ich's vergeſſen. Ich lag ſchon im Bette, als mir einfiel, daß dem Tannin auf einfachere Art falſche Vanilleneſſenz entzogen werden kann —"

„Da hätteſt Du zum erſten Male in Deinem Leben einen geſcheidten Gedanken gehabt," fiel Bertram Schierlein, allgemein bekannt unter dem Namen Schierling, leb-

haſt ein, „aber warum ſagſt Du das nicht gleich?“ und eilfertig wurden zwei Riegel zurückgeſchoben und ein Schlüſſel im Schloß gedreht.

Gleich darauf öffnete ſich die Thüre, und nachdem der Doktor hineingeſchlüpft war, verſchloß Schierling ſein Haus alsbald wieder doppelt und dreifach.

Während Erſterer die Feuchtigkeit von Rock und Hut nach beſten Kräften entfernte, ſtellte Schierling ſich ihm gegenüber auf, und eine meſſingene Schiebelampe hoch haltend, beobachtete er den ſpäten oder vielmehr frühen Gaſt mit ſichtbarer Spannung, dadurch in dem düſteren, wenig einladenden Flurgange eine der ſeltſamſten Scenen vervollſtändigend.

Schulkameraden und Studiengenoſſen waren die beiden Männer, die ſo lange in ſtetem Frieden mit einander lebten, bis Robert ſich für die Medicin entſchied, Bertram dagegen ſich auf die Pharmacie verlegte. Die zwiſchen ihnen beſtehenden Gegenſätze verſchärften ſich noch, als Bertram Schierling erklärte, es widerſtrebe ihm, gegen ſein beſſeres Wiſſen die verrückteſten Rezepte zuſammen zu brauen, worauf er die Pharmacie an den Nagel hing und ſich ein chemiſches Laboratorium einrichtete. Die alte Anhänglichkeit konnte dadurch zwiſchen den Beiden freilich nicht abgeſchwächt werden, allein ſie brauchten nur eine halbe Stunde zuſammen zu ſein, um über dieſe oder jene Frage in heftigen Streit zu gerathen und als Todfeinde aus einander zu gehen. Glücklicher Weiſe dauerte die bittere Feindſchaft nicht länger, als bis ſie ſich gegenſeitig den Rücken gekehrt hatten. Dabei ging Schierling von dem

verſöhnlichen Gedanken aus, daß Aerzte überhaupt nichts verſtänden und man daher Nachſicht üben müſſe, während der Doktor ſich damit beruhigte, daß in den Köpfen aller Apotheker mehr oder minder eine Schraube los ſei.

Trotz dieſer Gleichheit der Anſchauungen hätte man vergeblich nach weiteren Aehnlichkeiten zwiſchen den beiden Freunden geſucht. Höchſtens wäre eine ſolche in dem gutmüthig verſchmitzten Ausdruck der blauen und braunen Augen zu entdecken geweſen, oder in der Geſtalt Beider, welche die Mittelhöhe kaum erreichte. Im Uebrigen erinnerten ſie in der trübſeligen Beleuchtung der ſeit ihrem Entſtehen nicht nennenswerth geputzten Lampe an zwei Bücher, deren eines von den Händen eines Klippſchülers ein halbes Jahr mißhandelt worden, während das andere ſich durch ſauberen Einband und Goldſchnitt auszeichnet. Denn trotz der Spuren der nächtlichen feuchten Wanderung erkannte man in dem Doktor auf den erſten Blick einen auf ſein Aeußeres peinlich bedachten älteren Junggeſellen, wogegen Schierling, ebenfalls Junggeſelle, ſich nur mit Widerſtreben der Mode der Bekleidung überhaupt zu fügen ſchien.

Abgeſehen von dem ſtruppigen, borſtenähnlichen braunen Haar, welches auch bei jedem Anderen, der hinterrücks aus den Federn gejagt worden, nach allen Richtungen geſtanden hätte, und von den ſeit drei Tagen unraſirten Wangen und Kinn, die von einem nicht minder ſtruppigen Schnurrbart gleichſam beherrſcht wurden, ſteckte er in einem pelzgefutterten, grauen, verdächtig glänzenden Schlafrock, deſſen Riſſe und offene Nähte auch den langmüthigſten

Flickschneider zu einem mißbilligenden Kopfschütteln verleitet hätten. Zum Glück für den äußeren Anstand reichte dies beinahe einzige Bekleidungsstück so tief herunter, daß nur zwei niedergetretene Filzschuhe, die offenbar keine Zwillingsgeschwister waren, sichtbar blieben.

So lange der Doktor an sich herumschüttelte und klopfte, spitzten Schierling's Blicke sich mehr und mehr zu und tiefer senkten sich die Weisheitsfalten zu beiden Seiten des etwas zu breit gerathenen Mundes in die graue Haut. Endlich hob er beinahe ausdruckslos an: „Du, Robert."

„Bertram," tönte er ebenso ausdruckslos zurück.

„Du willst heute wohl noch zum Aerztetag, daß Du Dich putzest wie ein Backfisch, der sich zur Tanzstunde rüstet. Bezweckst Du weiter nichts, so hättest Du bleiben sollen, wo Du hergekommen bist," und in Besorgniß, den Freund unverrichteter Sache zornig davon stürmen zu sehen, fügte er eifrig hinzu: „Also über die Eigenschaften des Tannins möchtest Du mit mir reden? Nun ja, der Tausendste ahnt nicht, was Alles in den Basttheilen der Tannenrinde steckt. Allein daß Du, doch nur ein Mediciner, Dich viel um dergleichen gekümmert haben könntest, erscheint mir mehr als zweifelhaft," und gemächlich lehnte er sich mit dem Rücken an die Wand, worauf er, um weniger schnell zu ermüden, die Lampe mit beiden Händen packte und vor sich hielt.

Anstatt zu antworten, betrachtete der Doktor den alten Burschen einige Sekunden erstaunt. Dann meinte er spöttisch: „Es gewinnt fast den Anschein, als wolltest Du

hier in dem dumpfigen Flurgange eine Konferenz mit mir abhalten."

„Warum nicht?" fragte Schierling sorglos, „die wahre Wissenschaft kennt weder Hindernisse noch Unbequemlichkeiten. Wenn Dir indessen damit gedient ist, so tritt näher. Wollen zunächst meinen Tanninextrakt prüfen, und hängen will ich, schwörst Du nicht darauf, daß es unverfälschte Vanille sei."

Mit den letzten Worten schlurfte er nach dem anderen Ende des Ganges hinüber, wo er seitwärts eine Thür öffnete und in das vor ihm liegende Gemach eintrat.

Nachdem er die Lampe auf die Ecke einer umgestürzten, mit mancherlei Dingen bedeckten leeren Kiste gestellt hatte, kehrte er sich dem Doktor zu, der sich, ohne abzulegen, vergeblich nach einer Gelegenheit zum Niedersitzen umsah.

Stühle waren zwar vorhanden, auch kleine und größere Tische, zwei Kommoden und ein zerwühltes Bett von wenig einladendem Aussehen, allein wohin man sich wenden mochte, überall trafen die Blicke auf große und kleine, dick- und dünnhalsige Flaschen, auf Retorten, Filtrirapparate, kurz, auf unzählige Gegenstände, wie man sie im Allgemeinen in jedem Laboratorium findet, die aber hier in einem unbeschreiblichen Gewirre durch einander lagen und standen, daß es als ein Wunder erscheinen mußte, wenn der Besitzer selber noch dazwischen hindurchfand. Die Wände waren selbstverständlich kahl. Nichts gab es da, was man als Zimmerschmuck hätte bezeichnen können, höchstens ein halbes Dutzend sauber präparirter,

dick beſtaubter Menſchenſkelette in den wunderlichſten Stellungen, welche, zu Häupten des Bettes in Reihe und Glied geordnet, eine Art Leibwache bildeten. Und wie in dieſem Zimmer, ſah es unſtreitig in den Nebenräumen aus, wo, durch eine Flügelthüre, ſo weit der Schein der Lampe reichte, erkennbar, das tolle Chaos ſeine Fortſetzung fand. Ueber Allem aber ſchwebte eine Atmoſphäre, aus der man Ziegelſteine hätte ſchneiden können und aus welcher einen beſtimmten Duft heraus zu erkennen höchſtens Bertram Schierling ſelber fähig war, weil er eben verſtand, jedesmal das zu riechen, was er riechen wollte.

Der ſpähende Blick des Doktors war dem Chemiker nicht entgangen, und gutartige Schadenfreude zuckte um die Wichsbürſte unterhalb ſeiner ziemlich fleiſchigen Naſe. Er beeilte ſich indeſſen, die den nächſten Stuhl beſchwerenden Gegenſtände wenig ſorgfältig auf den Fußboden zu ſtellen und zu werfen, worauf er ihn neben das zerwühlte Bett hinſchob. Er ſelbſt kroch in das Bett hinein, den Doktor einladend, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

„So, mein lieber Robert," fuhr er lebhaft fort, und behaglich ſtützte er ſein Haupt auf beide Fäuſte, die mit ihren ſchwarzen und braunen Flecken nicht wenig an Leopardentatzen erinnerten, „jetzt laß mich hören, was Du über das Tannin ausgeklügelt haſt. Wahrſcheinlich ein Verfahren, welches ich ſchon vor Olims Zeiten unter das alte Eiſen warf."

Statt zu antworten, ſah der Doktor ſeinen wunderlichen Freund an, als wäre er noch von Zweifeln befangen geweſen. Zugleich nahm er den feuchten Schlapp-

hut von seinem Haupte, pflügte gewohnheitsmäßig den Haarwuchs in eine herausfordernde Spitze empor, und seine Stimme unwillkürlich dämpfend, begann er: „Mit dem Tannin ist's nichts. Die Bemerkung diente nur als Vorwand, um überhaupt von Dir eingelassen zu werden."

„So?" spöttelte Schierling ungläubig, „so magst Du Dir das nächste Mal die Arme an dem Glockenzuge ausrenken, bevor ich ein Lebenszeichen von mir gebe. Aber zum Henker, Du mußt doch einen Grund gehabt haben, mich so elendiglich zu täuschen."

„Zwei besondere Gründe, Bertram. Erstens lief ich Gefahr, unverrichteter Sache wieder abziehen zu müssen, und zweitens ist mein Anliegen ein solches, wie es nicht auf öffentlicher Straße ausgeschrien werden darf. Zunächst eine Frage, das heißt, ich rechne auf strengste Diskretion."

„Selbstverständlich," gab Schierling bereitwillig zu, und stets zwischen chemischen Räthseln und Geheimnissen sich bewegend, gewann des Doktors Andeutung erhöhte Reize für ihn.

„Gut also," nahm dieser seine Mittheilungen alsbald wieder auf, „nun sage mir aufrichtig, ob Du geneigt bist, mir zu Liebe an einem gefährlichen Unternehmen Dich zu betheiligen."

„Für einen nüchternen Mann gibt es überhaupt keine Gefahren."

„Doch, doch, Bertram, denn bei dem mir vorschwebenden Unternehmen droht im Falle des Mißlingens die Gefahr des Gefängnisses und polizeilicher Aufsicht."

„Was Du mir vorschlägst, kann nichts Unehrenhaftes

ſein, und Du ſteckſt am wenigſten Deinen Kopf in eine Schlinge, ohne Mittel zu kennen, ihn ungeſchädigt zurückzuziehen."

„Richtig, Bertram, einer unehrenhaften Handlung bin ich ebenſo wenig fähig, wie Du ſelber. Beabſichtige ich aber, gegen das Geſetz zu verſtoßen, ſo ſind meine Gründe die achtbarſten der Welt. In jüngeren Jahren war's nichts Ungewöhnliches, daß wir, um unſere Kenntniſſe zu bereichern, den Kirchhof um eine Leiche prellten."

Schierling ſtieß einen eigenthümlich pfeifenden Ton aus, während es in ſeinen Augen wie Begeiſterung aufloderte.

„Alſo darauf hinaus willſt Du?" fragte er, und wohlgefällig wies er auf die beinah im Bereich ſeiner Hand befindlichen Skelette, die hohläugig und zähnefletſchend die beiden vertrauten Freunde angrinsten. „Nun ja, da ſtehen einige Proben unſerer Kunſt, und leicht war's uns nicht gemacht, ſie bei Seite zu ſchaffen, namentlich der da mit dem rothen Bändchen um den Halswirbel, welchen der Scharfrichter mit einer wahren Virtuoſität durchgehauen hatte. Pah, Robert, handelt ſich's um weiter nichts, als darum, ſo bin ich der Deinige."

„Dann alſo eine andere in Dein Fach einſchlagende Frage: Kannſt Du als gewiegter Chemiker ein Mittel herſtellen — meine Erfahrungen ſtehen Dir zur Verfügung — durch welches man einen todähnlichen Starrkrampf, der mindeſtens ſechs Stunden dauert, zu erzeugen vermag? Du begreifſt, zu einem gefährlichen Unternehmen bedarf es der größten Vorſicht, und daher iſt ſtreng aus-

geſchloſſen, die Mitwirkung einer Apotheke in Anſpruch zu nehmen."

„Kleinigkeit," betheuerte Schierling ſelbſtbewußt. „Deine freundlichſt offerirten ärztlichen Erfahrungen lehne ich nebenbei dankbarlichſt ab. Nicht umſonſt fungirte ich zwölf Jahre als Proviſor, und auf Dem, was ich mir damals aneignete, habe ich bedachtſam weiter gebaut. Haſt Du Zeit, ſo verſenke ich Dich zur Probe innerhalb weniger Minuten in den glänzendſten zehnſtündigen Starrkrampf, ohne daß Du beim Erwachen viel Unbequemlichkeit verſpüren ſollſt."

„Ich danke beſtens für Deinen guten Willen und glaube Dir auch ohne voraufgegangene Probe. Wenn Du nur ſicher biſt, daß die künſtliche Katalepſie nicht bis in die Ewigkeit hinein dauert."

„Ich brauche nur die Konſtitution des Betreffenden einigermaßen zu kennen, und die Starrheit endigt, je nach Vorſchrift, auf die Minute. Schlimmſten Falles helfen wir mit etwas Morphium- und Chloraleinſpritzungen nach."

„Ich kenne Deine Zuverläſſigkeit, doch möchte ich bei der Herſtellung zugegen ſein. Ich fürchte Deinen Famulus —"

„Keine Noth," fiel Schierling wohlgemuth ein, „den Schlingel jagte ich vor einigen Tagen zum Teufel, weil er eben im Begriff war, ein Stück Cyankali in ſeiner Taſche verſchwinden zu laſſen. Ich ſchüttelte ihn gehörig durch, da meinte er in ſeiner Unſchuld, er habe es für Kandiszucker gehalten."

„Mich wundert, daß nicht längſt ſich Jemand bei Dir vergiftete."

Schierling lachte ſpöttiſch, und der Doktor hob nach einer kurzen Pauſe des Nachdenkens wieder an: „Das trifft ſich glücklich. Ich habe nämlich eine Perſon, die ich in nächſter Zeit gut unterbringen möchte. Sie iſt wohl etwas ſchwer von Begriffen, dafür aber um ſo dienſtfertiger und gewiſſenhafter.“

„Ein Frauenzimmer und ſtumpfſinnig obenein?“

„Ein armes Geſchöpf ohne viel eigenen Willen, alſo wie geſchaffen für Dich. Wirft ſie eines Tages Cyankali ſtatt des Zuckers in Deinen Kaffee, iſt's Deine eigene Schuld.“

„Ich trinke meinen Kaffee ſchwarz und bitter; Dein Witz paßt alſo nicht auf mich. Iſt's übrigens, wie Du ſagſt, ſo will ich wenigſtens einen Verſuch mit ihr machen.“

„Gut,“ erklärte der Doktor, „ſo ſprechen wir zu gelegener Zeit weiter darüber. Jetzt will ich Dich nur noch oberflächlich mit der Urſache vertraut machen, die meinem beabſichtigten Verfahren zu Grunde liegt.“ Mit dieſen Worten rückte er dicht an das Bett, und dem alten Freunde ſich zuneigend, ſchilderte er, wie Verräther fürchtend, mit gedämpfter Stimme ſeine jüngſten Erlebniſſe.

Schierling lauſchte geſpannt. Hin und wieder entwand ſich gleichſam unbewußt ſeinen Lippen: „Armes Weib — bedauernswerthe Kreatur — ſie darf nicht ohne den letzten Troſt von dannen gehen — den Satan über alle Spieler.“ Und als der Doktor endlich mit der Bitte um ſeine Meinung ſchloß, betheuerte er mit einer gewiſſen Begeiſterung, ihm bereitwillig zur Hand zu gehen, woran

er die Frage schloß, wie viel Zeit er der armen Dulderin noch gebe.

„Treten nicht unvorhergesehene große Erschütterungen ein, die ein jähes Ende herbeiführen," erklärte der Doktor ernst, „so hoffe ich, sie noch über zwei Wochen hinaus zu bringen. Der Aermsten Wünsche möchte ich erst dann erfüllen, wenn ich ihren Tod annähernd berechnen kann. Und eine Weile erfordert es immerhin, unsere Vorbereitungen so zu treffen, daß ein Mißlingen und damit die Entdeckung nicht leicht zu befürchten ist."

„Ich selber gebrauche höchstens vier Tage von wegen des Gährungsprozesses," versetzte der Chemiker, sein knisterndes Kinn behaglich mit der Leopardentatze reibend, „dann aber magst Du zu jeder Stunde über mich verfügen."

„Wir sehen uns ja noch öfter," erwiederte der Doktor wie zweifelnd, „nur Eins liegt mir schwer auf der Seele. Ich meine, wenn irgend ein Verdacht zu Nachforschungen führte und man hier bei Dir vorspräche, was würdest Du beginnen?"

Schierling lachte sorglos.

„Wer hier vorspricht," rief er, noch immer gegen Heiterkeit kämpfend, aus, „der kehrt unverrichteter Sache wieder um. Schlimmsten Falles zeige ich dem betreffenden Spion — je nach der Größe — eins der Skelette da und lasse ihn den Namen lesen, den ich bis dahin auf dessen Schädel geschrieben habe. Und so schwer wird eine zu wissenschaftlichen Zwecken ausgeführte Beiseiteschaffung am Galgen oder im Gefängnisse gestorbener Verbrecher nicht bestraft, daß deshalb die Welt aus den Fugen ginge.

Beruhige Dich alſo; ich nehme Alles auf meine Kappe. Alſo keine Sorgen; wir ſind ja die Alten — freilich, zwölf, fünfzehn Jahre machen einen Unterſchied — und was wir damals ausführten, gelingt uns auch heute noch. Es waren immerhin luſtige Zeiten, und iſt nur zu bedauern, daß Du von der Anatomie abgingſt, um als Armen- und Gefängnißarzt ein Proletarierleben zu führen."

„Was ich nie bereute," verſetzte der Doktor, „denn findet je ein Menſch Gelegenheit, ſich aufrichtigen Dank zu erwerben, ſo bietet ſie ſich dem Armenarzt, der pflichtgetreu ſeinem Beruf obliegt, den Sträfling wie den mittelloſen Kranken mit derſelben Sorgfalt behandelt, wie jeden Anderen, der zu Neujahr mit Goldſtücken klingelt. Doch davon verſtehſt Du nichts."

„Vielleicht mehr als Du," warf Schierling kampfgerüſtet ein, nickte aber beifällig und fügte hinzu: „Du biſt ein anſtändiger Kerl; aber wie wär's, wenn wir jetzt zu dem Tannin übergingen?"

Der Doktor ſah nach der Uhr und erhob ſich. „Heute nicht mehr," antwortete er ſchwermüthig lächelnd, „es hat drei geſchlagen, und der neue Tag bringt neue Arbeit. Mit Dir iſt's ein Anderes. Du biſt unabhängig und kannſt ſchlafen, wann es Dir beliebt."

„Wie Du willſt," entgegnete Schierling ſorglos, indem er ſich aus dem Bett wälzte und nach der Lampe griff, „ich beklage nur, daß Du nicht ebenfalls ein unabhängiger Chemiker geworden biſt, Du hätteſt wahrſcheinlich Bedeutendes geleiſtet. Doch gleichviel, auch Aerzte

muß es geben, um die Apotheker in Nahrung zu ſetzen, weiter hat es freilich keinen Zweck."

Heute erwies der Doktor ſich unempfindlich gegen die üblichen Angriffe. Sie waren auf den Flurgang hinaus getreten und ſchritten langſam der Hausthüre zu.

„Es bleibt alſo bei der Verabredung," ſprach der Doktor, als er ſich von dem Freunde verabſchiedete.

„Der Deinige auf Leben und Tod."

„So überlege Alles reiflich und laß dabei Deine unvergleichliche Erfindungsgabe walten. Ein zu bedenklicher Schritt iſt es, zu dem wir uns verſchworen haben."

„Sorge nicht. Erwäge, wie manche Metze Aepfel wir als Kinder mit einander geſtohlen haben, ohne jemals abgefaßt zu werden; das ſchärft den Verſtand und erhöht die Gewandtheit. Doch jetzt mach', das Du fortkommſt, hier wird Einem kühl," und mit den letzten Worten öffnete er die Hausthüre.

Fünftes Kapitel.

Nach dem Friedhofe.

Eine Woche und darüber war hingegangen und das Regenwetter ſchien kein Ende nehmen zu wollen. Ein trüber Tag folgte dem anderen regelmäßig, und ebenſo regelmäßig hielt der Doktorwagen vor der Strafanſtalt, um nach längerer oder kürzerer Friſt ſeinen Beſitzer auf mancherlei Umwegen nach dem äußerſten Ende der Vorſtadt hinauszutragen. Dort fuhr er auf der breiten Landſtraße langſam hin und her, wogegen der Doktor zwiſchen Ställen und Gärten hin die bekannte Hütte aufſuchte.

Digitized by Google

Seine Beobachtungen hatten ergeben, daß trotz der ſorgfältigen Pflege die Kranke ihrem Ende ſchnell entgegen ſiechte, durch ſchmerzhafte und gewagte Operationen er ihr Leben im günſtigſten Falle nur um Tage hinausgezogen hätte, und das ſtand in keinem Verhältniß zu den damit verbundenen Qualen. Er vertröſtete ſie indeſſen fortgeſetzt auf beſſere Zeiten und deutete an, daß ihre bangen Hoffnungen, welche ſie unabläſſig in aufreibender Spannung erhielten, ſchließlich vielleicht dennoch ihre Erfüllung finden würden.

Mehrfach benutzte er auch die Gelegenheit ſeines Beſuches dazu, Veronika mit irgend einer Botſchaft zu Schierling zu ſchicken, um ſie nicht nur mit dem Wege zu ihm, ſondern auch mit ſeiner Perſon und ſeinem wunderlichen Weſen vertraut zu machen. Zu ſeiner Genugthuung entdeckte er ſehr bald, daß die Beiden großen Gefallen an einander fanden, und Veronika nicht die leiſeſte Scheu verrieth, zu ſeiner Zeit gänzlich zu dem alten Giftmiſcher überzuſiedeln.

Auch dieſen beſuchte der Doktor jetzt häufiger, jedoch ſtets zur ſpäten Abendſtunde, und was ſie dann eifrig prüften, oft mit großer, an ewiges Zerwürfniß ſtreifender Heftigkeit verhandelten und vereinbarten, darüber hätten nur die Gerippe Auskunft ertheilen können, und die waren ja verſchwiegen wie das Grab.

Und wiederum hielt der bekannte Wagen zur frühen Morgenſtunde vor der Strafanſtalt und wiederum ſpähte der Doktor, einem Schließer auf dem Fuße folgend, in den Gängen ſcharf um ſich. Was er ſchon ſeit Tagen

erhofft hatte, glückte endlich. Er entdeckte Scherben, der in Gesellschaft anderer Strafgefangenen in's Freie geführt wurde, um sich eine Stunde zu ergehen. Er kannte ihn längst, hatte aber stets vermieden, ihn anzureden, so lange er keiner ärztlichen Hilfe bedurfte.

Trotz der in den letzten beiden Jahren in seinem Aeußeren vorgegangenen Veränderung zeigte Scherben noch immer Spuren früherer männlicher Schönheit. Jetzt ging er gebeugt, das kräftige Haupt mit dem erbleichten, kurz geschorenen Haar auf die Brust geneigt und finsteren Blickes vor sich niederstarrend. Als er neben dem Doktor eintraf, hielt dieser ihn an.

„Was fehlt Ihnen, Mann?" fragte er lebhaft, daß Scherben erschrocken zu ihm aufsah, „Sie scheinen sich nicht wohl zu befinden?"

„Ich habe keine Ursache, über körperliches Befinden zu klagen," antwortete der Gefangene düster.

„Aber ich habe Ursache, Sie etwas näher zu betrachten," versetzte der Doktor rauh, „wie heißen Sie?"

In das Antlitz des Gefangenen schoß jähe Gluth, dann sprach er zögernd: „Scherben."

„So? Scherben?" fragte der Doktor gleichmüthig, dann zu dem die Gefangenen begleitenden Beamten gewendet: „Ueberwachen Sie diesen Mann. Er wäre nicht der Erste, der eine Krankheit verheimlichte, um selbstmörderisch aus dem Bereich ärztlicher Hilfe zu gelangen."

„Ich bin nicht krank, ich versichere es," betheuerte Scherben zähneknirschend.

„Ihre Betheuerung hat keinen Werth für mich," er-

klärte der Doktor kurz, „was haben Sie da an dem Auge? Zeigen Sie her,“ und den über die Behandlung ſichtbar Erbitterten und nur widerwillig Folgenden am Arme ergreifend, zog er ihn nach dem nächſten Fenſter hinüber. Dort legte er Daumen und Zeigefinger der rechten Hand auf die Lider des ihm zunächſt befindlichen Auges, dieſelben wenig rückſichtsvoll weit aus einander ſchiebend. Zugleich näherte er ſein Antlitz dem des Gefangenen bis auf die Breite zweier Finger, und während er anſcheinend das Innere der Lider aufmerkſam prüfte, raunte er ihm leiſe, wie ein Hauch zu: „Sind Sie ein Mann, ſo beherrſchen Sie ſich. Morgen bleiben Sie als krank im Bett liegen. Folgen Sie blindlings meinen Anweiſungen. Vielleicht führen ſie zur Freiheit.“ Dann laut genug, um von dem abſeits ſtehenden Schließer verſtanden zu werden: „Eine unverkennbare Entzündung der Schleimhäute; ja, ja, ich ſehe mehr, als zu fühlen Sie vorgeben.“ Er zog die Hand von dem Auge zurück und kehrte ſich dem Schließer zu: „Ich wiederhole, beobachten Sie dieſen Mann. Da — ſehen Sie, wie ſein Ausdruck wechſelt? Das iſt ja eine wahre Leichenfarbe, die ſein Geſicht plötzlich überzogen hat. Möglich, daß die Bewegung ihm gut thut, möglich aber auch, daß eine bedenkliche Krankheit im Anzuge iſt. Wir werden morgen ja ſehen,“ und weiter ſchritt er in den Gang hinein, während Scherben in Begleitung des Schließers in entgegengeſetzter Richtung den voraufgegangenen Unglücksgefährten folgte.

Als der Doktor eine halbe Stunde ſpäter ſeinen Wagen wieder beſtieg, hätte Jemand, der vertrauter mit ihm war,

vielleicht entdeckt, daß es wie Befangenheit aus ſeinen Augen lugte und er die Lippen etwas feſter auf einander legte. Den erſten Schritt zu einer gegen die Geſetze ſchwer verſtoßenden Handlung hatte er gethan, und ſeiner ganzen Willenskraft bedurfte es, den einmal eingeſchlagenen Weg weiter zu verfolgen, nicht umzukehren, ſo lange es noch geſchehen konnte, ohne Aufſehen zu erregen.

Nach einer Zuſammenkunft mit dem beherzteren Schierling gewann er indeſſen ſeinen Muth zurück und damit jene berechnende Ueberlegung, welche allein das Gelingen des gefährlichen Unternehmens ermöglichte.

Die Nacht und der größte Theil des folgenden Tages verſtrichen in gewohnter Weiſe. Der Doktor hatte ſich überzeugt, daß Scherben ſeinen Rath beherzigt hatte und liegen geblieben war. Er verordnete ihm eine harmloſe Arznei und Ruhe, zugleich aber benutzte er die Gelegenheit, ihm heimlich ſein ferneres Verhalten vorzuſchreiben. Jetzt ſenkte ſich Dämmerung auf die Stadt, und in tödtlicher Spannung ſaß er in ſeinem Arbeitszimmer, als er dringlich nach der Strafanſtalt gerufen wurde. Scherben fand er anſcheinend ſehr krank und über heftige Schmerzen in den Gliedern klagend. Nachdem er ihn in Gegenwart des Schließers eingehend unterſucht und den Kopf ernſt geſchüttelt hatte, forderte er dieſen auf, den Inſpektor herbeizurufen. Die Zeit von deſſen Abweſenheit benutzte er dazu, Scherben einige Pillen zu verabreichen und ihn auf das vorzubereiten, was ihm nächſter Zeit bevorſtand.

„Fragen Sie mich nichts," rieth er dringend, als dieſer wie in Geiſtesverwirrung zu ihm emporſtarrte,

Digitized by Google

„ſind Sie ein ſtarker Mann, der nicht vor Tod und Grab zurückſchaudert, ſo werden Sie frei, bevor der neue Tag graut.“

„Den Tod, lieber den Tod geben Sie mir,“ hob Scherben angſtvoll an, als der Doktor ſchnell einfiel: „Keine Silbe ſprechen Sie, ſondern hören Sie auf mich. Ihre Stimmung erleichtert es Ihnen, Alles über ſich ergehen zu laſſen. Nach den Pillen werden Sie ſich binnen kurzer Friſt ſehr krank fühlen. Fürchten Sie indeſſen nichts, ſondern nehmen Sie unbekümmert um die etwaigen Folgen Alles ein, was ich Ihnen fernerhin verabreichen werde. Sie müſſen frei werden. Es wartet Jemand auf Sie hier in der Stadt. Zu ihm müſſen Sie, grauenhaft, wie die Mittel, deren ich mich bediene, erſcheinen mögen. Merken Sie auf: ein unbedachtes Wort von Ihnen, ein verrätheriſcher Blick des Zweifels kann unſer Aller Verderben herbeiführen, ſogar das Ihres Kindes. Jetzt ſchließen Sie die Augen und ſchützen Sie gänzliche Erſchöpfung vor,“ und das Handgelenk Scherben's umſpannend, ſah er feſt auf deſſen Antlitz.

Daſſelbe hatte wieder einen leichenhaften Ausdruck angenommen, röthete ſich aber fieberhaft, als der Inſpektor in Begleitung des Schließers erſchien.

Und ſo rief er in der That den Eindruck eines Schwerkranken hervor. Unter dem Einfluß der ihm vorſchwebenden unbeſtimmten und daher erſchreckenden Bilder hob und ſenkte ſeine Bruſt ſich wie bei einem Erſtickenden. Was er eben vernommen hatte, umnachtete ſeinen Geiſt. Es raubte ihm die Sprache die Beſorgniß, durch den

Ton seiner Stimme zu verrathen, was in seinem Inneren vorging.

Der Doktor hatte sich aufgerichtet und dem Inspektor zugekehrt.

„Ich kann noch nicht recht klug aus seinem Zustande werden," erklärte er zweifelnd, indem er sich, wie um seine Mittheilungen zu verheimlichen, mit Jenem dem Ausgange zu bewegte, „das Böseste möchte ich nicht glauben, und doch halte ich es für meine Pflicht, zur äußersten Vorsicht zu rathen. Es wäre ein entsetzliches Unglück, bräche die in der Stadt kaum erloschene Epidemie gerade hier in der übervölkerten Anstalt wieder aus. Unter keiner Bedingung lassen Sie den Kranken nach den Lazarethräumen bringen, wenigstens so lange nicht, wie ich im Ungewissen bin. Der enge Raum hier ist nöthigenfalls leicht desinficirt, wogegen in den Krankenzimmern die Folgen unberechenbar sein können. In wenigen Stunden ist Alles entschieden, und ich habe im Laufe des Sommers genug Kranke dieser Art behandelt, um das Schlimmste zu befürchten. Lassen Sie den Menschen übrigens nicht ohne Aufsicht," und nachdem der Inspektor dem Schließer befohlen hatte, den Erkrankten zu überwachen, fuhr der Doktor eifrig fort: „In Ihrem Bureau werde ich noch etwas verschreiben, dann eile ich nach Hause, wo dringende Geschäfte meiner harren. Bin ich nach Ablauf einer Stunde nicht hier gewesen und der Zustand verschlimmert sich, so schicken Sie nach mir. Der Sicherheit halber bringe ich einen erfahrenen Assistenten mit — wir dürfen Ihre Leute nicht einer Ansteckung aus-

ſetzen. Schaden könnte es nicht, würde in den Gängen mit Karbol geräuchert; beſſer etwas zu viel Vorſicht, als zu wenig," und nachdem er auf dieſe Weiſe den Schließer ſammt den Inſpektor hinreichend eingeſchüchtert zu haben glaubte, begleitete er dieſen nach dem Bureau. Als er ſich etwas ſpäter verabſchiedete, waren ſeine letzten geheimnißvoll geflüſterten Worte: „Vergeſſen Sie nicht das Räuchern und daß kein Anderer mehr ihm nahe kommt."

Als der Doktor zu Hauſe eintraf, fand er Schierling bereits vor. Deſſen verwittertes Antlitz ſtrahlte in Begeiſterung, als Jener ihm Bericht erſtattete, und ein Fläſchchen mit bräunlicher Flüſſigkeit emporhebend, verſchwor er ſich, wenn je in ſeinem Leben, dieſes Mal ſeiner Kunſt Ehre gemacht zu haben.

Eine Stunde und eine halbe verrannen in einer Aufregung, welche ein längeres Geſpräch nicht mehr in Gang wollte kommen laſſen, und erſchrocken fuhren Beide empor, als plötzlich heftig an der Glocke geriſſen wurde. Gleich darauf trat ein Bote athemlos ein und erſuchte den Doktor, ſich ſchleunigſt nach der Strafanſtalt zu bemühen.

„Iſt es denn ſo böſe geworden?" fragt dieſer ſcheinbar ärgerlich.

„Er ringt mit dem Tode," lautete die mit ſichtbarer Angſt ertheilte Antwort.

„So begeben Sie ſich zurück," rieth der Doktor jetzt, „melden Sie, daß ich auf der Stelle nachfolgen werde." Dann ſäumte er nur noch, bis ſein alter Kutſcher die Pferde vor den Wagen geſpannt hatte, und in Schierling's Begleitung fuhr er davon.

In der Vorhalle der Anstalt erwartete ihn bereits der Inspektor. Aus dessen Haltung und Wesen errieth er leicht, daß es ihm gelungen war, ihn und Alle, die um den bedenklichen Krankheitsfall wußten, förmlich kopflos zu machen. So wurde auch dankbar anerkannt, daß er, um das eingeschüchterte Anstaltspersonal nicht in Berührung mit dem Erkrankten kommen zu lassen, seinen eigenen, mit solchen Fällen vertrauten Gehilfen mitgebracht hatte, und gern folgte der Inspektor seinem Rath, zurückzubleiben und das Weitere ihm, Schierling und dem bereits anwesenden Schließer zu überlassen.

Obwohl der Doktor, wie er nach längerer Prüfung des Kranken dem Schließer zuraunte, an Erfolg nicht mehr glaubte, flößte Schierling demselben doch statt von der vorhandenen, von der mitgebrachten Arznei ein. Anfänglich schien sie in der That beruhigend zu wirken, dann aber stellten sich neue Krämpfe ein, die damit endigten, daß der Kranke plötzlich still wurde und sein Antlitz allmählig erstarrte. Der Anblick des mit bläulichen Flecken überzogenen Gesichtes, dessen Unterkiefer tief herabgesunken war gräßlich.

„Die Leiche muß sofort auf den Friedhof," entschied der Doktor. „Jede Minute länger in diesem Hause kann von den schrecklichsten Folgen sein."

Was jetzt folgte, spann sich mit ängstlicher Hast ab. Jeder, der zum Beistande hinzugezogen wurde, bot sein Aeußerstes auf, die Entfernung des Todten zu beschleunigen. Der Inspektor füllte den Todtenschein aus, der Doktor unterschrieb ihn und war dann selbst behilflich,

die Leiche in Wachstuch einzuſchlagen und in den bereit gehaltenen Sarg zu betten, worauf zwei Schließer den Deckel auflegten und feſtſchraubten. Der Leichenwagen war unterdeſſen herbeigeſchafft worden, kräftige Hände griffen zu, und etwas ſpäter rollte er mit ſeiner unheimlichen Laſt dem Friedhofe zu, gefolgt von Schierling und vier Hausdienern.

Der Doktor hatte ſich ſchon früher auf den Weg nach dem Friedhofe begeben, wohin die Kunde von dem Tode eines Gefangenen in Begleitung der betreffenden Anweiſungen gleich nach deſſen Hinſcheiden getragen worden war. Die ſchon Nachmittags von dem Doktor ſelbſt unterrichteten Todtengräber hatten denn auch ihre Schuldigkeit gethan und harrten bereits der Leiche. Vor dem Kirchhofthore ließ der Doktor ſeinen Wagen halten. Nach einem kurzen, leiſe geführten Geſpräch mit dem bewährten Kutſcher fuhr dieſer davon, während er ſelber den Friedhof betrat.

Eine im abgelegenen Winkel an der Mauer kläglich brennende Laterne diente ihm als Wegweiſer. Bei derſelben eingetroffen fand er den alten Todtengräber und deſſen Sohn vor. Auf ihre Spaten geſtützt ſtanden ſie unter den umgehangenen Röcken fröſtelnd da. Zwei leichte Balken lagen quer über der offenen Gruft.

„Alles bereit, wie ich ſehe," redete der Doktor die Beiden an, „hoffentlich haben wir keine Störung zu befürchten."

„Nichts von der Sorte," antwortete der alte Mann, „der Kirchhofsinſpektor meinte auf meine Meldung, er wäre befreundet mit Ihnen, und wenn der Herr Doktor

ſelber käme, möcht's wohl ohne ihn gehen. Er redete von ſtarker Erkältung. Er iſt Familienvater, da vermuthe ich, er fürchtet Anſteckung."

„Mit der Anſteckung iſt's nicht weit her, darüber beruhigt Euch. Ich ſtellte die Sache ernſter dar, als ſie es verdiente, um die letzten Zeugen abzuſtreifen."

„Wir fürchten uns nicht," meinte der alte Mann, „ſonſt hätten wir das Handwerk längſt d'rangeben müſſen."

„Hier denn, Freund, das iſt für Euch und Euern Sohn," verſetzte der Doktor und er drückte dem Alten zwei Goldſtücke in die Hand. „Vorſicht, überhaupt Verſchwiegenheit brauche ich wohl nicht anzuempfehlen."

„Wir ſelber hätten den größten Schaden davon, käme es zu Tage, Herr Doktor, und zum erſten Male geſchieht's ja nicht, daß wir —"

„Richtig, Mann," unterbrach ihn der Doktor. „Das letzte Mal vor ſechs, ſieben Jahren. Seitdem hatte ich's aufgegeben. Dieſer Todesfall, überhaupt die ganze Krankheit verlief indeſſen ſo jäh und ſchrecklich, daß ich nicht widerſtehen konnte. Ich muß durchaus die Urſachen der räthſelhaften Erſcheinung kennen lernen."

Von der Straße her ließ ſich das dumpfe Rollen vernehmen, mit welchem der Leichenwagen ſich näherte. Der Doktor nahm die Laterne und in Begleitung der beiden Todtengräber, welche die Bahre trugen, begab er ſich nach der Einfahrt hinüber. Faſt gleichzeitig mit dem Leichenzuge trafen ſie daſelbſt ein und alsbald geſellte Schierling mit den vier Hausdienern ſich ihnen zu.

„Das iſt ja ein fürchterlicher Duft," erklärte der

Doktor zum Entſetzen der Männer, die nunmehr feſt glaubten, ſich unterwegs ſchon an die vergiftete Atmoſphäre gewöhnt zu haben. „Man hätte doch lieber einen verlötheten Zinkſarg nehmen ſollen. Freilich, die Straßen ſind jetzt leer; Ihnen aber rathe ich, ſobald Sie den Sarg hinüber getragen haben, ſich ſchleunigſt zu entfernen und, wenn möglich, etwas Branntwein nachzutrinken. Aber jetzt vorwärts; in zehn Minuten müſſen wir fertig ſein."

Haſtig traten die Männer hinter den Wagen und nach kurzer Anſtrengung ſtand der Sarg auf der Bahre; ſechs Paar kräftige Arme griffen zu und in ſchnellem Schritt ging es nach dem Kirchhofswinkel hinüber. Dort wurde der Sarg ſofort auf die Balken gehoben, worauf der Doktor ſich den Strafanſtaltsleuten zukehrte.

„Nun macht, daß Ihr fortkommt," befahl er, „hinunter ſchaffen wir ihn zu Vieren leicht genug, und ein Gebet möchte ich doch zuvor über den armen Teufel hinſprechen. Meldet dem Herrn Inſpektor," rief er den ſich eiligſt Entfernenden nach, „ich bliebe hier, bis Alles beendigt ſei; man möchte Chlorkalk und Karbol nicht ſparen."

Die Männer beſchleunigten ihre Schritte, während des Gehens den mitgebrachten Flaſchen kräftig zuſprechend, und in weniger als fünf Minuten tönte das Geräuſch herüber, mit welchem der Leichenwagen ſich auf die Stadt zu in Bewegung ſetzte.

Der alte Todtengräber hatte unterdeſſen mittelſt eines Schraubenziehers den Sargdeckel geöffnet.

Vorſichtig löſchte der Doktor die Laterne aus.

„Auch die Nacht hat ihre Augen," bemerkte er dabei,

Digitized by Google

und aus Leibeskräften legte er mit Hand an, den in Packetform verschnürten Körper aus dem Sarge zu heben und eine kurze Strecke abwärts im Schatten der Mauer niederzulegen.

Das oberflächliche Befestigen des Deckels erforderte kaum Zeit; bei dem düsteren Schein der nunmehr wieder brennenden Laterne wurde der erleichterte Sarg ohne große Mühe in die Erde hinabgesenkt und schweigend griffen Vater und Sohn nach ihren Spaten. Unter den geübten Händen füllte die Gruft sich schnell; bis zur Hälfte war sie bereits zugeschüttet, als sich abermals das Rollen eines Wagens und das scharfe Knallen einer Peitsche vernehmen ließ.

Die Todtengräber warfen die Spaten zur Seite und abermals erlosch die Laterne. Gleich darauf schritten die vier Männer, den dicht verhüllten Körper zwischen sich, dem Thorwege zu. Eine kurze Strecke vor demselben legten sie ihre Last nieder, worauf der Doktor sich zu seinem Kutscher hinaus begab.

„Kein Mensch weit und breit," antwortete dieser ebenso geheimnißvoll auf die an ihn gerichtete leise Frage.

Der Doktor eilte zu den Gefährten zurück; abermals folgte eine kurze Anstrengung, dann lag der ungelenke Körper in dem Wagen, die Füße auf der Vorderbank, Kopf und Schultern in der jenseitigen Ecke halb aufgerichtet und von Schierling sorgsam unterstützt.

Der Doktor stieg zuletzt ein, in scharfem Trabe rollte der Wagen davon, während die Todtengräber zur Beendigung ihrer Arbeit sich wieder nach dem Friedhofe hinauf begaben.

Eine kurze Strecke waren die beiden Freunde mit ihrem Raube gefahren, als Schierling ſich dem Doktor zukehrte.

„Du, Robert," hob er an, ſeine Lippen deſſen Ohr ſo weit nähernd, wie es bei den gelegentlichen Schwingungen nur geſchehen konnte, „man merkt, daß Du aus der Uebung. Du rechneſt zu ſehr auf die Dummheit der Menſchen. War ein ſchlauer Kopf zur Hand, ſo hätte Deine übertrieben ängſtliche Vorſicht unſtreitig Verdacht erweckt."

„Rede mir nicht davon," verſetzte der Doktor erregt, „was ich in den letzten zehn Stunden durchmachte, iſt genug, um mich an den Rand des Wahnſinns zu treiben. Vergegenwärtige Dir, was wir ausführten, und noch ſind wir nicht fertig."

„Unſinn, Robert, Leichendiebſtahl iſt Leichendiebſtahl —" er verſtummte; dann ſprach er mit gepreßter Stimme: „Du, Robert, er hat ſich gerührt. Wir müſſen uns dennoch mit dem Strychnin verrechnet haben, oder das Rumpeln des alten Kaſtens übt eine belebende Wirkung aus."

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Am Traualtar.

Novelle

von

B. M. Kapri.

1. (Nachdruck verboten.)

Professor Edmund Grunwig war einer der gesuchtesten Aerzte der großen Hauptstadt. Ehre und Gold flogen ihm in gleich reichem Maße zu, und da der berühmte Arzt unverheirathet, zudem ein Mann von gediegenem Charakter und der liebenswürdigste Gesellschafter war, konnte es nicht fehlen, daß er der Gegenstand zahlloser Hoffnungen wurde, die er nicht erfüllte, und der Angriffspunkt der feinst eingefädelten weiblichen Intriguen, denen er mit unvergleichlichem Takt die Spitze zu bieten wußte.

Edmund Grunwig hatte einst, vor Jahren schon war es, leidenschaftlich geliebt, und da er bei seiner Jugend und Unerfahrenheit die Geliebte natürlich als einen Inbegriff aller erdenklichen Vollkommenheiten betrachtete, auch hingebungsvoll gehofft und vertraut.

Grunwig, der jetzt im Alter von zweiundvierzig Jahren stand, war ein schöner Mann, und mit seiner hohen, elastischen Gestalt, den dunklen, sprechenden Augen, dem

tiefschwarzen Haupt- und Barthaar, das noch kein Silberfaden durchzog, erschien er weit jünger, als er wirklich war. Das aber war in seinen Jünglingsjahren anders gewesen. Groß, mager, mit bleichem Antlitz, wenn auch schönen Augen und geistreichem Gesichtsausdruck, gefiel er den Männern weit besser, als den Frauen, und unter den Letzteren nur den begabten Frauen, welche Geist mehr anzog als Schönheit.

Als Sohn einer angesehenen, reichen Familie war er überall wohl gelitten, und es wurde ihm leicht, in den ersten Häusern Eingang zu finden.

Da war es denn geschehen, daß er mit der ganzen Begeisterung unverdorbener Jugend ein schönes Mädchen lieben lernte und von ihr das Geständniß ihrer Gegenliebe erhielt. Die Eltern gaben gern ihre Zustimmung und auch sein Vater verweigerte seine Einwilligung nicht. Er war ein Mann von Geist und Herz, und wo das Glück des einzigen Sohnes in Frage stand, konnte das geringe Vermögen der Braut kein Hinderniß bilden. War sie doch die Tochter eines, noch in Aktivität befindlichen hohen Staatsbeamten, und hatte eine vortreffliche Erziehung genossen. Edmund's Vater galt als sehr reich, soweit ein Geschäftsmann, dessen Geld in zuweilen nicht ungefährlichen Spekulationen stets im Kurs begriffen ist, dafür gelten kann. Und da ihn seine Erfahrung gelehrt hatte, wie oft große Vermögen mit einem Schlag zusammenstürzen und verschwinden, so hatte er den Sohn erzogen, als wäre er nicht das Kind eines reichen Mannes. Edmund sollte im Stande sein, sich auch ohne Beihilfe

des Vaters im Leben durchzubringen. Er ließ ihn also die Studien verfolgen, zu welchen ihn Neigung und Talent besonders bestimmten.

Noch lachte der Himmel in tiefster Bläue über dem Glück des jungen Brautpaares, als ein unerwarteter Gewitterschlag Alles in Nacht und Finsterniß hüllte.

Völlig unvorhergesehen brach das Verderben über das Bankhaus herein. Fallissement auf Fallissement im Kreise seiner Geschäftsfreunde, zuletzt noch die Unredlichkeit eines Beamten, den Herr Grunwig Jahre lang seines Vertrauens gewürdigt, und der dasselbe auch früher niemals getäuscht hatte, zwangen den Bankier, seine Zahlungen einzustellen.

Der Schlag war zu plötzlich gekommen, er warf ihn zu Boden. Der Unglückliche verfiel einer akuten Krankheit, die in wenigen Tagen sein Ende herbeiführte.

Betäubt von Allem, was ihm widerfahren, stand Edmund nun verarmt, verlassen im Leben.

Ist auch Verarmung gar oft ein unverschuldetes Unglück, so verhindert das Denjenigen, der plötzlich vom reichen zum armen Manne wird, nicht daran, tiefe Beschämung über seine gänzlich veränderte Stellung zu empfinden. Alles um ihn scheint ihm eine gleiche Umwandlung erfahren zu haben, die Welt, die Gesellschaft, die Gesichter seiner Bekannten und Freunde.

Doch Edmund Grunwig konnte sich trösten. Eines Herzens war er ja sicher, und das war das Herz seiner Braut. Nach den vielen bitteren Erfahrungen, welche bereits die ersten Tage brachten, war mancher Glaube und

manches Vertrauen in ihm ertödtet worden. Nur ein tief empfundener Glaube leuchtete noch unentwegt sternenhell in seiner Brust — es war der Glaube an Emma's treue Liebe.

Sie, das wußte er, würde ausharren, bis er sein Ziel erreicht, und würde sich glücklich fühlen als seine Lebensgefährtin, selbst wenn die Stellung, die er ihr bieten konnte, zuerst nur eine bescheidene war. Sie glaubte ja an sein Talent, an seine männliche Kraft und Energie.

Aus dem Schiffbruch seines Vaters war ihm nur das mäßige Erbtheil seiner Mutter geblieben, doch das genügte ja zur Vollendung seiner Studien, zu seiner anständigen Etablirung als Arzt. Dann würde freilich in den ersten Jahren, bis der junge Arzt sich eine genügende Praxis erworben hatte, Emma's geringes Heirathsgut Hilfe schaffen müssen. So mußte es — mit vereinten Kräften — gelingen.

Doch auch das Bitterste sollte ihm nicht erspart bleiben.

Im Hause seiner künftigen Schwiegereltern empfing man ihn plötzlich sehr kühl und gemessen und am veränderten von Allen war Emma selbst.

Man sagte nichts, aber man glitt über den Umstand seiner Verlobung schweigend hinweg, als hätte dieselbe niemals stattgefunden. Man sprach nicht, aber man erwartete offenbar, daß — er sprechen würde.

Man erwähnte kaum mit einigen Worten des Bedauerns das Unglück, das ihn betroffen. Einen kurzen Augenblick nur lag Emma's Hand in der seinen, und das

Auge, das er ſuchte, aus dem er Troſt und Hoffnung ſchöpfen wollte, barg ſich unter den geſenkten Lidern.

Tiefe Bitterkeit erfüllte ſein Herz. Das glänzende junge Mädchen, die gefeierte Schönheit traute es ſich offenbar nicht zu, den Kampf mit dem Leben an ſeiner Seite aufzunehmen. O, wie das an ſeinem Herzen nagte! Wie in unzähligen ſchlafloſen Nächten der empörte Stolz immer auf's Neue den Kampf mit der zählebigen Hoffnung aufnehmen mußte, die, immer wieder das Haupt erhebend, ihm ihr holdes, heuchleriſches Antlitz zeigte.

Doch endlich war es überwunden. Er hatte daran glauben gelernt, daß Emma ihn nie geliebt.

In einem kurzen Brief an ihren Vater, in welchem er ſeine gänzlich veränderten Verhältniſſe berührte, erbat er ſich eine Erklärung darüber, ob die Familie ſeiner Braut darin kein Hinderniß für die beabſichtigte Verbindung ſehe.

Die Erklärung ließ nicht lange auf ſich warten. Vater und Tochter nahmen ihr Wort zurück.

Alles läßt ſich eben überwinden, aber die Erfahrungen früher Jugend ſind gar oft von beſtimmendem Einfluß auf die Gefühls- und Handlungsweiſe ſpäterer Jahre.

Glücklich der Mann, dem Herzenstäuſchungen erſpart geblieben ſind! Mit frohem Vertrauen ſieht er in die Zukunft. Wer ſich aber einmal verrathen gefühlt, dem erſtirbt die Erinnerung daran nicht im Herzen — ſie ſchläft nur, und ſowie er auf neues Glück zu hoffen wagt, erhebt ſie das Gorgonenhaupt, ihm ſeine ſchönſten Stunden vergiftend.

Jahre vergingen. Der junge Doktor, welcher mehr als einmal während des Spitaldienſtes Gelegenheit fand, ſeinen ſicheren Blick, ſeine ſeltene Befähigung am Krankenbette zu bewähren, wurde von einem der berühmteſten Vertreter der ärztlichen Wiſſenſchaft zum Aſſiſtenten gewählt. Es gab unter den Patienten ſeines Meiſters, des berühmten Herrn Hofraths und Profeſſors, Viele, welche den Beſuch des liebenswürdigen jungen Mannes dem des grauhaarigen Gelehrten vorzogen, der ja zudem, ſelbſt in den letzten Lebensjahren, in welchen er ſich ſeiner Kränklichkeit halber ſonſt ſo ziemlich von der Praxis zurückgezogen hatte, jeden Augenblick bereit war, am Krankenbette zu erſcheinen, wenn Doktor Grunwig es nöthig fand, und die Patienten in einem beſonders ſchwierigen Falle ſeinen Beiſtand verlangten.

Als er dann ſtarb, machte es ſich faſt von ſelbſt, daß Doktor Grunwig ſeine reiche Praxis erbte. Hatten Befähigung und Glück ihm zuerſt die Wege geebnet, ſo waren es nun ſeine perſönlichen Erfolge, ſeine eminente Geſchicklichkeit und die Gediegenheit ſeiner veröffentlichten mediciniſchen Schriften, welche ſeinen Ruf begründeten.

So hatte ſich Grunwig aus eigener Kraft und durch eigenes raſtloſes Streben ſeine gegenwärtige, von Vielen beneidete Stellung geſchaffen, ſo war es aber auch gekommen, daß er unvermählt geblieben war.

Es mochte ihn dann vielleicht mit geheimem Triumph erfüllt haben, daß in den erſten erfolgreichen Jahren ſeiner ärztlichen Wirkſamkeit auch das Mädchen, das ihn ehedem verſchmäht hatte, unter den auf eine Heirath mit ihm

Spekulirenden war, und daß deren Familie ihm nunmehr nicht mißzuverstehende Avancen machte.

Allein er war ja jetzt klug geworden und beachtete das nicht. In seinem ferneren Leben gab es allerdings manche Stunden, in welchen er sein Herz heftiger pochen fühlte. Er war nicht so sehr der Sklave seiner einstigen Erlebnisse, daß er in jedem Weibe ein Wesen ohne Charakter und Herz zu finden geglaubt hätte.

Mehr als einmal hatte er am Krankenbette Gelegenheit gehabt, die Ausdauer, die liebevolle Hingebung und Treue eines Weibes zu bewundern, das, sich selbst vergessend, nur ihrem Gatten lebte.

Immerhin aber konnten solche Ausnahmen nicht als Regel gelten, und er war nicht optimistisch genug geartet, um sich darauf zu verlassen, daß solch' ein Schatz auch ihm zu Theil werden müßte.

So war es gekommen, daß Doktor Grunwig mit zweiundvierzig Jahren noch immer unverheirathet war. Die Wünsche der Jugend hatten sich allmählig zur Ruhe gelegt. Seit Jahren lebte er nur noch seinem Berufe und der Wissenschaft.

Nichtsdestoweniger schüttelte Doktor Grunwig's Kutscher, ein alter Diener, der ihn tagtäglich seit fünfzehn Jahren durch die Stadt und die Vorstädte fuhr, seit einigen Wochen bedenklich und immer bedenklicher das Haupt. Er konnte sich nicht entsinnen, seit zehn Jahren so lange mit seinem Wagen auf seinen Herrn gewartet zu haben, als dies nun vor dem kleinen Hause in der Schmidtstraße, welches Doktor Grunwig täglich besuchte, der Fall war.

Damals — ja damals, als er in den Dienſt ſeines Herrn getreten war — gehörte dies allerdings nicht zu den außergewöhnlichen Dingen. Seitdem aber machte Doktor Grunwig nur Krankenbeſuche, die zehn Minuten, ein Viertelſtündchen, höchſtens eine halbe Stunde währten, wenn ihn nicht eine Operation länger feſthielt.

Es waren eben nur Krankenbeſuche, Stephan verſtand ſich darauf.

Wenn Doktor Grunwig wieder in den Wagen ſtieg, öffnete ſich droben kein Fenſter, man grüßte nicht hinunter, er grüßte und lächelte nicht hinauf, ſondern ſtieg ſchlecht und recht in das Coupé, deſſen Thüre mit ganz beſonders lautem Klapp zufiel, wie es bei allen Wagen der Fall iſt, die Aerzte führen.

Aber jetzt ... hm, hm.

Gleich anfangs, als man in die Schmidtſtraße fuhr, war's auch nicht ſo geweſen. Da war der Herr Profeſſor ein Viertelſtündchen, ſpäter ein halbes Stündchen geblieben, jetzt aber waren bereits zwei Stunden daraus geworden.

Nur Eines widerſprach Stephan's bisherigen Erfahrungen.

Wenn Doktor Grunwig das kleine Haus verließ, klirrte oben kein Fenſter, wohl aber war es der Doktor, der vor der geöffneten Wagenthüre ſtehen blieb und einen langen Blick hinauf ſandte. Ja, Stephan hatte ſich davon überzeugt, daß ſein Herr noch im Wegfahren durch das rückwärtige Wagenfenſterchen nach dem einſtöckigen Hauſe blickte, deſſen Fenſter jedoch geſchloſſen blieben.

2.

In dem kleinen Hauſe wohnte der alte, invalide Hauptmann Ried, der von ſeinen geleiſteten Heldenthaten in dieſem beſcheidenen Aſyl ausruhte. Seine Bruſt ſchmückte das Verdienſtkreuz und ſeine vernarbten Wunden machten ſich bei trüber Witterung ſo fühlbar, als wären ſie noch nicht geheilt. Am allerbemerkbarſten machten ſie ſich, in den übelſten Humor umgewandelt, ſeiner einzigen Tochter Hedwig, welche mit unermüdlicher Geduld, mit zärtlichſter Sorgfalt den alten verwittweten Vater pflegte, ſein Hausweſen führte und ihn mit allem Nöthigen verſorgte, ſo weit eben die ſehr beſchränkten Mittel reichten.

Das Häuschen hatte der Hauptmann geerbt; es hatte drei Fenſter Straßenfront und nur drei Wohnräume. Die jährliche Steuer wurde durch den geringen Zins des kleinen Schuhmacherladens zu ebener Erde gedeckt. Der größte Luxus des Hauſes beſtand in einem kleinen Gärtchen, welches ein breitäſtiger Kaſtanienbaum, einige Hollunderſträuche und ein Gartenhäuschen zierten, in welch' letzterem Hauptmann Ried im Sommer, wenn ihm ſeine Wunden und ſeine Gicht dies erlaubten, ſeine Zeitung las und ſeine Pfeife rauchte, während Hedwig in dem grünumſponnenen Winkelchen am Fenſter ſtickte.

Es kamen nur ſelten Beſuche, denn Hauptmann Ried's bärbeißiger Humor hielt den Reizen ſeines Töchterchens vollſtändig das Gleichgewicht.

Hedwig genoß die freie Luft bei ihren Einkäufen auf dem Markte und ihren Gängen nach der Stadt, in welcher ſie in einem Weißwaarengeſchäfte jene hübſchen, kleinen

Digitized by Google

Arbeiten ablieferte, durch deren bescheidenen Erlös sie es ermöglichte, auch Papa's kleine Liebhabereien zu berücksichtigen, für welche die Pension nicht gereicht hätte.

Und Papa rauchte so ziemlich den ganzen Tag und war an sein Glas Ofner sehr gewöhnt. Wieso ihm diese guten Dinge zuflogen, darnach pflegte er nicht zu forschen, genug, daß er sie hatte.

Die Veranlassung zu Professor Grunwig's erstem Besuch in dem kleinen Hause war Hauptmann Ried's Erkrankung. Der alte Soldat hatte von einem Arzt nie etwas wissen wollen. Doch als Hedwig ihren Vater eines Morgens besinnungslos auffand, war es natürlich, daß sie, ohne vor der Hand an den Kostenpunkt zu denken, in ihrer Herzensangst einen der geschicktesten Aerzte der Residenz herbeirief; da aber Doktor Grunwig vor einigen Monaten die schwer erkrankte Besitzerin des schönen großen Hauses, das dem ihren schräg gegenüber stand, als sie Alles verloren gegeben, doch noch gerettet hatte, verfiel sie zunächst auf diesen.

Sie war der Meinung, daß wenige Besuche des Arztes hinreichen würden, um eine erfreuliche Wendung im Zustande ihres Vaters herbeizuführen.

Doch es kam anders. Doktor Grunwig fand die Situation sehr kritisch, und es begann nun der so oft aussichtslose Kampf der Wissenschaft gegen die Krankheit, der liebevollsten und unermüdlichsten kindlichen Sorgfalt und Opferwilligkeit gegen die stets erneuerten Angriffe des heranstürmenden Todes.

Tag und Nacht war Hedwig um den Vater beschäftigt,

Digitized by Google

und der widerhaarige Kranke erleichterte ihr die Lage eben nicht. Es war gerade, als gebäre ſein verwirrter Sinn immer neue Launen, um ſeine Pflegerin in Athem zu halten. Am allerſchlimmſten aber war es, wenn er momentan zur Beſinnung zurückkehrte. Da hatte ſie ihm nichts zu Dank gemacht, und es gab nichts Ungeſchickteres und Unnützeres als Hedwig.

Der Profeſſor freilich glaubte nie eine beſſere Krankenpflegerin geſehen zu haben. Wie geſchickt richteten die zarten weißen Hände des jungen Mädchens das Lager, wie hoben und legten ſie den Kranken, wie ſicher flößte ſie dem ſich lebhaft Wehrenden das Medikament ein, beſchwichtigte ſeine Wuthanfälle mit ſchmeichelndem Wort, mit holdem Lächeln. Wie bewachte ſie ihn, nach kaum ein paar Minuten immer wieder von ihrer Stickerei aufſehend. Doktor Grunwig hatte ſich überzeugt, daß ſie trotz all' ihrer mühevollen Obliegenheiten ſelbſt des Nachts ſtickte.

Sie ermüdete nie, ſo wenig Anerkennung ſie auch fand.

Sie erinnerte ihn an ein herrliches Gemälde, das er einſt in Italien geſehen, in welchem die Lichtgeſtalt eines Engels, am Lager eines Schwerkranken wachend, mit hoch erhobener Palme den heranſchleichenden Tod ſiegreich zurückdrängt.

Sie war nicht eben ſchön. Vielleicht wäre ſie es geweſen, wenn ihre Wangen nicht täglich bleicher geworden wären. Aber ſie beſaß jene holde Anmuth, welche unbeſiegbar ſelbſt den Angriffen der Zeit Stand hält. Anmuthig war jede ihrer Bewegungen, ſanft und züchtig

und doch so willensstark blickten ihre hellbraunen Augen, voll süßer Harmonie klang das Wort aus ihrem Munde.

Bewundernd und gefesselt folgten Doktor Grunwig's dunkle Augen jeder ihrer Bewegungen. Er ertappte sich mehr als einmal auf dem Gedanken, wie süß es wäre, ein so holdes Wesen an seiner Seite zu haben. Gab es ein Herz, welches unberührt vom Leben und Lieben noch in seinem Blüthenkelche traumlos schlummerte, so war es dieses Mädchens Herz.

Es ging in dieser Zeit nur sehr langsam vorwärts mit seinem Werke über die Pathologie des Herzens, woran er früher mit wahrer Lust geschrieben hatte.

So oft er daran zu arbeiten begann, verwirrten sich seine Gedanken, und es begannen sich unter dem Begriff „Herz" Ideen bei ihm einzuschleichen, welche, vom medicinisch-wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, absolut nicht haltbar waren. Er legte dann die Feder nieder und erwog seufzend, welch' ein schwaches, doch den verschiedensten Eindrücken preisgegebenes Organ dieses menschliche Herz sei.

Die Krankheitserscheinungen des Hauptmanns hatten nachgelassen, doch Doktor Grunwig's Besuche bei seinem Patienten wurden darum weder seltener noch kürzer.

Es war eine schöne Stunde, in welcher er Hedwig sagen konnte, ihr Vater sei gerettet. Mit einem Aufjauchzen der höchsten Herzensfreude war sie aufgesprungen und mit einem Blick, der ihm das Blut stürmisch durch die Adern jagte, hatte sie seine Hand ergriffen und sie, ehe er es hindern konnte, fest an ihre Lippen gedrückt

Doch seitdem Hauptmann Ried sich auf dem Wege der Genesung befand, wurde sein Humor ganz unleidlich, und obwohl die glückliche Hedwig ihn in gewohnter Geduld ertrug, fand Doktor Grunwig doch, daß es nöthig sei, sie ein wenig zu zerstreuen. So hatte er es sich denn angewöhnt, in den Abendstunden bald bei dem Kranken, bald an Hedwig's Arbeitstischchen zu sitzen und zu plaudern. Und wie anregend war sein Gespräch! Mit glücklichem, dankbarem Lächeln hörte sie ihm zu, und auf Scherz und Ernst eingehend, antwortete sie ihm auf eine Weise, die Zeugniß gab für einen klaren Geist und ein warmes Herz.

Auch wurde Hedwig täglich schöner. Unter dem Einfluß der Freude färbten sich ihre Wangen, ihre Lippen mit zartem Roth und ihre schönen Augen glänzten in sanftem Frohsinn.

Doch Doktor Grunwig begann an Zerstreuungen zu leiden, ein Zustand, welchen er zwar von früher her kannte, jedoch, seine Person betreffend, als einen längst überwundenen Standpunkt betrachtet hatte.

Obwohl er ein zu pflichtgetreuer Mann und ein zu vortrefflicher Arzt war, als daß ihn in gefährlichen Fällen, zu denen er herangezogen wurde, seine Geistesgegenwart verlassen hätte, so geschah es ihm doch zuweilen, daß er die Klagen irgend einer hysterischen Patientin, denen er sonst wohl das aufmerksamste Ohr geliehen, zum Theil überhörte, weil er — zum hundertsten Mal — Hedwig's gestrige Worte und deren mögliche Bedeutung erwog.

Das konnte unmöglich so bleiben. Er fühlte, daß er

Digitized by Google

in Gefahr war, ſich ſelbſt zu verlieren. So oder ſo, eine Entſcheidung mußte herbeigeführt werden!

Wenige Tage ſpäter ſaß Doktor Grunwig, während ſein Patient in erquickendem Schlummer auf ſeinem Sopha lag, im Nebenzimmer neben Hedwig.

„Und nun, liebes Fräulein, nachdem ich Ihnen die weiteren Verhaltungsmaßregeln in Betreff der Lebensweiſe und Diät Ihres Herrn Vaters mitgetheilt habe, will ich Abſchied von Ihnen nehmen," ſagte er leiſe.

Hedwig ſah betroffen auf. „Abſchied, Herr Profeſſor?" wiederholte ſie mit dem Ausdruck tiefen Bedauerns.

„Ihr Vater iſt auf dem beſten Wege zur völligen Geneſung. Er bedarf meiner Beſuche nicht mehr."

„Ach, Herr Profeſſor, wie mögen Sie das ſagen! Wie wird es Papa ertragen, wenn ihn ſein Retter, ſein beſter Freund verläßt, wenn er Sie zur beſtimmten Stunde nicht mehr eintreten ſieht, wenn ihm die Abende, die Ihre Gegenwart uns ſo ſehr verſchönt, wieder einſam verſtreichen? Wenn ... aber ... freilich wohl ..."

Es ſchoß ihr plötzlich ein Gedanke durch den Kopf, der ihr das Blut in's Antlitz trieb.

Doktor Grunwig hatte ihrem Vater ſo viel Zeit gewidmet! Was mochte wohl das ärztliche Honorar betragen? Würden ſie denn im Stande ſein, ihm eine größere Summe auf einmal zu bezahlen?

Der Arzt hielt ſein Auge feſt auf das Antlitz des jungen Mädchens gerichtet.

Wie ſüß war ſie in dieſer Befangenheit. Sie war reizend, was ſie auch denken und ſagen mochte.

Er errieth vollkommen, was sie so peinlich berührte, und — lächelte. Ueber die Familienverhältnisse war er längst orientirt. Die Schlüsse, die er daraus gezogen, ließen keinen Zweifel zu. Die Zimmer waren anständig, aber äußerst einfach möblirt. Und — man arbeitete hier des Nachts an feinen Stickereien!

Er hatte ganz wohl bemerkt, daß diese hübschen Arbeiten, die ihm um der weißen Händchen willen, die sie hielten, Abends ein beliebter Gegenstand der Beobachtung waren, bei seinem nächstfolgenden Vormittagsbesuch auf eine Weise vorgeschritten waren, die eine nächtliche Thätigkeit außer Zweifel stellte.

Doktor Grunwig war aber reich genug, um das mühsam erworbene Honorar seiner ärmeren Patienten ablehnen zu können. Er frug daher nicht, was die letzten Worte des jungen Mädchens bedeuten sollten.

Er rückte aber näher und nahm Hedwig's kleine Hand in die seine. „Als Arzt habe ich hier nichts mehr zu thun, aber als Freund —"

Hedwig blickte empor und sah seine schönen Augen freundlich auf sich gerichtet. „Ach ja, lieber Herr Professor," sagte sie mit herzlichem Händedruck und freudig bewegter Stimme, „thun Sie das! Sie wissen nicht, wie sehr Papa ein anderer Mensch geworden ist, seit er sich Ihrer Gesellschaft erfreuen darf! Und — auch ich kann mich in den Gedanken nicht finden, daß wir Sie nun gar nicht mehr bei uns sehen sollten."

„O liebe, liebe Hedwig!"

Der Professor sprach es zwar nicht aus, aber in seinem

jubelnden Herzen widerhallte der Ruf in allen Modulationen glücktrunkener, ſehnſuchtsvoller Liebe.

Doch Doktor Grunwig war unerſättlich. Sie mußte es ihm wieder, mußte es ihm jederzeit ſagen, ſollte der Gedanke, noch einmal ſelig werden zu können in der Liebe, in ſeinem glückentwöhnten Herzen Wurzel faſſen.

„Ich darf mir alſo ſchmeicheln, daß meine Nähe Ihnen angenehm iſt, Fräulein Hedwig, daß auch Sie den Freund ein wenig vermiſſen würden?“

„Wie können Sie fragen?“ ſagte ſie mit glücklichem Lächeln. „Sie müſſen doch geſehen haben, wie ſehr auch mich Ihre Beſuche erfreuen.“

Sie ſah den flammenden Blick nicht, mit welchem ſein Auge ihr Antlitz, ihre liebreizende Geſtalt überflog.

„Morgen, liebe Hedwig, morgen,“ ſagte er mit bebender Stimme. Es war als ob das Pochen ſeines Herzens ihn am Weiterreden hindere.

Sie ſah ihn freundlich an. „Morgen alſo ... Wie herzensgut ſind Sie doch!“ erwiederte ſie. „Wie wird ſich Papa darüber freuen!“

„Meine herzlichen Grüße an ihn, und morgen würde ich ihm unter vier Augen eine — Bitte vorzutragen haben.“

Er ging.

Hatte ſie ihn verſtanden? Er glaubte es. Und doch war Hedwig himmelweit davon entfernt, in Profeſſor Grunwig einen Bewerber um ihre Hand zu ſehen.

3.

Als ſie am nächſten Tage ihrem Vater guten Morgen ſagte und ihm Grunwig's Wunſch mittheilte, warf er

einen prüfenden Blick auf ſie. „Haſt Du Dich," ſagte er, „auch gefragt, warum Profeſſor Grunwig mich heute allein zu ſprechen wünſcht?"

Hedwig ſah ihn erſtaunt an. „Ich denke, er hat es wohl paſſender gefunden, Dir ſelbſt die weiteren Vorſchriften zur Aufrechterhaltung Deiner Geſundheit zu geben, als ſich mir gegenüber in Details einzulaſſen."

„Hm," machte Hauptmann Ried, indem er ſeinen Schnurrbart drehte. „Du biſt ein merkwürdiges junges Mädchen. Ihr ſeid doch ſonſt ſo eitel, ihr Frauenzimmer."

„Was willſt Du damit ſagen, lieber Papa?"

„Es ſollte Dir niemals aufgefallen ſein, daß ein ſo viel beſchäftigter Arzt, wie Profeſſor Grunwig, uns täglich ein bis zwei Stunden opfert?"

„Ich finde daran nichts Beſonderes. Er plaudert eben gern mit Dir, Papa."

„Mit mir?"

„Vielleicht auch mit mir. Er iſt ja ſo gut und mußte wohl empfinden, daß uns ſeine Geſellſchaft zur lieben Gewohnheit geworden ſei. Leider muß Alles ſein Ende nehmen und wir werden ihn entbehren müſſen. Du biſt ja glücklicherweiſe ſchon geneſen, Papa."

Es entſtand eine Pauſe.

„Ich will Dir ſagen, Hedwig, was Doktor Grunwig mir heute mitzutheilen hat."

„Nun?"

„Er wird um Deine Hand werben, Kleine."

„Papa!"

Digitized by Google

Hedwig meinte, ihr Herz müſſe ſtillſtehen. Sie wurde bleich bis in die Lippen.

Der Hauptmann warf einen ſtechenden Blick auf ſie. „Nun, ich hoffe doch, Du haſt an einer ſolchen Parthie nichts auszuſetzen?“ frug er kurz und ſcharf.

„O Papa!“

Das junge Mädchen fiel vor dem Vater auf die Kniee und ſtreckte ihm flehend die gefalteten Hände entgegen.

„Keine Scene, Hedwig! Steh' auf!“ gebot er. „Ich verſtehe vollkommen. Dieſe unſelige Liebelei mit Deinem hungrigen Vetter liegt Dir noch immer im Sinn. Ich habe Dir ein- für allemal unterſagt, auch nur daran zu denken.“

Hedwig trocknete die hervorquellenden Thränen.

„Ich wollte, Du hätteſt das ſchon früher, Du hätteſt es ſogleich gethan, als unſere Herzen ſich einander zuzuneigen begannen, Papa. Aber Du haſt dem armen Alfred, als er mit Dir von ſeiner Liebe ſprach, Hoffnung gegeben, er dürfe, wenn er einmal eine einträgliche ärztliche Praxis aufweiſen könne, Anſpruch auf meine Hand machen.“

„Ich war ein Narr, als ich es that,“ brummte Hauptmann Ried. „Meine Gichtanfälle und mein Aſthma machten mich völlig verrückt. Bei unſerer Armuth hatte ſich noch keine einzige Parthie für Dich geboten. Etwas war beſſer, als nichts, und ich dachte, wenn der alte Leichnam hier ſo lange aushielte, bis der Junge ſich ordentlich etablirt habe, ſo hätte man's am Ende verſuchen können, aus Euch ein Paar zu machen. Aber eine Bettelwirthſchaft wäre es geweſen, eine elende Bettelwirthſchaft. Nun

kam der Professor; ich sah, sobald ich nur ein bischen zur Besinnung kam, die Neigung zu Dir in seinem Herzen entstehen und wachsen, und zögerte nun als vernünftiger Mann, der allein das Glück seines Kindes in's Auge faßt, nicht länger, Dir den Jungen aus den Augen zu schaffen, indem ich ihm bei Gelegenheit seinen Standpunkt klar machte."

Hedwig sprang auf. „Das also war's, Papa? Diese grausame Scene, in welcher Du Dich mit dem armen Alfred überworfen und ihm förmlich das Haus verboten, sie war also vorbereitet, war darauf berechnet, ihn —"

„Was, vorbereitet!" knirschte der Alte. „Der Junge ließ es an dem nöthigen Respekt fehlen."

„Du griffst ihn in seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen, in seinem Beruf an; Alfred ist heftig, wie Du selbst es bist, Papa."

„Eben deshalb. So kamen wir auf ganz natürlichem Wege aus einander — und das war gut. Ich will auch hoffen, daß keine Korrespondenz —"

„Ich habe Dir gehorcht, Papa, so schwer es mir auch fiel, so viele Thränen ich auch darum vergossen habe. Es ist schon lange her, daß Du jung gewesen bist, Du kannst es Dir nicht vorstellen, wie es ist, wenn man einander liebt. Wir hatten uns in den Gedanken eingelebt, einmal Mann und Frau zu werden. Es ist schwer zu ertragen, alle seine Hoffnungen durch ein Wort geknickt zu sehen. Aber ich bin Deine Tochter und fühlte mich verpflichtet, Dir, wenn auch mit blutendem Herzen, zu gehorchen."

„Setze Dich zu mir, Hedwig!“ sagte der Vater ernst. „Ich habe wahr gesprochen, als ich Dir sagte, ich hätte es bereut, meinem jungen Neffen nicht von Anfang an alle Hoffnung benommen zu haben. Du kennst das Leben nicht, Du weißt nicht, wie schwer es einem gänzlich vermögenslosen Menschen wird, sich durch Studien und Prüfungen, allein auf seine eigene Kraft gestellt, durchzuarbeiten und sich, wenn er einmal Arzt ist, anständig zu etabliren. Viele unterliegen, Andere helfen sich durch eine reiche Heirath, bei welcher das Herz gewöhnlich gar keine Rolle spielt. Diejenigen aber, die ihrem Herzen folgen und ihrem Elend ein solch' blutarmes Ding, wie Du bist, zugesellen, fühlen sich durch die Verhältnisse gelähmt, gehen zu Grunde oder führen höchstens in irgend einem armseligen Dorfe ein sorgenvolles Leben bis an ihr Ende. Und — die Sorge, Hedwig, ist der größte Feind der Liebe. Wäre ich Euch auch zu rechter Zeit gestorben —“

„Papa!“

„Und hättet Ihr das Häuschen hier verkaufen können,“ fuhr der Hauptmann fort, „so hätte der Erlös wohl kaum dazu gereicht, die Schulden Deines Mannes zu tilgen und die Anschaffung der nöthigen ärztlichen Instrumente zu besorgen. So vernünftig bist Du wohl, das einzusehen, Hedwig.“

Hedwig weinte still vor sich hin.

„Nun bietet sich Dir, ich glaube nicht zu irren, eine in jeder Beziehung angemessene, eine glänzende Parthie. Doktor Grunwig ist zwar älter als Du, aber er ist ein schöner Mann. Er ist geistig bedeutend, reich, angesehen

und ſein Ruhm ein verdienter. Er iſt nebenbei der Lebensretter Deines Vaters, bedenke das, Hedwig, ein Mann, der — ich habe meine Erkundigungen eingezogen — von jeder Familie, bei der er ſeine Werbung anbrächte, mit Freuden angenommen würde. Und ſolch' ein Mann vergafft ſich nun in mein junges, unbedeutendes Mädel, und —"

„O Gott! Ich hoffe, Du irrſt, Vater!"

„Ich irre nicht, und — ich kann Dir nur ſagen — mein ganzes Herz, mein Leben hängt daran, daß Du ihn annimmſt. Es iſt für einen Vater ein fürchterlicher Gedanke, ein unverſorgtes Mädchen in dieſer Welt ohne Herz, doch voll von Fallſtricken, zurück zu laſſen. An Profeſſor Grunwig's Seite wäreſt Du geborgen und ich könnte meine müden Augen in Ruhe ſchließen. Kannſt Du einen vernünftigen Grund gegen dieſe Parthie einwenden? Höre in drei Teufels Namen auf zu flennen und rede!"

„Ich habe nichts gegen Doktor Grunwig einzuwenden," erwiederte Hedwig mit zitternder Stimme. „Es gibt Niemanden, den ich mehr bewundere und höher ſchätze, als ihn. Nur Eines, Papa —"

„Er heißt eben nicht Alfred Ried, ſondern Edmund Grunwig, das iſt Alles," ſchaltete der Hauptmann mit bitterem Sarkasmus ein. „Und ich ſage Dir, Mädchen, wenn er Dich begehrt und Du ſchlägſt ihn aus, ich könnte den Schlag nicht ertragen, denke daran. Ich bin kein Komödiant, aber — zum Teufel, begingeſt Du dieſen durch nichts mehr gut zu machenden Unſinn, ich glaube wirklich, mich träfe darüber abermals der Schlag."

Hedwig warf einen erschreckten Blick auf ihren Vater. Der alte Mann war im Gesichte dunkelroth geworden und ein nervöses Zucken um die Lippen erinnerte sie an den Zustand, welcher dem Schlaganfall, den er erlitten, vorausgegangen war.

Sie senkte ergeben das Haupt und murmelte: „Ich will Ja sagen, lieber Vater.“

Dann ging sie in's entlegenste Zimmer und weinte, weinte, daß ihr das Herz fast darüber brach.

Als ihr der Vater drei Stunden später in Doktor Grunwig's Gegenwart sagte, derselbe habe um ihre Hand angehalten, legte sie scheinbar ruhig und gefaßt ihr bebendes Händchen in seine Rechte.

Den Professor verließ in dieser seligen Stunde seine Menschenkenntniß völlig. Er sah ihre bleichen Wangen nicht und nicht ihre verweinten Augen, er sah nur das holde, zitternde Mädchen, das in bräutlicher Verwirrung das Köpfchen an seine Brust schmiegte.

Sonderbar! Diese so ernste und für sein Leben bedeutungsvolle Stunde hatte nicht, wie er es sonst wohl gefürchtet, einen Nachgeschmack von Zweifel und Bedenken. Sein lange verwaistes Herz war eingewiegt in die glückliche Ueberzeugung, daß sie ihn liebe. Es war ihm, als durchströme ihn eine nie geahnte Lebenskraft, als senke sich ein Vorhang über sein früheres Seelenleben, als stände er noch in der Blüthe seiner Jahre und blicke in jugendlicher Hoffnungsseligkeit in die unnennbar holde Zukunft, die sich seinen entzückten Blicken eröffnete.

— — — — — — — — — — — —

Zuweilen, wenn er sich in die Anschauung der sanften, lieblichen Züge seiner jungen Braut vertiefte, schreckte ihn eine sich täglich fester begründende Wahrnehmung aus seinem süßen Glück empor.

Hedwig kränkelte. Sie hatte sich seit der Krankheit ihres Vaters, die allerdings starke Anforderungen an seine junge Pflegerin stellte, wohl noch nicht erholen können. Diese durchsichtige Bläße der Wangen, diese Mattigkeit in Blick und Haltung bei einem so jungen Wesen deuteten nicht auf kräftige, blühende Gesundheit.

In seiner Besorgniß hatte er an seine junge Braut schon zu wiederholten Malen die Frage gestellt, ob sie sich unwohl fühle. Sie hatte lächelnd geantwortet, daß ihr gar nichts fehle, daß es wohl nur die Nachwehen der gehabten Anstrengungen sein könnten, die sie leidend erscheinen ließen. Und da sie nicht erkrankte, beruhigten sich schließlich die Bedenken des Arztes.

So oder so — der Zauber, den Hedwig auf ihn ausübte, ließ ihm ihre bleichen Wangen reizender erscheinen, als die rosigen Wangen der schönsten Mädchen.

Und welch' ein zärtlicher, aufmerksamer Bräutigam war Doktor Grunwig! Er, der viel beschäftigte Arzt, fand, ohne seine Pflicht zu vernachlässigen, doch täglich mindestens eine Stunde für seine junge Braut. Wie hätte er es auch ertragen können, sie einen Tag lang nicht zu sehen!

Eines Tages saß er wieder an Hedwig's Arbeitstisch und wurde nicht müde zu betrachten, wie eigenthümlich reizend ihr Augenaufschlag sei, wie in ihrer etwas lässigen

Haltung, in der Neigung des schönen Kopfes jene anmuthige, sich ihrer Schwäche bewußte Weiblichkeit lag, die der Stütze einer starken Hand zu bedürfen scheint und eben den kraftvollen, selbstbewußten Mann am leichtesten zu rühren vermag, wie rasch und geschickt die schlanken Finger die Nadel durch die kunstvolle Stickerei führten und wie unter dem Einfluß seiner Blicke und Liebesworte das Blut auf und nieder wogend die zarten Wangen, Stirn, Hals und Nacken rosig färbten.

Und wenn sie die Lider hob und die hellbraunen Augensterne in die seinen blickten, dann vergaß er, daß ihr Blick zärtlicher, wenn sie seine Liebkosungen mit mädchenhafter Scham mehr duldete, als erwiederte, daß ihr Kuß feuriger und inniger hätte sein können.

Es war eben so ihre Art, und wie sie war, so gefiel sie ihm, so eben war es ihm recht, so war sie sein süßes, einziges Mädchen.

Doktor Grunwig hatte die üble Angewohnheit aller viel beschäftigten, lebhaft denkenden und empfindenden Personen: er mußte immer etwas zu thun haben.

Bald spielte er mit Hedwig's Scheere, bald beobachtete er, wie ihr Fingerhut sogar für seinen kleinen Finger noch zu eng sei, bald knüpfte er zwei Fäden an einander, die nach allen Gesetzen der Farbenharmonie nimmermehr zusammen paßten, oder faltete in unverantwortlicher Weise das Modebild ihres neuesten Journals in Fächerform. Heute zupfte er an ein paar Seidenfäden, die vom Rande ihres geschlossenen Arbeitskästchens herunter hingen, und hatte es glücklich so weit gebracht, zwei von ihnen völlig

heraus zu ziehen, während der dritte seinen Bemühungen unerwarteten Widerstand entgegensetzte.

Plötzlich lag das Körbchen mit geöffnetem Deckel auf dem Fußboden und sein Inhalt wurde nach allen Seiten hin verstreut.

Doktor Grunwig's Bestürzung über das Unglück, das er verursacht, entlockte Hedwig ein heiteres Lächeln.

Beide bückten sich gleichzeitig, um Ordnung zu machen, und Professor Grunwig hatte sich soeben eines kleinen perlmutternen Blumenhalters mit goldenem Kettchen, das ein Bouquet von verdorrten Blumen enthielt, bemächtigt, als Hedwig lebhaft die Hand ausstreckte, um das niedliche Spielzeug seinen Fingern zu entwinden.

Erstaunt sah er empor. Sie war purpurroth und ihr Blick schien dem seinen auszuweichen.

Nun gelüstete es ihn erst recht, das Ding in Augenschein zu nehmen, dessen Anblick, wie es schien, nicht für ihn bestimmt war, und das Blumen enthielt, die ein Anderer als er ihr gegeben.

Er schloß die Hand so fest darüber, daß die verdorrten Blumen zerstäubt von ihren Stengeln fielen.

„Ich bitte Dich, Edmund!" flüsterte sie fast tonlos.

Er warf ihr einen Blick zu, in welchem sie den finstersten Argwohn hätte lesen können, wenn sie es überhaupt gewagt hätte, die Augen zu ihm zu erheben.

Der Professor untersuchte genau und fand alsbald in dem farbenschillernden Füllhorn, das die Blumen enthielt, die Worte eingeritzt: „Dein Dich ewig liebender Alfred.

Der Schmerz, der bei dieser unerwarteten Entdeckung

ſeine Seele durchfuhr, war ſo heftig, daß er ihm Sekunden lang den Athem benahm und ihm faſt die Beſinnung raubte. Doch — es ging vorüber.

Er warf einen Blick auf Hedwig. Sie ſaß da, die Hände in den Schoß gefaltet, und weinte ſtill vor ſich hin.

„Wer iſt der Geber?“ fragte er ſtreng.

„Mein Vetter Alfred,“ erwiederte ſie mit bebenden Lippen.

„Warum habe ich nie etwas von dieſem Vetter gehört?“

„Du kennſt ihn, Edmund,“ erklärte ſie. „Er iſt der junge Arzt, welcher Dir meine Bitte vortrug, meinen kranken Vater zu beſuchen.“

„Ah, ich erinnere mich! Ein junger blaſſer Menſch, einer meiner Schüler.“

„Es war Alfred Ried. Laſſe es ihn nicht entgelten!“ flehte Hedwig mit erhobenen Händen.

Doktor Grunwig erbleichte bis in die Lippen und öffnete die Augen groß und weit. „Was denkſt Du von mir, Mädchen?“ ſagte er ſtreng. „Das beweiſt wenigſtens, daß Dir ſehr viel an dieſem Alfred und ſeiner Zukunft liegt. Warum ſah ich den jungen Menſchen niemals hier?“

„Er kommt nicht mehr zu uns.“

„Seit wann?“

„Seit — ſeit zwei Monaten etwa.“

„Ah!“ ſagte Doktor Grunwig. „Es ſcheint, daß ich es war, der ihn vertrieb.“

„Das nicht eben,“ erwiederte Hedwig. „Er überwarf ſich mit Papa.“

„Gerade damals? Ich verſtehe.“

„Edmund!“

Sie ſah wehmüthig zu ihm auf.

Er aber ſah ſie mit durchdringendem Blicke an. Auf ſeiner Stirne thronte ein ſo majeſtätiſcher Ernſt, daß es ihr unmöglich geweſen wäre, ihm einen einzigen Gedanken zu verbergen.

„Frage!“ ſagte ſie ergeben.

„In welchem Verhältniſſe ſtandeſt Du zu dieſem Alfred?“

„Wir hatten uns lieb und hofften, einander einſt heirathen zu können, doch hatten wir uns gegenſeitig noch kein bindendes Verſprechen gegeben. Als er mit Papa davon ſprach, lachte dieſer und ſagte ihm, man werde ja ſehen, wenn er einmal eine Frau erhalten könne.“

„Dann hatte er ein Recht, zu hoffen. Und als er, nachdem ſich Hoffnung auf eine glänzende Parthie zeigte, rückſichtslos entfernt worden war, weinteſt Du ihm keine Thräne nach —“

„Das kannſt Du nicht wiſſen, Edmund!“

„Alſo doch? Du weinteſt alſo um ihn, legteſt aber Deine Hand ruhig in die meine und ließeſt mich glauben, daß Du mich liebeſt. Auch Du zogſt trotz aller Liebe, denn das nennt Ihr Liebe, Ihr Weiber, den reichen Mann dem armen vor.“

„Großer Gott! Nein, Edmund, das glaube nicht. Es war —“

„Was alſo war's? Bekenne mir's!“

„Es war — es war — Papa ſagte, drohte —“

Digitized by Google

Er ſtand hoch aufgerichtet vor ihr. „Er hat alſo Zwang angewendet, Zwang?“

„Du mißverſtehſt mich. Das that Papa gewiß nicht — aber ich ſah, wie furchtbar erregt er war — ich meinte — er meinte, eine Ablehnung von meiner Seite könne ihm abermals einen Schlaganfall zuziehen, und da — ich dachte — es ſei meine Pflicht —“

Doktor Grunwig lachte laut auf, aber ſein Geſicht war furchtbar anzuſehen.

„Aus kindlichem Pflichtgefühl alſo haſt Du meine Werbung angenommen, mich Deinen Verlobten genannt, mich, der ſein ganzes Herz mit vollem Vertrauen, ohne Rückhalt gab. Und während ich glaubte, ein Weſen, das mich wieder liebte, an meine Bruſt zu drücken, ſchloſſen ſich meine Arme um das bebende Opfer egoiſtiſcher Umtriebe, das mir die Lippen nur widerwillig zum Kuſſe reichte, das mit allen Gedanken bei einem Anderen war, während es meine Liebkoſungen duldete.“

„Da irrſt Du, Edmund,“ ſagte das junge Mädchen, indem es ihm ohne Scheu frei und offen in die Augen ſah. „Wenn Du bei mir warſt, dachte ich recht ſelten an den armen Alfred. Du überragſt ihn in Allem, was den Mann auszeichnen kann, um Kopfeslänge, und ich müßte blind und taub ſein, hegte ich nicht die Ueberzeugung, daß Du ihm überlegen biſt an geiſtigem Gehalt, ſowie an äußeren Gaben.“

„Stellung und Reichthum nicht zu vergeſſen,“ ſchaltete Doktor Grunwig mit beißendem Sarkasmus ein. „Du liebſt ihn aber doch, während Du —“

Digitized by Google

„Ich weiß es bei Gott nicht. Du ſtehſt mir von allen Menſchen, die ich kenne, am höchſten, Edmund. Ich armes Ding, das Deiner Liebe nicht werth iſt, ſehe zu Dir empor mit Bewunderung und Stolz und kann es nicht faſſen, daß Du — warum Du mich liebſt. Aber ich bin ſtolz auf dieſe Liebe."

„Ich bin Dir aufrichtig dankbar. Doch mit dem Anderen, mit dieſem jungen Doktor möchteſt Du ohne dieſe überflüſſige Beigabe von Stolz und Bewunderung weit lieber Hand in Hand durch's Leben gehen?"

Sie ſah zu Boden und ſchwieg ziemlich lange. Es war, als prüfe ſie angelegentlich ihr eigenes räthſelhaftes Herz.

„Er dauert mich ſo ſehr, der arme Alfred," ſagte ſie dann.

„Der arme Alfred!" wiederholte er voll Bitterkeit. „Ihm Deine Liebe und mir ein heuchleriſches Verſprechen, ihm Dein herzlichſtes Mitleid und mir Deine — Bewunderung! Du meinſt wohl auch, ich könne in der Großartigkeit, die Du mir zutrauſt, das, was mir widerfährt, mit leichter Mühe verwinden, während er, der arme Alfred... O Weib! Man möchte am liebſten, wie Herkules das Schlangenpaar, mit der letzten Kraft, die ſolch' einen Schlag überdauert hat, in ſeiner Bruſt Alles erſticken, was Güte und menſchliches Empfinden heißt, dann vielleicht wäre man gewappnet gegen die reizenden Masken, unter denen Trug, Heuchelei und Scheinheiligkeit uns entgegen treten. Du haſt kein Mitleid für das, was ich leide, auch ich habe kein Mitleid und will Dir's beweiſen.

Du biſt ſchön, Mädchen, und Du wirſt als Weib noch ſchöner werden. Ich liebe Dich, und haſt Du es auch wahrlich nicht verdient, meinem Herzen ſo theuer geweſen zu ſein. Du haſt Dich mir gegeben, Du biſt mein. Ich will's ertragen, daß die Braut am Hochzeitstag bleich und thränenvoll an meiner Seite ſteht, aber Deinen Treuſchwur wirſt Du vor dem Altar wiederholen, und ich will dafür ſorgen, daß er zur Wahrheit werde. Ich bin ein Mann, der ſein Hausrecht vor ungebetenen Gäſten zu wahren wiſſen wird. Das Spielzeug gib mir. Ich will's dem jungen Menſchen zurückſtellen. Wie? Was ſehe ich? Das Datum weist ja — Wann erhielteſt Du das?"

„Vor vierzehn Tagen, zu meinem Namenstag," erwiederte Hedwig zitternd.

„So? Und hobſt es ſorgſam auf?"

„Ich ſchrieb ihm und bat ihn, mir weder zu ſchreiben, noch mir etwas zu ſenden, bat ihn, mich völlig zu vergeſſen."

„Doch — Du behielteſt die Blumen? Ich will mit dem jungen Manne reden. Er ſoll meiner Braut keine Blumen mehr ſenden, das will ich ihm rathen. Und nun überlaſſe ich Dich Deinem Haß, Deiner Liebe und Deinem Mitleid."

Er ging. Die Augen auf den Fußboden geheftet, ſtand Hedwig regungslos.

4.

„Iſt der Herr Profeſſor zu Hauſe?"

Der alte Diener warf einen prüfenden Blick auf den jungen Mann.

Digitized by Google

„Herr Alfred Ried wahrſcheinlich?“

Er bejahte.

„Sie werden erwartet. Treten Sie gefälligſt ein.“

Die beiden Männer ſtanden einander gegenüber.

„Sie haben gewünſcht, Herr Profeſſor?“

Nach dem erſten begrüßenden Blick hatte Alfred Ried die Augen zur Seite gewandt. Es wäre ihm nicht möglich geweſen, den verhaßten Gegner anzuſehen, ohne daß ſeine ſprühenden Blicke den Abſcheu verrathen hätten, den er gegen Denjenigen empfand, welchen er den Räuber ſeines Glückes nannte. Doch ernſt und forſchend haftete Doktor Grunwig's Feuerblick auf dem ſchönen, bleichen Geſichte des jungen Mannes.

Hedwig war ihm zu theuer geweſen, als daß er nicht mit hohem Intereſſe Denjenigen betrachtet hätte, dem es gelungen war, ihre Liebe zu erringen.

Das blonde, leicht gewellte Haar fiel auf eine hohe Stirne, aber die weichen Züge des ſehr intelligenten Geſichtes verriethen wenig Kraft und Entſchloſſenheit, und dieſer Eindruck wurde noch durch eine etwas läſſige Haltung der jugendlich ſchlanken Geſtalt erhöht.

Für den Augenblick allerdings ſprachen die tiefe Bläſſe, die feſt zuſammengepreßten Lippen, die gefaltete Stirne, das ſcheu abgewandte Auge klar und deutlich Alfred Ried's feindliche Geſinnungen gegen ſeinen Nebenbuhler aus, was dem Geſichte des jungen Mannes einen flüchtigen Anſchein von Energie gab.

Ein ironiſches Lächeln umſpielte Doktor Grunwig's Lippen.

Digitized by Google

Das alſo war Derjenige, den Hedwig ihm vorzog. Ein ſchönes Geſicht, eine ſchlanke Geſtalt, ein junger Mann, vielleicht geiſtig begabt, jedenfalls aber ſeeliſch unreif, ohne Energie und Selbſtzucht, und eben darum ein Spielball ſeiner Leidenſchaften, ein Geſchöpf des Augenblicks, der ihn bei aller Weichheit in zügelloſer Wallung fortzureißen vermochte, wie es in dieſem Augenblick geſchah, wo Alfred, müde des Minuten langen Schweigens ſeines Gegners, mit zürnendem Blick, zuckenden Lippen und bebender Stimme losbrach: „Ich dächte doch, Herr Profeſſor, Sie hätten mich rufen laſſen, um mit mir zu ſprechen, nicht um mich anzuſtarren.“

Doktor Grunwig's hohe Geſtalt ſtreckte ſich noch höher. Es lag ein förmlicher Proteſt gegen die unbedachtſame Heftigkeit des Gegners in der vollendeten Ruhe, mit welcher er antwortete: „Allerdings, Herr Doktor. Ich habe Ihnen ein Geſchenk zurückzugeben, welches Sie, in jugendlichem Ungeſtüm wohl die gänzlich veränderten Verhältniſſe vergeſſend, vor vierzehn Tagen meiner Braut zu überſenden wagten.“

Damit überreichte er ihm, ihn zierlich am goldenen Kettchen haltend, den Blumenhalter.

Alfred fuhr empor. Bebend vor Zorn ließ er ſeine ruheloſen Blicke zwiſchen dem kleinen Füllhorn, das in ſeiner Hand wie Feuer brannte, und dem wahrlich beleidigend ruhigen Antlitz ſeines Gegners umherirren.

„Und Hedwig iſt es, die Sie beauftragt —“

„Das nicht,“ erwiederte bitter Grunwig. „Ich fand es ganz zufällig in ihrem Arbeitskörbchen.“

„Wie? Sie ſuchten alſo?“ fragte Alfred Ried hohnvoll.

„Ich ſuchte nicht. Es fiel, ſeinen niedlichen Inhalt rings umher ſtreuend, vom Tiſchchen auf die Erde, und da begreifen Sie wohl, daß mir dies hübſche Spielzeug, das von vortrefflichem Geſchmack zeugt,“ er ſagte es mit einer leichten Verbeugung, „und das ich nie zuvor geſehen hatte, auffiel.“

„So wird Ihnen Hedwig alſo geſagt haben —“

„Allerdings. Sie ſprach mir von einer kleinen Liebelei, die ſie —“

„Liebelei!“ Der junge Mann fuhr empört auf. „Wir liebten uns, mein Herr!“

„Wie Sie darüber auch denken mögen, Sie werden mir geſtatten, ein Gefühl nicht ernſt zu nennen, das ſich ſo raſch unterdrücken läßt.“

„Sie können nicht wiſſen, mein Herr, mit welchen Qualen Hedwig — genug, wir wollten uns heirathen.“

„Mit Einwilligung des Vaters?“

Alfred's Wangen brannten. Faſt beſchämt ſah er zu Boden.

„Wenn auch ohne dieſelbe. Wir hatten uns verlobt. Sobald ich mich etablirt, mir eine Praxis erworben hatte, wollte ich —“

„Das war ſehr unbedacht, junger Mann,“ erwiederte Doktor Grunwig ernſt. „Meinem künftigen Schwiegervater iſt kein langes Leben beſchieden, und es kann zehn Jahre dauern, Herr Doktor, ehe ſich ein unbekannter junger Arzt eine Praxis erwirbt, von welcher er im Stande iſt, eine Familie zu erhalten.“

„Das Alles mag ſein. Wir aber hegten kühnere Hoffnungen. Jedenfalls hoffe ich, Herr Profeſſor, Sie werden, nachdem Hedwig Ihnen nun bekannt hat, daß wir —"

„Sie erinnern mich, ich habe nicht ausgeſprochen. Hedwig bekannte mir, daß herzliches Mitleid für Sie ſie bewogen habe, Ihr Geſchenk nicht geradezu zurück zu ſenden."

„Mitleid! Sie wollen mich beleidigen, mein Herr, wollen mich nicht verſtehen! So hören Sie es denn, Herr Profeſſor, daß wir uns noch immer lieben, mehr lieben, als je; daß, wenn Hedwig mein Geſchenk behielt, es geſchah, weil es ihr theuer war; daß ſie, indem ſie unter bitteren Seelenſchmerzen das Verhältniß zu mir löste, es nur gezwungen, dem Willen ihres Vaters folgend, that; daß es ein eben ſolcher Zwang war, welcher ſie bewog, dem Befehl des halbkranken Vaters gehorchend, Ihre Werbung anzunehmen. Sie wußten nichts davon, Herr Profeſſor, das entſchuldigt Sie."

„Sie ſind in der That ſehr gütig, Herr Doktor Ried."

„Nun Sie aber um unſere Liebe wiſſen, werden Sie nicht unedel handeln. Sie werden —"

„Unedel? Wählen Sie Ihre Ausdrücke beſſer, junger Mann. Sie werden es thun, wenn Sie unſere Motive gegen einander abwägen. Sie wollen in blinder Leidenſchaft das Mädchen, das Sie lieben, auf einen Weg fortreißen, der es nur zum Unglück führen kann. Ihre projektirte eheliche Verbindung mit Ihrer Couſine iſt ſo völlig ausſichtslos, Herr Doktor, daß, hätte ich ſelbſt um ſo thörichte Pläne gewußt, ich mich dadurch durchaus nicht

Digitized by Google

hätte abhalten laſſen, zu thun, was ich erlaubt und recht fand. Ich warb um ein gänzlich vermögensloſes Mädchen, das in längſtens zwei Jahren die ärmſte der Waiſen ſein wird, um ein ſchönes Mädchen von tadelloſem Rufe —"

„Von tadelloſem Charakter, wollten Sie wohl ſagen, Herr Profeſſor," fiel Alfred Ried energiſch ein. „Ich würde Jedweden niederſchlagen, der es wagte, den leiſeſten Zweifel an der Tugend meiner Couſine auszuſprechen."

„Gemach, junger Mann, wir ſtehen hier nicht auf der Menſur. Vergleichen wir alſo weiter. Ich warb frei und offen, mit vollem Einverſtändniß des Vaters um das Mädchen, das ich lieben gelernt hatte, ich bot ihr meine Hand und eine angeſehene Lebensſtellung an meiner Seite. Darin liegt nun eben nichts Edles; meine Triebfeder war jener Egoismus, welcher die Menſchheit erhält, wenn er auch das Glück Einzelner zerſtört, welcher das Grundgeſetz der Erhaltung des Weltalls iſt. Doch auch Unedles liegt nicht darin. Meine Liebe ſichert die Zukunft des jungen Mädchens, die Ihrige ſchädigt ſie."

„Und ſo wollen Sie alſo Hedwig heirathen, trotzdem Sie wiſſen, daß unſere Herzen eins ſind?" rief Alfred mit gepreßtem Athem. „Achtlos ſchreitet der reiche, angeſehene Mann über das Glück des Armen hinweg, unbekümmert um das, was er zerſtört, und möchte für dieſe Großthat wohl gar noch bewundert ſein."

„Das eben nicht," erwiederte Doktor Grunwig, der endlich ſelbſt in Hitze gerieth, wenn er auch in Ton und Geberde die gleiche Mäßigung wie bisher zu bewahren wußte. „Ich finde es übrigens bemerkenswerth, daß Sie

für den Verrath, den Sie an mir begingen und zu welchem Sie Hedwig zu verleiten suchten, noch Belohnung heischen — das Opfer meiner Liebe."

„Einer Liebe, welche von dem Opfer, welches sich aus Kindesliebe unter das Joch einer unerwünschten Ehe beugt, nicht erwiedert wird," rief Ried mit blitzenden Augen.

„Unsere Meinungen hierin gehen völlig aus einander, mein Herr," bemerkte der Professor kalt. „Mit demselben Rechte könnten Sie behaupten, Hauptmann Ried hätte mir, bewogen von edelster Vaterliebe, sein Kind zugesagt. Ich habe zu lange in der Welt gelebt, um mich über die Motive der Handlungsweise der Menschen, mit welchen ich verkehre, täuschen zu können. Hauptmann Ried ist ein guter, aber auch ein kluger Vater. Er überläßt sich keiner Täuschung über seinen Gesundheitszustand und ergreift die Gelegenheit, die sich ihm bietet, sein Kind nicht nur vor der Sorge zu bewahren, welche seine letzten Lebenstage vergiftet, es auch in angesehener Stellung und im Schoße jenes Reichthums zu wissen, welcher das Endziel Aller ist, die sich vergebens nach ihm sehnten. Und Hedwig? Nun, sie scheint mir ein vernünftiges, modernen Ideen nicht abgeneigtes Mädchen. Bewog mich Liebe, um sie zu werben, so war es das Streben nach Reichthum und Ansehen, welches sie bewog, meiner Werbung Gehör zu schenken. Achtlos schreitet sie — ich entlehne Ihre Worte, Herr Doktor — über das Glück des Armen hinweg und beglückt den Reichen mit ihrer schönen Hand."

„Das lügen Sie, Herr Professor!" rief Ried außer sich. „So unedel denkt Hedwig nicht. Ich wäre schlecht,

würde ich Diejenige beſchimpfen laſſen, die ich liebe, und nicht den Beweis liefern, den ich Ihnen zu bieten vermag, daß Hedwig, wenn ſie ihre Liebe zum Opfer brachte, von edleren Motiven geleitet wurde, als Sie dies, wie es ſcheint, zu begreifen im Stande ſind. Ich würde ihr ohne den tiefen Schmerz entſagt haben, der mein Leben zerſtört, wären es der Reichthum und die Lebensſtellung des neuen Bewerbers geweſen, welche ſie bewogen hätten, ihn mir vorzuziehen. Leſen Sie dieſen Brief, mit welchem Hedwig meine Blumenſendung beantwortet hat."

Er zog ein kleines Briefchen hervor und überreichte es ihm.

Doktor Grunwig las.

„Ich behalte Deine Blumen und Dein Geſchenk, mein lieber armer Alfred, weil es Dich kränken würde, wenn ich Dir daſſelbe zurück ſendete. Aber ich bitte Dich, ſchreibe mir nicht mehr, vergeſſe mich! Wir ſind ja doch für das Leben von einander geſchieden. Ich habe Dich herzlich lieb, es gab eine Zeit, wo ich mit Freude und Glück dem Traume nachhing, einſt die Deine zu werden, doch es war im Rathe des Ewigen anders beſchloſſen. Mein Herz blutete, als es ſich von dem Deinen losriß, jetzt aber iſt es geſchehen, ich bin durch den Willen meines Vaters und meine eigene Einwilligung die Braut eines Mannes, dem ich die Erhaltung des Lebens meines theuren Vaters danke, eines hochbegabten, edelmüthigen Mannes, den ich auf das Höchſte achte und ſchätze, und den zu beglücken ich den feſten Willen habe. Gott wird mir Kraft dazu verleihen.

Digitized by Google

Frage mich darum nicht, ob ich Dich noch immer liebe. Ich darf diese Frage nicht beantworten, ich will sie mir selbst nicht mehr gestatten. Ich bitte Dich bei der Liebe, die unsere Herzen einst vereinte, meinen Weg nicht mehr zu kreuzen, Alfred. Du darfst nicht fürchten, daß ich mich unglücklich fühle in der Nähe meines Verlobten. Ich sehe zu ihm empor in Bewunderung und Hochachtung, und es erfaßt mich ein eigenes Gefühl von Ruhe und Sicherheit, wenn sein ernster, gütiger Blick auf mir weilt. Mir ist, als könne dies rebellische Herz, wenn seine Erinnerungen sich zur Ruhe gelegt haben, es einst noch lernen, den edlen Mann, der mein Gatte sein wird, so innig zu lieben, wie ich ihn heute hoch verehre. Leb' wohl, lieber Alfred! Sei ein Mann und überwinde, wie ich überwinden werde. Vergiß Diejenige, die Dich nicht lieben darf, deren beste Wünsche Dir aber folgen werden auf Deinem Lebenswege.

Hedwig."

Doktor Grunwig las lange und aufmerksam. Er war dabei noch bleicher geworden. Schweigend gab er den Brief zurück.

„Nun, Herr Professor, glauben Sie noch immer nicht, daß mich Hedwig liebt?"

„Es mag sein, aber das ändert nichts an der Sache."

Es drang wie ein Röcheln aus der Brust des armen Alfred. „Sie wollen sie dennoch heirathen?" stammelte er.

„Das will ich. Sie ist ein edles Mädchen."

„Sie liebt Sie nicht."

„Ich aber liebe sie. Fassen Sie sich, junger Mann.

Digitized by Google

Sie ſind nicht der Einzige in der Welt, dem es beſchieden iſt, dem Mädchen, das er liebt, entſagen zu müſſen."

„O über den Egoismus, welcher der Verzweiflung eines zerriſſenen Herzens Schweigen gebieten möchte, der zur Entſagung räth, weil er niemals kennen gelernt hat, was es heißt, entſagen, der aus der Fülle ſeines Glückes heraus den Unglücklichen zu Boden tritt, welcher in unerhörter Seelenqual um Erbarmen fleht. Sie ſollen wenigſtens nicht ſagen, Herr Profeſſor, daß Sie nicht wußten, was Sie thaten, als Sie mich rückſichtslos zu Grunde richteten. Ich war fünfzehn Jahre alt, als ich im Laufe von acht Tagen Vater und Mutter verlor. Sie hatten mir, dem einzigen Kinde, ein ſchönes Vermögen hinterlaſſen, welches ich durch die Unredlichkeit meines Vormundes verlor. Plötzlich ſah ich mich völlig verarmt und wäre bei meiner nicht gerade zum Heroismus angelegten Natur unrettbar dem Trübſinn und der Entmuthigung verfallen, hätten mich das Zureden meines Oheims und die Liebe zu meiner kleinen Baſe nicht wieder aufgerichtet. Wir Kinder liebten uns herzlich, wir wuchſen mit einander heran. Ich beſuchte das Haus meines Oheims täglich. Seinen vortrefflichen Rathſchlägen folgend, hatte ich es verſucht, mich aufzuraffen. Ich lernte wacker, half mir mit Lehrſtunden, die ich ertheilte, vorwärts, und entſchied mich, als ich das Zeugniß der Reife erlangt hatte, für das Studium der Medicin. Doch die rechte Freude am Leben, die rechte Luſt am Weiterſtreben gewann ich erſt dann, als ich verſtehen lernte, daß ich Hedwig liebe, daß ihr Beſitz allein mich glücklich machen

könne. Sie war ein Kind und hing in freundlicher Neigung an mir als dem einzigen Anverwandten, den sie nebst dem Vater besaß. Es ist kaum ein halbes Jahr her, daß ich von ihrem Vater die hoffnungsreiche Zusage erhielt, er wolle, wenn meine Stellung als Arzt eine auskömmliche geworden sein würde und mir die Gründung eines eigenen Hausstandes gestatte, nichts gegen unsere Verbindung einwenden. Hedwig aber erwiederte meine Werbung durch das Geständniß, daß sie mich herzlich liebe und gern meine Frau werden würde.

Es war mir, als hätte ich Flügel. Dies holde Ziel im Auge überwand ich jede Schwierigkeit. Was waren Noth und Sorge des Augenblicks, was waren die anstrengendsten Studien, wenn es den Preis des Lebens zu gewinnen galt? Ich wurde Arzt und begann die Spitalpraxis. Trotz meiner bescheidenen Stellung hegte ich die besten Hoffnungen für die Zukunft. Da fand Ihre Werbung um Hedwig statt. Sie traf wie ein Blitzstrahl, ihre Schrecken voraus sendend, denn kaum begann mein Oheim wieder zu gesunden, als er, die Neigung errathend, die Sie für seine Tochter hegten, es seine angelegentlichste Sorge sein ließ, einen Bruch mit mir herbeizuführen, um den Stein des Anstoßes, der diese glänzende Parthie hindern konnte, bei Seite zu schieben. Sie haben alle meine Lebenshoffnungen zerstört, Herr Professor, meine geistigen Kräfte gelähmt, meine Zukunft vernichtet, indem Sie mir das Einzige nahmen, an dem mein vom Unglück niedergeschmettertes Herz hing: Hedwig und ihre Liebe. Was soll mir nun das Studium, was mein Beruf? Was soll

mir das Leben? Ich fühle mich krank und gebrochen, weit elender noch als zu jener Zeit, da ich im Schmerz um die Eltern, im Entsetzen über meine vernichteten Lebenshoffnungen dem Grabe zuwankte. Hedwig gibt mich auf, sie wirft mich von sich, sie, die mich ihrer Liebe versicherte, an deren Treue ich glaubte wie an das eigene Herz. So mag's denn sein und die volle Nacht des Elends über mich hereinbrechen. Ich, an Vermögen und Lebensstellung ein Pygmäe gegen den Riesen Grunwig, gebe ihn auf, den lächerlichen Kampf gegen das Recht des Stärkeren, und halte still, den letzten Schlag erwartend. Ich kann nur einen Feind gegen Sie aufrufen, hochvermögender Herr Professor, Ihr eigenes Gewissen. Ich denke, dies erwacht doch wohl noch eines Tages, wenn der unbedeutende, unbekannte Arzt, Ihr Schüler, der gott- und weltverlassene junge Mensch, um den sich keine Seele auf diesem Erdenrund kümmert, längst verdorben und gestorben ist, und sagt Ihnen, wie eigensüchtig, wie grausam, wie unedel und schlecht Sie gehandelt haben. Leben Sie wohl!"

Doktor Grunwig war allein geblieben. Lange saß er regungslos, mit verschränkten Armen in seinem Fauteuil und starrte, in tiefes Nachdenken versunken, in das in Dämmerung gehüllte Gemach.

War es nicht wie eine Wiederholung seines eigenen Jugendschicksals gewesen, was sich da vor ihm abgespielt hatte? All' das bittere, noch heute unvergessene Weh, das er empfunden, gährte im zerrissenen Innern des bleichen jungen Mannes, der vor Kurzem vor ihm gestanden.

Er hatte sich, seiner Naturanlage gemäß, aufgerafft in stolzer Thatkraft, Alfred Ried, eine weichere Natur, die des Glückes bedurfte zur Entfaltung ihrer Talente, zum körperlichen und seelischen Gedeihen, der nicht in einem starken Willen die allein wirksame Waffe gegen das hereinbrechende Unglück fand, ging vielleicht daran zu Grunde.

Was aber kümmerte ihn dieser junge Mann?

Hatte irgend Jemand Rücksicht für ihn gehabt, als er, im tiefsten Herzen verwundet, nach Gerechtigkeit schrie? Er allein hatte sich geholfen. Mochte Alfred Ried desgleichen thun.

Hedwig war sein durch ihres Vaters Einwilligung, durch ihr eigenes Jawort. Hedwig liebte —

O Gott! Wie das nagte und brannte im Herzen des stolzen Mannes.

Das Kind, das er an sein Herz erhoben hatte, um es zur Gefährtin seines Lebens zu machen, es liebte ihn nicht! Dankbarkeit und Hochachtung — hatte sie es ihm nicht bekannt? — Dankbarkeit, Hochachtung und Kindesliebe waren die einzigen Motive, die sie leiteten, ihr Herz aber, dies junge, geliebte Herz wandte sich trauernd dem Jugendgefährten zu.

Der Kampf im Herzen des gereiften Mannes war ein harter und schwerer. Eine durch die Schule unverdienten Leides gegangene Menschenseele trennt sich nur aus tiefen Wunden blutend von ihrer letzten Hoffnung auf Lebensglück.

Es vergingen Stunden, während welchen Doktor Grunwig umher ging wie im Traume. Sein Stolz, sein

Digitized by Google

empörtes Gefühl, seine Leidenschaft für das schöne Mädchen und der Starrsinn, der ihm aus den Herzenskämpfen, die er durchlitten, erwachsen war, lagen in heftigem Kampf gegen seine innere Ueberzeugung, seine Gerechtigkeitsliebe, sein edles Herz. Endlich aber erhob sich über all' das Wirrsal der Leidenschaft, über alle Verirrung der Selbstsucht und der beleidigten Eitelkeit sein edleres Selbst. Es kam eine Stunde, in welcher er ohne Bitterkeit erwägen konnte, daß es eben auch für ihn ein Fatum gab, welches ihm das Glück des Familienlebens verwehrte.

Es war von Seite der jungen Leute, die so viel durch ihn gelitten hatten, in deren junges Liebesleben sein letzter Liebestraum so gewaltsam eingegriffen hatte, keine Schuld gegen ihn verübt worden. Hedwig hatte ehrlich an ihm gehandelt, und daß Alfred der ihm geraubten Geliebten ein letztes Andenken zum Namensfest sandte, das zurückzusenden sie nicht über das Herz brachte, das war, ruhig erwogen, eben kein strafwürdiges Verbrechen.

Er beschloß, mochte er sich selbst dadurch auch eine unheilbare Wunde schlagen, zu entsagen und nach Möglichkeit gut zu machen, wo er unbewußt gefehlt.

Ueber den jungen Mann hatte er genaue Erkundigung eingezogen. Alfred Ried war ein fleißiger, strebsamer Mensch, von ungewöhnlichem Talent und rascher Auffassung. Doktor Grunwig hörte von allen Seiten nur Lobenswerthes über den jungen Mann. Bei viel Liebe zu seinem Beruf versprach derselbe, wenn das Glück ihm wohlwollte, er überhaupt emporkam und Protektion ihm

zur Seite ſtand, ein guter Arzt zu werden. Er war ein Menſch, deſſen Fähigkeiten ſich unter dem warmen Hauche des Glückes vortrefflich zu entwickeln verſprachen. Doch jene moraliſche Kraft, welche ihn hob und trug, ihn energiſch vorwärts drängte, wenn es galt, ein hohes, ſeiner Phantaſie in idealem Lichte vorſchwebendes Ziel, ein ſchönes Glück zu erringen, erwies ſich als zu ſchwach, ihn aufrecht zu erhalten, wenn ſchmerzliche Enttäuſchung an die Stelle ſeiner Illuſionen trat, wenn es galt, ſich nach einem Schlag, der ihn zu Boden geworfen hatte, energiſch aufzuraffen aus eigener ſtolzer Kraft und auf's Neue den Kampf mit der, allen Farbenglanzes, jedes idealen Glückes beraubten, trockenen Wirklichkeit zu beginnen.

War ein ſolcher Mann geeignet, einem Weibe zur feſten Stütze zu dienen?

Wohl kaum.

Vermochte er es, ein edles Weib zu beglücken, konnte er auch nur hoffen, dauernd von ihm geliebt zu werden?

Vielleicht, ſagte ſich Doktor Grunwig mit Bitterkeit.

Er hatte ſo oft geſehen, wie ſelbſt begabte Frauen, den inneren Werth eines echten, charakterfeſten Mannes verkennend und verſchmähend, ihre Liebe einem Schwächling zuwandten, der durch äußere Gaben beſtach, mußten ſie ſich gleich ſagen, daß ſie mit ihm verloren ſein würden in der Stunde der Gefahr.

Doch, mußte denn das Schickſal des jungen Mannes ſich zum Trüben wenden, mußten ſeine Erfolge auf dem einmal eingeſchlagenen Weg ungenügende ſein? Lag es

nicht in seiner mächtigen Hand, einen jungen Mann, für den er sich interessiren wollte, auf jede Weise zu fördern?

Doktor Grunwig war eine durchaus edle Natur.

Hatte er einmal nach hartem Kampf den Entschluß gefaßt, sein rebellisches Herz zu bezähmen, dem Glück zu entsagen, das er geträumt, ein Entschluß, bei welchem der gekränkte Stolz, nicht geliebt worden zu sein, sein mächtigster Bundesgenosse war, dann rechnete er auch nicht mit Kleinigkeiten, dann widerstand er auch jeder Versuchung niedriger Rache, boshaften Neides, und war zu aufrichtig gegen sich selbst, um sich überreden zu wollen, das Schicksal des Mädchens, das er so sehr geliebt, sei ihm, so wie dieses selbst, gleichgiltig.

Dies konnte Hedwig ihm niemals werden.

Mit der Kraft der Entsagung erhob sich seine groß angelegte Seele bis zur Höhe edelster Uneigennützigkeit.

Das Mädchen, das er geliebt, das er für werth gehalten hatte, an seiner Seite durch das Leben zu gehen, und das in der That dessen nicht unwürdig gewesen wäre, sollte, wenn er es verhindern konnte, sich nicht unglücklich fühlen.

Was sich an Kränkung und Trauer in seinem Herzen gesammelt hatte, das wollte er im Innersten der Brust auskämpfen, es überwinden, wenn dies möglich war; Hedwig aber wollte er sich als wahrer, für ihr Wohl und ihre Zukunft besorgter Freund erweisen.

Zuvörderst wollte er den jungen Arzt, der bisher ziemlich im Dunklen vegetirt hatte, an das Licht ziehen

und ihm Gelegenheit geben, zu beweiſen, was er leiſten konnte.

Dann war es noch zu überlegen, wie, ohne Hedwig's Zartgefühl zu verletzen, Hauptmann Ried's Widerſtand zu beſiegen und ſeine Einwilligung zur Heirath des jungen Paares zu erlangen war.

Doch als er des anderen Morgens zu Doktor Ried ſandte, um ihn zu einer Unterredung einzuladen, ward ihm eine unerwartete Kunde.

Der junge Arzt war am vorigen Abend von Blutbrechen überfallen auf der Straße zuſammengeſtürzt und in ſeine beſcheidene Wohnung getragen worden, wo ſich während der Nacht der Anfall wiederholt hatte. Jetzt lag er, nachdem er ſich ſelbſt Eis und ein ihm geeignet ſcheinendes Mittel verordnet, in einem Schwächezuſtand, der dringend Hilfe erheiſchte.

Doktor Grunwig ließ den Kranken allſogleich mit aller nöthigen Sorgfalt auf ſeine Klinik übertragen und ihm ein eigenes Zimmer einräumen.

So alſo hatte die Unterredung mit ihm auf den ſchwächlichen und blutarm ausſehenden jungen Mann gewirkt. Es war kein Zweifel darüber erlaubt, daß ſie wenigſtens Miturſache an dem Fall geweſen, der ſich indeſſen, wie Doktor Grunwig zu vermuthen alle Urſache zu haben glaubte, nicht das erſte Mal zugetragen haben mochte.

Der Profeſſor hatte richtig geurtheilt. Die Ausſage des Patienten beſtätigte, daß er vor mehreren Jahren eine Reihe ſolcher Anfälle, die ſein Leben in Gefahr brachten, zu überſtehen gehabt hatte.

Doktor Ried war nicht eben ſehr erbaut davon, ſich auf der Klinik Desjenigen wiederzufinden, den er als ſeinen größten Feind auf Erden betrachtete und zudem beleidigt zu haben ſich bewußt war.

Trotz der ausgezeichneten Pflege, die ihm zu Theil ward, und dem ernſten, liebreichen Zureden des Profeſſors, ſah er finſter vor ſich hin und folgte Doktor Grunwig, wenn dieſer den Saal verließ, mit haßerfüllten Blicken und gerunzelter Stirne, immer unter der Herrſchaft des einen Gedankens: nun geht er wohl zu ihr, zu Hedwig, zu meiner Hedwig.

Da der Zuſtand des Kranken aber ein nicht ungefährlicher war und abſolut Gemüthsruhe erforderte, beugte ſich Grunwig am nächſtfolgenden Tage über ſeinen Patienten und flüſterte demſelben zu: „Sie dürfen hoffen, Ried! So weit ſich in dieſem wechſelvollen Leben etwas verſprechen läßt, ſichere ich Ihnen zu, daß ich mein Möglichſtes zu Ihrer baldigen Vereinigung mit Hedwig, meiner bisherigen Braut, beitragen werde.“

5.

Die Mittagsſtunde des kommenden Tages fand Doktor Grunwig im Zimmer des Hauptmannes, deſſen leidlich gutes Ausſehen bewies, daß ſeine Feindin, die Gicht, ihn wieder für eine kurze Friſt frei gelaſſen hatte.

Nach einem kurzen, von gleichgiltigen Dingen handelnden Geſpräch griff der Profeſſor das ſchwierige Thema, das ihm ſelbſt nur ſchwer über die Lippen wollte, reſolut an.

„Ich muß Ihnen eine Mittheilung machen, die Sie ſicherlich überraſchen wird, Herr Hauptmann. Sie betrifft Hedwig, welche ich bis vor Kurzem als meine liebe Braut und künftige Lebensgefährtin betrachten durfte.“

Hauptmann Ried wurde zuerſt bleich bis in die Lippen. Dann aber ſchoß ihm dafür um ſo raſcher intenſive Röthe in Stirn und Wangen.

„Bis vor Kurzem? Wie ſoll ich das verſtehen, Herr Profeſſor? Hätte meine Tochter —“

„Ich bitte, Fräulein Hedwig hierbei ganz aus dem Spiel zu laſſen, Herr Hauptmann. Sie hatte bisher keine Ahnung von dem Entſchluß, den ich gefaßt, und der allein aus meiner Selbſterkenntniß und meiner Anſchauung der Verhältniſſe, der Altersverhältniſſe, meine ich, zwiſchen uns entſprang. Es iſt mein Fehler, daß mir die Liebe zu Ihrer bezaubernder Tochter bisher die Augen blendete. Ich könnte, Sie wiſſen es, Hedwig's Vater ſein.“

„Dieſe ſpäten Erwägungen laſſen mich glauben, daß Ihre Liebe ſtark in Abnahme begriffen iſt, Herr Profeſſor,“ ſagte der alte Herr zitternd vor Erregung, „und ich bitte Sie, mir vor Allem die Frage zu beantworten, wodurch meine Tochter dieſe Veränderung in Ihren Gefühlen und dieſen Bruch verſchuldet hat.“

„Meine Liebe zu Ihrer Tochter iſt unverändert geblieben. Sie iſt ein edles, ſchönes Weſen, und ihr Beſitz war der glücklichſte, holdeſte Traum meines Lebens. Doch eben weil ich ſie mit ernſter, wahrer Neigung liebte, gebe ich, wenn auch weit ſpäter, als es meine Pflicht geweſen

wäre, den Vorstellungen der Vernunft Gehör. Sie wissen es, auch reife Männer können Thorheiten begehen, und wer könnte mir, wie könnte ich mir selbst eine so holde Thorheit allzu sehr verübeln? Doch es kommt für einen Mann meines Alters eine Stunde, in welcher er nicht umhin kann, den unabweislichen Vorstellungen der Vernunft ein williges Ohr zu leihen. Ich habe mir gesagt, daß es beinahe eine Unnatur wäre, diese junge zarte Blüthe meinem Leben, das, auf seinem Höhepunkt angelangt, sich demnächst zur Neige wenden wird, einzuverleiben."

„Viel schöne Worte, Herr Professor, doch darunter birgt sich in meinen Augen nur Eins: eine schwere Beleidigung für mich und mein Kind. Sie haben um Hedwig geworben, sie ist mit meiner Einwilligung Ihre Braut geworden ... Was mich betrifft, so glaube ich auf dem Feld der Ehre als redlicher Soldat und getreuer Diener meines Kaisers stets meine Pflicht gethan zu haben. Diese Wunden geben genügend Zeugniß dafür, daß sich kein Ehrenmann der Verwandtschaft mit Hauptmann Ried zu schämen haben kann —"

„Herr Hauptmann, Sie —"

„Und Hedwig," eiferte der heißblütige Krieger weiter, „glaube ich in Zucht und Ehren so erzogen zu haben, daß auch sie keinen Anlaß zu einem so empörenden Bruch gegeben haben wird."

„Die Schuld ist, wie gesagt, ganz auf meiner Seite, Herr Hauptmann," entgegnete Doktor Grunwig ruhig. „Ich bekenne sie Ihnen einfach, ohne sie entschuldigen zu

Digitized by Google

wollen. Es war eine Thorheit, an Glück in einer ſo ungleichen Ehe glauben zu wollen."

„Das mag, von Ihrem Standpunkt genommen, eine Thorheit geweſen ſein, Herr Profeſſor Grunwig," rief der Hauptmann mit glühendem Antlitz und blitzenden Augen, „eine Schlechtigkeit aber, ein Wortbruch iſt Ihre heutige Handlungsweiſe. Ein Mann ſteht unter allen Umſtänden für ſein Wort ein und beſitzt Ehrenhaftigkeit genug, nicht ohne jeden berechtigten Grund den Ruf eines ſchuldloſen, ihm vertrauenden jungen Mädchens zu ſchädigen."

„Hedwig's Ruf wird darunter nicht leiden. Abgeſehen davon, daß unſere Verlobung noch auf dem Standpunkt eines ſtillſchweigenden Uebereinkommens —"

„Genug der elenden Ausflüchte," donnerte Hauptmann Ried. „Die erlittene Beleidigung, die ich ſchwer empfinde, fordert Satisfaktion. Ich bin ein alter Mann, aber eine Piſtole abzuſchießen, dazu habe ich noch Kraft genug; ich bin ein einſamer, freundloſer Mann geworden, allein es werden ſich doch wohl unter den Kameraden einige finden, welche mir um der Standesehre willen ihre Hilfe nicht verſagen dürften. Ich werde Ihnen noch heute meinen Zeugen ſchicken, Herr Profeſſor."

Doktor Grunwig legte ſeine Hand ruhig auf den Arm des tief erregten Mannes.

„Ereifern Sie ſich nicht nutzlos, Herr Hauptmann. Ich nehme Ihre Aufforderung zum Duell nicht an."

„Sie ſchämen ſich nicht, dieſe Feigheit offen zu bekennen?"

„Feigheit? — Wir wollen über das Wort nicht ſtreiten.

Digitized by Google

Sie als Soldat, ich als Arzt müſſen davon ganz verſchiedene Begriffe haben. Erlauben Sie mir nur einfach eine Frage: Sind Sie, der Sie mir meine Sinnesänderung ſo arg verübeln, ſich denn bewußt, Ihre Pflicht vollkommen gegen mich erfüllt zu haben? Wurde ich, wie ich wohl ein Recht hatte, es zu verlangen, von dem wahren Stand der Angelegenheiten unterrichtet? Sagte man mir, daß Hedwig's Herz nicht frei ſei, daß ſie einen Anderen —"

„Wie, ſie hat Ihnen geſagt, die Närrin hat Ihnen von dieſer Kinderei geſprochen?"

„Es wäre für uns Beide beſſer geweſen, hätte ſie es gethan," ſagte Doktor Grunwig ernſt. „Sie ſchwieg, aber ein Zufall enthüllte mir ihr Geheimniß, und dieſe Spur weiter verfolgend, wurde es nicht ſchwer, zu erfahren, daß nicht Liebe zu mir, ſondern nur Furcht und Kindesliebe ſie in meine Arme geführt hatten. Wer von uns Beiden alſo hat thatſächlich ſeine Pflicht verletzt? Sprechen Sie, Herr Hauptmann!"

Hauptmann Ried verſtummte. Finſter ſah er vor ſich nieder. Trotzdem er ſich bewußt war, durch die Art, wie er gehandelt, nur eine Pflicht gegen ſein Kind erfüllt zu haben, war es ihm doch überaus empfindlich, in etwas zweideutigem Licht vor dem Profeſſor ſtehen zu müſſen.

Vor Allem aber fluchte er innerlich ſeiner thörichten Hedwig, die ein Geheimniß, von deſſen Wahrung die glänzende Zukunft abhing, die er für ſie erſtrebt, nicht beſſer gehütet hatte.

Endlich fand er das Wort wieder.

„Der junge Mann, der Hedwig liebt, mein Neffe Alfred Ried," erklärte er, „ist arm und mittellos. Niemals kann Hedwig seine Frau werden."

„Darüber ließe sich noch sprechen," meinte der Professor.

„Das ist eine abgethane Sache," sagte der Hauptmann kurz und scharf. „Armuth potenzirt durch Armuth, heißt Elend."

„Und wenn ich nun meinen Kopf darauf gesetzt hätte, aus den Liebenden ein Paar zu machen?" frug der Professor ernst und ruhig.

„Das ließe sich denn doch ohne die Einwilligung des Vaters nicht durchführen, denke ich," entgegnete Hauptmann Ried ironisch.

„Allerdings nicht. Lassen Sie uns ruhig und überlegt darüber sprechen, bester Herr Hauptmann. Ich interessire mich für Doktor Ried. Er ist ein intelligenter, fleißiger junger Arzt, der zu den besten Hoffnungen berechtigt. Es wäre schade, wenn Krankheit und Tod diesen Hoffnungen allzu früh ein Ziel setzten."

Der Hauptmann sah erstaunt auf. „Krankheit und Tod?" wiederholte er.

„Sie haben also keine Kenntniß von seiner schweren Erkrankung? Doktor Ried liegt in Lebensgefahr auf meiner Klinik. Es ist uns kaum erst gelungen, das heftige Blutbrechen zu stillen, dem er fast unterlegen wäre."

„Ist — war — hat eine besondere Veranlassung diese Erkrankung herbeigeführt, meine ich?"

„Es lag natürlich eine Prädisposition dafür in seiner

Konſtitution, wie es denn auch nicht das erſte Mal iſt, daß er einen ſolchen Anfall erleidet. Doch Gemüthsbewegungen können leicht eine Wiederholung herbeiführen, welche ohne dieſelben unterbliebe. Doktor Ried hat ſeine Liebe zu Ihrer Tochter und ſeine Verbannung aus Ihrem Hauſe ſehr ernſt genommen. Eine etwas lebhafte Erörterung, welche wir mit einander hatten, ſteigerte ſeine Erregung und mag die unmittelbare Urſache zu der Kataſtrophe geweſen ſein. Die Gefahr iſt, wie geſagt, noch nicht vorüber. Doch freundlichere Gedanken über ſeine Zukunft werden, ſo hoffe ich, vereint mit der ſorgſamſten Pflege, eine Beſſerung in ſeinem Zuſtande herbeiführen. Erhält er ſeine Geſundheit wieder, dann ſoll es meine Sorge ſein, ihn in ſeinem ärztlichen Beruf auf jede Weiſe zu fördern. Faſt fühle ich mich dazu verpflichtet, da ich unwiſſentlich ihm ſo viel Leid zugefügt habe. Vorläufig ließ ich ihn hoffen, daß Ihre Einwilligung zur Vermählung mit Hedwig nicht unerreichbar ſein würde."

Die dichten ſchwarzgrauen Brauen über den Augen des Hauptmannes zogen ſich bedrohlich zuſammen.

„Ich weiß kaum, ob ich über die klaſſiſche Ruhe, mit welcher Sie Beleidigung über Beleidigung auf mich und mein Kind häufen, oder über die Dreiſtigkeit mehr erſtaunen ſoll, mit der Sie, nicht zufrieden damit, einen unerhörten Wortbruch an Hedwig begangen zu haben, ſich nun auch noch herausnehmen, ihre Hand nach eigenem Gutdünken vergeben zu wollen. Aehnliches dürfte denn doch noch nicht vorgekommen ſein. Da Sie jedoch jeder Rechtsforderung unzugänglich ſind, mir aber ſowohl der

Anſtand als ein Reſt von Dankbarkeit es verbieten, Ihrer Kühnheit nach Verdienſt zu begegnen, muß ich mich damit begnügen, mir allen Ernſtes eine ſo ſonderbare Einmiſchung in meine Angelegenheiten zu verbitten. Sie haben den jungen Mann etwas hoffen laſſen, was er nun und nimmer erreichen wird. Alfred Ried wird nie mein Schwiegerſohn."

„Haben Sie gegen den Charakter meines jungen Collegen etwas einzuwenden, Herr Hauptmann?"

„Das nicht, aber Alfred iſt arm, und ich bin ein kranker Mann, der es ſich nicht verhehlt, daß ſein Leben nicht mehr nach Jahren zählt. Ich will, wenn es mir möglich iſt, mein Kind vor dem ſicheren Elend gefeit zurück laſſen. Kann es nicht Profeſſor Grunwig ſein, ſo ziehe ich jeden ehrenhaften gut ſituirten Schwiegerſohn dem Doktor Alfred Ried vor, dem es kaum nach Jahren gelingen dürfte, ſich eine Stellung zu ſchaffen, in welcher er aus eigener Kraft Weib und Kind zu erhalten vermöchte. Ich halte nichts auf Protektionen. Sie ſind unverläßlich und bieten ſelten eine ſichere Baſis zu Glück und Anſehen. Ueberdies, Herr Profeſſor, iſt mir, der ich heute ſo ſchmerzliche Beweiſe von dem Wankelmuth Ihrer Geſinnungen erhalte, ein Zweifel in dieſer Hinſicht geſtattet."

Das Geſicht des Profeſſors blieb ſo unbeweglich, als hätte ihn dieſer Vorwurf gar nicht berührt.

„Da ſind wir eben an dem Kernpunkt der Situation angelangt, Herr Hauptmann, und ſo unlieb Ihnen meine Gegenwart auch ſein mag, muß ich doch noch um ein

Weilchen Geduld bitten. Würden Sie, wenn Ihre Tochter wohlhabend wäre, Ihre Einwilligung zu deren Vermählung mit Doktor Ried geben?"

„Unsinn! Was nützen diese Späße?" brummte der Invalide.

„Antworten Sie immerhin darauf, Herr Hauptmann."

„Nun, ich bin kein Tyrann. Wenn sich unter des Mädchens miserablen paar Loosen der Haupttreffer oder auch nur ein ansehnlicher Nebentreffer fände, so sollte Hedwig ihren Willen haben und den Vetter dazu, der ihr nun einmal als ein Ideal aller Schönheit und Männlichkeit zu gelten scheint."

Dabei konnte sich Hauptmann Ried nicht enthalten, mit einem Blick des Bedauerns und Wohlgefallens die hohe Gestalt und das ernste, männlich schöne Antlitz des Professors zu streifen und Vergleichungen anzustellen, in welchen ein vernichtendes Urtheil über Hedwig's verschrobenen Geschmack, der sie den Schwächling Alfred diesem Manne vorziehen ließ, enthalten war.

„Nun denn," betonte Doktor Grunwig, „in der Stunde, in welcher Hedwig meinem Schützling, Doktor Alfred Ried, die Hand am Altare reicht, gehen aus meinem Privatvermögen sechzigtausend Gulden als Hochzeitsgabe in den Besitz der jungen Doktorin Hedwig Ried über."

„Das kann Ihr Ernst nicht sein, Herr Doktor," rief der Hauptmann außer sich.

„Sie sollen noch heute die nöthige Sicherheit hiefür erlangen, Herr Hauptmann. Es liegt darin nichts sehr

Erſtaunliches. Ich habe meiner Braut mein mündlich und ſchriftlich gegebenes Wort gebrochen, ſelbſt das Geſetz ſpräche ihr eine Entſchädigung hiefür zu. Ich nehme mir nur das Recht, die Entſchädigungsſumme ſelbſt zu beſtimmen, und ſtelle die einzige Bedingung, daß weder Hedwig noch Ihr Neffe von dieſer Abmachung zwiſchen uns jemals etwas erfahre."

„Die Rache iſt edel, das muß ich bekennen," murmelte der Hauptmann.

„Vielleicht minder edel, als Sie denken," ſchloß der Profeſſor, und ein Schatten düſterer Trauer überflog ſeine Züge. „Ich erfülle eine Pflicht, indem ich den Schmerz, den ich einem Weſen, das ich liebte und noch immer liebe, unbewußt verurſachte, in Freude wandle. Das iſt die einzige Befriedigung, die ſich mein einſames Herz noch gönnen darf. Und nun geſtatten Sie mir eine Unterredung mit Ihrer Tochter. Ich bin es ihr und mir ſelbſt ſchuldig, ihr die Gründe zu erklären, welche mich zur Entſagung bewogen und mir die Kraft verliehen, ihren Wünſchen bei dem Vater das Wort zu reden. Das iſt Alles, was ſie vorderhand über die Sache erfahren darf. Noch einmal, Herr Hauptmann, ich verlaſſe mich völlig auf Ihre Diskretion."

6.

Er ſtand vor ihr und hielt ihr bebendes Händchen in ſeiner Rechten.

Wie überaus lieblich war ſie! Wie rührten ihre Geſtalt, ihr ſüßes Antlitz, ihr Blick, jede ihrer Bewegungen ſein Herz, das ſich einmal daran gewöhnt hatte, in ihr

Digitized by Google

das Reizendste und Lieblichste zu sehen, was sein Auge je geschaut!

Ihr Anblick beraubte ihn fast seines Muthes, denn von Neuem zerriß ihm der gewaltsam unterdrückte Schmerz darüber die Seele, daß er sie, die er noch immer heiß und innig liebte, lassen, all' seine Ansprüche zu Gunsten eines Anderen aufgeben sollte.

Dieser Kampf seines Inneren mußte sich wohl in seinen Zügen ausprägen, denn fast ängstlich sah sie zu dem edlen, schönen Antlitz empor, welches bleicher war, als sie es je gesehen.

Er schloß ihre Hand enger in die seine.

„Blicken Sie nicht so scheu und ängstlich zu mir empor, liebe Hedwig!" sagte er mild, mit einem leisen Beben in der Stimme. „Ich nahe mich Ihnen heute als Freudenbringer."

Sie begann zu zittern. Dies Wörtchen Sie, das ihrem Gespräch schon seit langer Zeit fremd war? Was war das? Sollte er —?

Es drang ihr wie eisige Kälte an das Herz.

Er wandte den Blick nicht von ihr. Wie mächtig, so dachte er, ergreift sie der leiseste Hoffnungsstrahl, den ich vor ihr aufleuchten lasse! Und doch bedeutet diese Hoffnung auf Glück völlige Lostrennung von mir, der ich sie so heiß und innig geliebt habe. Thor — dreifacher Thor, der Du von Glück und Liebe träumtest, und Dir die Fähigkeit zumaßest, durch das mächtige Liebesfeuer, das in Deiner Seele aufgelodert war, dieses junge, kindliche Herz zu erwärmen!"

„Ich begreife Ihre Bewegung, Hedwig," fuhr er fort. „Wir Menſchen ſind ſo ſchwache Geſchöpfe, daß wir ſelbſt das Glück nicht ſtark und muthig zu ertragen vermögen. Es überraſcht und ergreift uns mit derſelben Gewalt, wie das raſch hereinbrechende Unglück. Die widerwillig geknüpften Bande, die Sie an mich feſſelten, ſind gelöst, Hedwig. Es ſteht Ihrer Verbindung mit Doktor Ried kein Hinderniß mehr im Wege."

„Großer Gott! Edmund — Herr Profeſſor, Sie —"

Es war ein Aufſchrei aus tiefſter Herzensnoth. Sie wankte und wäre gefallen, wenn er ſie nicht geſtützt hätte.

Aus ſeinem bebenden Arm war ſie auf den Stuhl niedergeglitten, und die Arme auf den Tiſch ſtützend, brach ſie in lautes Schluchzen aus.

Bleich und bewegt beugte er ſich zu ihr nieder, entfernte die Händchen von den weinenden Augen, zog ſie ſanft zu ſich empor und betrachtete mit einem Blick unausſprechlicher Liebe ihr ſchmerzentſtelltes junges Angeſicht.

„Machen Sie ſich nicht etwa Vorwürfe, Hedwig," ſagte er mild und ruhig. „Das Einzige, was Sie an mir verſchuldet, Mangel an Aufrichtigkeit, ich habe es Ihnen voll und ganz vergeben. Ich habe Sie nicht leicht aufgegeben, Hedwig. Sie waren mir das höchſte Kleinod, mein Herz hing mit unausſprechlicher Liebe an Ihnen. Aber ich bin ein Mann, ich habe überwunden."

„O Edmund! Hören Sie mich! Ich —"

Doch ſie konnte nicht ſprechen. Schluchzend lehnte ſie ihr Köpfchen an ſeine Bruſt.

„Ich weiß Alles, was Sie mir ſagen könnten. Sie hätten all' Ihren Muth aufgeboten, um mich lieben zu lernen, aber die Liebe iſt ein ſelbſtſtändiges Gefühl, das von keinem Entſchluß abhängig iſt. Es wäre Ihnen nicht gelungen, mir die volle, ganze Liebe zuzuwenden, ohne welche ich mir eine beglückende Ehe nicht denken kann. Alles Halbe iſt vom Uebel, Hedwig. Eines aber wird meine Hoffnungen auf Glück überleben, und dies Eine iſt meine Sorge für Ihr Glück. Nachdem ich die Einwilligung Ihres Vaters zu der von Ihnen gewünſchten Verbindung mit dem jetzt leider erkrankten Doktor Ried errungen, will ich mein Möglichſtes thun, um den jungen Mann auf ſeinen Berufswegen zu fördern. Sie ſollen ſehen, Hedwig, ich vergeſſe Sie nicht! Indem ich an ſeinen Vortheil denke, handle ich für Sie. So hoffe ich, Sie werden in Ihrer Ehe nicht nur inneres Glück, auch äußeres Gedeihen finden. Doktor Ried iſt ſchwer erkrankt. Nicht Jeder iſt phyſiſch ſtark genug, das Unglück zu tragen. Er wäre an Ihrem Treubruch geſtorben, Hedwig. Doch wir hoffen, ihn zu retten, und Ihre Liebe wird ſeine Heilung beſchleunigen. Und nun laſſen Sie uns als gute Freunde ſcheiden. Gönnen Sie mir die Erinnerung an die ſüßen Stunden, in welchen ich Sie meine Braut nennen durfte, und zum Abſchied einen Blick aus Ihren lieben Augen und einen Druck Ihrer Hand."

Doch ſie wandte ihr thränenüberſtrömtes Antlitz ab, indem ſie ihm die Hand zum Abſchied reichte.

Er wandte ſich ſchweren Herzens und hatte beinahe die Thüre erreicht, als ſich zwei Arme feſt um ſeinen

Hals ſchloſſen und weiche Lippen ſich in einem heißen Kuß auf die ſeinen drückten. Dann lösten ſich die holden Feſſeln und faſt ſinnverwirrt fand er ſich auf der Straße wieder.

Mit bitterem Lächeln nickte er vor ſich hin.

So heiß und brennend, ſo leidenſchaftlich innig war keiner ihrer bräutlichen Küſſe je geweſen, als dieſer glühende Kuß der Dankbarkeit, mit dem ſie ihm ihre Freiheit lohnte.

7.

Alfred Ried ſtrebte bereits ſeit geraumer Zeit auf dem ihm neu eröffneten Weg zu Glück und Ruhm vorwärts. Er war einer von Profeſſor Grunwig's ausgeſprochenen Lieblingen, und ſeine Begabung, ſowie ſeine unermüdliche Thätigkeit rechtfertigten dieſe Vorliebe.

Er hatte ſich für die Gynäkologie als Spezialfach entſchieden und Profeſſor Grunwig hatte ihm die ärztliche Leitung über einen ſeiner Krankenſäle anvertraut, in welcher Stellung er den Schatz ſeiner Erfahrungen und ſomit ſeine Kenntniſſe immer mehr bereicherte. In beſonders ſchwierigen Fällen war ja der Meiſter immer mit Rath und That bei der Hand.

In dieſem faſt intimen Verkehr mit Doktor Grunwig lernte ihn der junge ſtrebſame Arzt erſt recht kennen und bewundern. Hatten ihm bislang Neid und Mißgunſt die hellen Augen geſchloſſen, jetzt, wo ſie ſehend geworden, glühte darin das Feuer der Begeiſterung für den Mann, der, mit ſo hohen Geiſtesgaben, mit einem eminenten ärztlichen Wiſſen ausgerüſtet, ein Held war im Kampfe

er ihr theuer sei, so passiv empfing sie seine heißen Liebesbetheuerungen, erwiederte sie seine Zärtlichkeiten.

Dann gab es wieder Stunden, in welchen Hedwig auflebte; in welchen ihre Augen in höherem Glanze strahlten, das liebliche Roth vergangener Tage ihre Wangen bedeckte.

Alles, was mit seinem Beruf, seinen Fortschritten auf der eingeschlagenen Bahn zusammenhing, besaß die Macht, ihre Theilnahme zu erregen, in ihr hohes Interesse zu erwecken.

Nicht der beste Kamerad, nicht der treueste Freund hätte inniger an seinen Bestrebungen Theil zu nehmen vermocht, als sie es that. Erzählte er ihr zuweilen Fälle, in welchen er, die Lehren des geliebten Meisters befolgend, so glücklich gewesen war, ein Menschenleben zu retten, andere, in denen er, am eigenen Wissen zweifelnd, Doktor Grunwig's Hilfe hatte in Anspruch nehmen müssen, schilderte er, wie der geniale Mann, in diesem verzweifelten Falle einen Weg einschlagend, den er allerdings niemals zu betreten gewagt hätte, einen fast wunderbaren Erfolg erzielt, eine sofortige Abnahme der erschreckenden Symptome zuwege gebracht, dann konnte sie mit glänzenden Augen athemlos lauschen, und seine Bewunderung für den Mann, dem sie Beide das ganze Glück ihrer Zukunft dankten, den sie so schwer gekränkt, und dessen Hochherzigkeit ihnen so edel vergolten hatte, fand ein Echo an der ihrigen.

An dem Maße ihrer Werthschätzung für Grunwig, ihrer Bewunderung für ihn, glaubte er die Dankbarkeit ermessen zu können, mit welcher sie ihm das Glück lohnte, das er ihnen Beiden so neidlos, so großmüthig geschenkt.

ſeiner Geneſung beglückwünſcht und ihn herzlich willkommen geheißen. Doch wie überaus reizend erſchien ſie ihm in dieſer Bläſſe, dieſer ſanften Trauer.

Er war es ja, um den ſie gelitten, nach welchem ſie ſich geſehnt hatte! Dieſe Zeit des Leidens, des Entſagens, des vergeblichen Verſuches, jenes Gefühl zu unterdrücken, das ſo mächtig für den Jugendgefährten in ihrem Inneren lebte, hatte einen ſo tiefen, nachhaltigen Eindruck auf ſie geübt, daß er vergebens auf die Rückkehr ihrer früheren Heiterkeit und Lebensfreudigkeit harrte.

Ja, zuweilen erregte ſie ihm ernſtliche Beſorgniß, denn ſie ſchien ihm leidend. Ihre Wangen wurden bleicher, ihre Augen trüber, ihre ganze Haltung läſſiger und kraftloſer. Sie hatte Momente der Geiſtesabweſenheit, in welchen ſie, vor ſich hin träumend, es überhörte, wenn er zu ihr ſprach, zuweilen einen ſo ſchmerzlichen Geſichtsausdruck, daß er ſich mehr als einmal gedrungen gefühlt hatte, zu fragen, ob ihr etwas weh thue. Sie hatte verneint, aber nur geſtanden, daß ſie ſich ungewöhnlich matt fühle.

Bei Gott, hätte er es nicht gewußt, wie ſchmerzlich ſie ihn vermißt, wie ſie gegen ihr Herz gekämpft, hätte er nicht ihren Brief in Händen gehabt, dieſen Brief, in welchem ſie ihn im Namen der Pflicht bat, ihr nicht mehr zu ſchreiben, ihre Ruhe nicht zu ſtören, hätte er nicht Urſache gehabt, ſo felſenfeſt an ihre Liebe zu glauben, hätte nicht die ganze gegenwärtige Situation dafür geſprochen, daß ſie ihn, nur ihn liebe, daß ſie ſein werden wolle für das Leben, er hätte zuweilen daran gezweifelt, daß

Nun ſollte in allernächſter Zeit die Trauung ſtattfinden. Kaum eine Woche trennte ihn von dieſem ungeduldig erſehnten Tage.

Glückſtrahlend ſaß er eines Abends neben ſeiner jungen Braut.

Wie bleich waren ihre Wangen! Doch er hoffte mit Zuverſicht, das würde ſich geben. War Hedwig nur einmal ſein geliebtes Weib, ſein Weib! War es denn möglich, daß ihm ein ſolches Glück beſchieden ſein ſollte? War ſie ſein, dann, ſo hoffte er, würde ihre Geſundheit unter der Hut ſeiner liebevollen Sorge, unter dem Einfluß geſicherten Glückes, ſich wohl wieder feſtigen. Hatte die Hoffnung auf Glück bei ihm ſelbſt denn nicht Wunder gewirkt?

Für die unſchätzbare Gabe ihrer Liebe wollte er ihr ſein Leben weihen. Seine größte Sorge ſollte es ſein, ſie zu beglücken, ſein ſtetes Streben, jeden Wunſch ſeines ſchönen, heißgeliebten jungen Weibes zu befriedigen.

Heute wie ſo oft waren ſie im wechſelvollen Zwiegeſpräch an das Thema gelangt, welches ſie Beide gleich anzog und Hedwig's hohes Intereſſe jederzeit zu feſſeln wußte — Profeſſor Grunwig. Alfred bekannte, ſich einer Taktloſigkeit ſchuldig gemacht zu haben. Im täglichen Verkehr mit dem geliebten und geehrten Manne, der nicht müde wurde, ihm wahrhaft väterliche Theilnahme entgegen zu bringen, hatte er, im Vollgefühl geſicherten Glückes, faſt darauf vergeſſen, daß der Freund einſt ſein Nebenbuhler geweſen war, und im erſten Ausbruch ſtürmiſcher Freude hatte er, als er Profeſſor Grunwig ſeine bevorſtehende Ver-

mählung anzeigte, ihn gebeten, bei seiner Hochzeit als Brautführer fungiren zu wollen.

Mit freundlichen Worten hatte dieser abgelehnt.

„Wie konntest Du aber auch —“ begann Hedwig mit zitternder Stimme.

„Du weißt ja, liebe Hedwig, Takt ist ein Etwas, das uns Männern nur allzu oft mangelt,“ fiel Alfred ein. „Manches unbedachte Wort entflieht unseren Lippen. Wir besitzen nicht, wie Ihr zartbesaiteten Geschöpfe, in uns diesen gottgesegneten Regulator, welcher uns mit voller Bestimmtheit vorschriebe, was wir sagen und nicht sagen dürfen, der bei jeder unzarten oder verletzenden Aeußerung Eure Nerven vibriren macht. Ich glaube indessen nicht, daß seine ehemalige Stellung zu Dir ihn zu einer ablehnenden Antwort bewog. Wie vollständig er den anfänglichen Schmerz überwunden hat, beweist wohl am besten seine herzliche Neigung zu mir. Er kann Dich nicht geliebt haben, wie ich es thue, Hedwig, wenn er Denjenigen lieben kann, der Dir verlobt ist, der Dein glücklicher Gatte werden wird. Wie tief habe ich ihn in gleicher Lage gehaßt und beneidet! O Hedwig! Wie bete ich Dich an!“

Er ergriff die Hand seiner Braut und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küssen.

Doch Hedwig entzog ihm dieselbe und sah ihn forschend an.

„Was also meinst Du, war es, was ihn bewog, Deinen Antrag abzulehnen?“ frug sie mit beklommenem Athem.

„Er hat eben vollständig überwunden, Hedwig. Pro-

feſſor Grunwig nimmt das Leben etwas philoſophiſcher, als ich; er hat ſo ſehr überwunden, daß Du in ſeinem Herzen bereits erſetzt biſt. Mein verehrter Meiſter gilt als Bräutigam einer ſchönen und geiſtvollen jungen Wittwe. Sie ſollen ſich bereits verlobt haben, und da konnte er natürlich nicht —"

So weit war er, Hedwig's Album durchblätternd, in ſeiner Erzählung gekommen, als ein dumpfer Schmerzensausruf ſeiner Braut ihn zu ihr aufſchauen ließ.

Sie war aufgeſtanden.

Bleich, entſtellt, die Zähne in die Lippen und die Rechte auf das Herz gepreßt, ſtand ſie vor ihm und hielt ſich, um nicht umzuſinken, mit bebender Hand an der Kante des alten Marmorkaſtens feſt, der nächſt dem Fenſter ſtand.

„Hedwig, Hedwig, was iſt Dir?" rief er, ſie entſetzt umfaſſend.

Sie verſuchte zu ſprechen, doch der Athem drang faſt pfeifend aus ihrer Bruſt. Außer Stande, ein Wort hervor zu bringen, entwand ſie ſich ſeinen Armen und machte haſtig einige Schritte der Thüre zu.

Doch ſie wäre zu Boden geſtürzt, hätte ſein Arm ſie nicht abermals geſtützt.

Bei ſinkender Nacht lag ſie im Fieber. Wilde Delirien ſpannen ihre Reigen um ſie und unzuſammenhängende Worte brachen ſich von Zeit zu Zeit über die brennenden Lippen Bahn.

Doktor Ried durchwachte die Nacht an ihrem Lager, abwechſelnd mit dem jammernden Vater, der weder das,

Digitized by Google

was geſchehen war, noch den Sinn der Worte, die er hörte, begreifen konnte.

Doch in das Herz des unglücklichen jungen Mannes drangen ihre Worte gleich glühenden Pfeilen. Von der Höhe ſeines ſtolzen Glückes herabgeſtürzt, erkannte er zum erſten Male, wie ſehr hoffnungsſelige Täuſchung ihn geblendet, und blickte in unnennbarer Qual in das kalte, ernſte, unbeſtechliche Antlitz der Wahrheit.

Hedwig liebte ihn nicht. Nur Mitleid, der Gewiſſensvorwurf, meineidig geworden zu ſein, die Furcht, ſeine Krankheit, ſeinen Tod zu verſchulden, hatten ſie ihm auf's Neue in die Arme geführt. Sie hatte ſich ihm wieder zugewendet, ſich ſeine Braut genannt, mit der Liebe zu jenem Manne im Herzen, den er einſt ſo tief gehaßt, und heute trotz Allem und Allem lieben und bewundern mußte. Liebte ihn doch Jeder, der ihn kannte. So wie er das Idol ſeiner Hörerſchaft war, ſo fand er ſelbſt bei den Collegen ungetheilte Anerkennung. Und es ſollte dieſem Manne unmöglich geweſen ſein, ein Mädchenherz zu gewinnen? Nein. Was immer für ein der Liebe fernliegendes Motiv es auch geweſen war, welches Hedwig bewog, Grunwig ihre Einwilligung zu geben, einmal im Banne ſeiner Gegenwart, gefeſſelt durch den Geiſt und die Liebe des Mannes, der — er mußte es ſich ja wohl geſtehen — ihn ſelbſt an Geiſt, Willenskraft und Charaktergröße ſo hoch überragte, wandte ſie ihm unbewußt ihre Liebe zu, und es war Selbſttäuſchung, als ſie in Antwort auf ſeine Blumenſendung ihm ſchrieb: „Ich ſchätze und bewundere Grunwig über Alles und hoffe, ihn einſt lieben zu lernen."

Das Weib, das auch nur den Gedanken zu faſſen vermag, einen Mann einſt lieben zu können, liebt ihn bereits mehr, als es ſelbſt ahnt.

Es kam in der Tiefe ſeines Elends eine eigene Hellſichtigkeit über den armen, all' ſeiner Hoffnungen beraubten jungen Mann.

Es war, als wohne er dem Erkennen, dem Werden und dem Wachſen ihrer Liebe bei, einer Liebe, die ſich in ihrem Herzen zu ſolcher Leidenſchaft geſteigert hatte, daß die Nachricht, Grunwig gedenke eine Andere als ſein Weib heimzuführen, ſie faſſunglos, haltlos fand, ſie durch die Gewalt der Erſchütterung in Fieber und Delirien ſtürzte.

Er horchte auf ...

Abermals hatten die Lippen der Kranken mit dem Ausdruck höchſter Angſt, verzweifelnder Leidenſchaft den Namen dieſes Mannes ausgeſprochen.

„Edmund — Edmund!"

Es zerriß ihm das Herz. Nun freilich begriff er Alles: Ihre bange Scheu vor ſeinen Liebkoſungen, ihre Kälte, ihre bleichen Wangen und trüben Augen, ihr trauriges Lächeln, ihr plötzliches Erglühen dagegen, wenn er den Namen ſeines Wohlthäters nannte, ihre unermüdliche, faſt gierige Aufmerkſamkeit für Alles, was ſich auf ihn bezog!

Allein, ſo hellſichtig ihn auch das plötzlich hereingebrochene Unglück gemacht hatte, Eines begriff er nicht. Warum, ſo fragte er ſich, hatte Grunwig dem geliebten Mädchen entſagt? Wie vermochte er es über ſich, von Hedwig zu ſcheiden, wenn er ſich geliebt wußte? Und

ſollte er mit ſeinem Scharfſinn, ſeiner Menſchenkenntniß nicht erkannt haben, daß Hedwig's Herz ſein eigen, daß er geliebt ſei?

Warum hatte er ihr entſagt? Um eines ihm völlig fremden, unbekannten Mannes willen?

Unmöglich.

Hier gab es eine Lücke, welche Alfred Ried nicht ausfüllen konnte, da es für ſein eigenes Können und Empfinden auf pſychiſchem Gebiete eine Grenze gab, über welche hinaus ſeine Seele ſich nicht zur Höhe zu erheben vermochte, bis zu welcher jene ſeines Nebenbuhlers ſich mit mächtigem Flügelſchlag empor zu ſchwingen gewohnt war.

— — — — — — — — — — — —

Hedwig war geneſen. Zwar noch etwas bleich, aber mit gefeſtigten Kräften ſaß ſie an ihrem Lieblingsplatz, dem epheuumlaubten Fenſter, ihrem Verlobten gegenüber, während der Vater im Gärtchen unten im erwärmenden Strahl der Frühlingsſonne ſeine Pfeife ſchmauchte.

Faſt ſchienen Alfred und Hedwig die Rollen getauſcht zu haben. Während ihr Geſicht ſich wieder zum ſanften Oval rundete, ſah er bleich, abgehärmt und abgemagert aus.

Starr vor ſich hinblickend, ſchien er ſeinen ſchmerzlichen Gedanken zu lauſchen, während ſie die Arbeit in den fleißigen Händen ruhen ließ und ihn theilnahmsvoll betrachtete.

Es waren nahezu zehn Minuten vergangen, ſeit Hedwig eine Frage an ihn geſtellt hatte, die unbeantwortet geblieben war.

„Du biſt verſtimmt, niedergedrückt, Du ſcheinſt Dich unglücklich zu fühlen? Sprich Dich aus, Alfred, es iſt beſſer für Dich wie für mich. Ich war ſeither zu krank und ſchwach, um die Sache berühren zu wollen. Nun ich es aber wieder ertragen kann, meinen ſchmerzvollen Gedanken Worte zu leihen, iſt es beſſer, wenn es klar, völlig klar zwiſchen uns wird. Was macht Dich ſo unglücklich, Alfred?“

Er ſchwieg Minuten lang. Dann aber ſagte er, tief aufſeufzend: „Ich ſaß an Deinem Krankenlager, Hedwig, und lauſchte Deinen Fieberphantaſien, die ſich alle nur um einen Gegenſtand, um Grunwig drehten.“

Sie nickte leiſe und traurig vor ſich hin.

„Ich liebe ihn,“ ſagte ſie mit kaum unterdrückter Leidenſchaft in Blick und Ton. „In der Stunde, in welcher ich ihn verlor, erwachte ich zur Erkenntniß meiner ſelbſt, doch auch zugleich zur Erkenntniß deſſen, daß er mich nie geliebt hat. Wie ſollte er auch, und wie habe ich jemals träumen können, von ihm geliebt zu ſein? Ich, ein einfaches junges Mädchen, das mit keinem Gedanken an ſeine geiſtige Größe reicht, das zu ihm aufſah wie zu einem Gott, dem man ſich in Scheu und Demuth beugt. Doch eben die Erkenntniß dieſer Täuſchung, die namenloſe Qual darüber, daß er mich ſo leicht aufgab, ſo überaus leicht, daß er kaltblütig genug war, in derſelben Stunde für Dich um meine Hand zu werben, brach mir faſt das Herz.

„Und dennoch gabſt Du mir Dein Jawort?“ rief Doktor Ried mit bitterem Vorwurf.

Digitized by Google

„So wie ich ihn liebte, so liebteſt Du mich, Alfred. An der Pforte des Todes angelangt, rief Dich nur die Hoffnung auf Erreichung Deines Wunſches in's Leben zurück. Er lehrte mich die Verpflichtungen gegen Dich kennen, verhehlte mir nicht die Dir drohende Gefahr. Die Hoffnung, Dich zu retten und der verletzte Stolz, ſo leicht aufgegeben zu ſein, thaten das Uebrige. So wurden wir ein Brautpaar. Ich habe mich bemüht, die Leidenſchaft zu dem Manne, der mich nicht liebte, in meinem Herzen nieder zu zwingen. Doch ach, wie ſchlecht gelang mir das, wie fühlte ich meine ganze Schwäche! Sobald der Klang ſeines Namens mein Ohr traf, pochte das rebelliſche Herz in raſcheren Schlägen. Wenn ich an Dich denken wollte, erſtand ſtatt des Deinen ſein Bild vor meiner Seele. Und als Du mir erzähltеſt, daß eine Andere des Glückes theilhaftig werden ſollte, das mir auf ewig verſagt bleibt, warf mich dies zu Boden. Du ſiehſt, wie es um mich ſteht, Alfred. So lange Dir meine Liebe zu einem Anderen verborgen blieb, durfte ich hoffen, Dich noch beglücken zu können, baſirte auch Dein Glück nicht auf dem Boden der Wirklichkeit, gründete es ſich auch nur auf die Annahme, daß ich Deine Liebe in gleicher Weiſe erwiedere. Heute, wo Du Alles weißt, begreifſt Du wohl, daß wir von einander ſcheiden müſſen, lieber Alfred.“

Scheiden — von Hedwig ſcheiden! Das eben war das Eine, was er nicht faſſen konnte, nicht faſſen wollte. Die Hoffnung auf ihren Beſitz aufgeben und doch fortleben, ſchien ihm unmöglich. Eben die Stärke und Heftigkeit ſeiner Liebe war es, die ihn zum Feigling machte

gegenüber dem einen Schmerz, der ihm unerträglicher ſchien, als alles übrige Weh dieſer Welt zuſammen genommen.

Das ſagte er ihr in einer ſeeliſchen Erregung, die ſie das Schlimmſte für ihn befürchten ließ. Er ſchwor ihr zu, daß er, ſo lange Leben in ihm ſei, ihr das verpfändete Wort nimmer zurückgeben würde.

„Gib dieſe Hoffnung auf, Hedwig," ſo ſchloß er. „Geliebt oder ungeliebt, iſt es mein ſüßeſter Wunſch, Dich zu beſitzen, Dich als mein höchſtes, theuerſtes Gut zu wahren vor jeder Sorge, jedem Schmerz, und nimmer will ich die Hoffnung aufgeben, Du werdeſt einſt, gerührt von meiner unwandelbaren Treue, überzeugt, daß kein Herz auf Erden Dich ſo lieben könne, wie das meine, mir dieſe Liebe zuwenden, die Du heute an Denjenigen verſchwendeſt, welcher, wenn er ihrer auch in hohem Grade würdig iſt, ſie doch ſo wenig nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen weiß, daß er den Gedanken faſſen kann, eine Andere zur Lebensgefährtin zu erwählen."

Er log, der Unglückliche. Die Liebe, die Furcht, ſie zu verlieren, ließ ihn bei einer Ausſage beharren, deren Unrichtigkeit er längſt eingeſehen hatte.

Das Gerücht hatte falſch geſprochen. Es war Profeſſor Grunwig niemals eingefallen, als Freier in irgend einem Hauſe der Stadt aufzutreten. Doch Mißtrauen und Eiferſucht ſind üble Berather: Alfred Ried's Wahrheitsliebe erlag ihren Einflüſterungen.

Hedwig konnte davon nichts ahnen, ſie mußte ſeinen Worten glauben, denn wie hätte ſie daran denken ſollen,

daß er sie belog. Sie lebte ganz still für sich, hatte in der ganzen großen Stadt keinerlei Freundinnen oder sonstigen Verkehr, wodurch sie über die wirklichen Verhältnisse hätte aufgeklärt werden können. So glaubte sie denn Alfred ohne Arg und ergab sich mit Resignation in das Unabänderliche.

„Möge Gottes Segen ihn geleiten," sagte sie mit Innigkeit, während eine Thräne in ihrem Auge glänzte. „Alles Glück, das ich vermisse, senke sich nieder auf sein Haupt und das seiner Gattin, sofern sie ihn beglückt."

Doktor Ried's Brauen zogen sich finster zusammen.

„So warme Worte findest Du für ihn, und hast für mich kein Wort des Trostes."

„Armer Alfred!" seufzte sie, „wie mag Dich ein Scheinleben beglücken, eine solche Ehe, die ich mir nur als die größte Qual vorstelle. Ungeliebt an der Seite dessen, den man liebt, durch das Leben gehen zu müssen, das denke ich mir als das bejammernswertheste aller Loose. Das heißt nicht einmal, das heißt hundertmal sterben!"

Alfred's blaue Augen blitzten. „Wie, Hedwig," rief er, und sein Blick haftete an ihr, als wollte er die tiefste Tiefe ihres Herzens ergründen, „Du würdest, wenn ich Dir Dein Wort zurückgäbe, auch nicht einmal den Wunsch hegen, mit Professor Grunwig vereint zu werden?"

„Wie könnte ich das?" erwiederte sie mit einer fast unwilligen Bewegung. „Es empört sich mein ganzer Stolz bei dem Gedanken, eines geliebten Mannes ungeliebtes Weib zu sein. Laß diese überflüssigen Worte, Alfred. So wenig er an eine Ehe mit mir denkt, ebenso

Digitized by Google

wenig könnte ich mich, wie die Sachen jetzt stehen, entschließen, sein Weib zu werden."

„Ich bin [nicht großartig genug angelegt, um diese Auffassung zu theilen, liebe Hedwig," sagte Doktor Ried, dem das Blut in die bleichen Wangen stieg. „Dich mein Weib nennen, mit Dir leben dürfen, ist vorderhand Alles, was ich verlange. Gib mir Deine liebe Hand zum Pfande, daß Du die Meine werden willst, daß Du auch nicht mit einem Gedanken daran denkst, Dich von mir loszusagen."

Langsam wandte Hedwig ihm das Antlitz zu. Bläße und Röthe wechselten auf dem abgehärmten Angesicht des jungen Mannes, und er athmete tief und schwer.

Er war krank, das sagte sie sich, wohl leidender, als er es wußte.

Sie hatte ihm ihr Wort gegeben!

Doch, wie schwach war seine Seele! Wie würdelos erschien er ihr in dieser Stunde! Durfte sie jemals daran denken, in ihm eine Stütze, einen Stab zu sehen, an dem sich ihre Seele in Stunden der Entmuthigung empor zu ranken vermochte? Wie würde sie sich jemals an ihn gewöhnen können, nachdem ihre Seele durch die Liebe eines Grunwig stolz erhoben und gekräftig worden war? Doch konnte, durfte sie Alfred's Leben ein zweites Mal in Gefahr bringen? Sie gedachte der warnenden Worte Grunwig's.

Und sollte er, der sie verschmäht, einen abermaligen Bruch falsch auslegend, sich sagen dürfen, daß sie ihm wie eine verlassene Ariadne nachtrauere?

Nein! Aus dem hoch aufpochenden Herzen ſtieg ihr das ſtolze Blut blitzſchnell in Stirn und Wangen.

„Hedwig — wie? Du zögerſt? Großer Gott!“

Verzweifelnd ſchlug Alfred die Hände vor das Antlitz.

„Dein Wille geſchehe,“ ſagte ſie faſt tonlos. „Du magſt den Hochzeitstag beſtimmen!“

8.

Es war ein ſchöner Sommertag, an welchem Hedwig mit Alfred Ried vereint werden ſollte.

Profeſſor Grunwig war auf ſeiner täglichen Beſuchstour. Er lehnte ſchon ſeit geraumer Zeit mit geſchloſſenen Augen in ſeinem Wagen.

Ein ſchmerzhaftes Zucken um die feſtgeſchloſſenen Lippen, ein herber Leidensausdruck, der, ſowie die vermehrte Bläſſe des Angeſichtes, von der tiefen Bewegung ſeines Innern ſprach, hätten beweiſen können, daß auch ſeine, im Kampfe des Lebens erprobte, ſtarkgefügte Seele den Tag, an welchem Hedwig ſich einem Andern zu eigen geben ſollte, nur ſchwer ertrug.

Es muß durchgekämpft, es muß überwunden werden, hatte er in den letzten Tagen, die ſo ſchwer auf ſein Gemüth drückten, hatte er an dem heutigen Tage voll ſchmerzlicher Erregung unzählige Male gedacht.

Nach einer in tiefer Gemüthsbewegung verbrachten Nacht war er müde und erſchöpft an ſein mühevolles Tagewerk gegangen. Zum erſten Mal verſagte die ſtets bereite Vernunft ihm ihre Hilfe, verfügte er nicht über die gewohnte Sammlung. Er mochte ſich noch ſo oft

ſagen, daß Alles gut werden würde, wenn nur der heutige Tag erſt vorüber ſei, daß ſeine Ehe mit dem um ſo vieles jüngeren Mädchen vielleicht nicht glücklich geworden wäre, wenn ſie auch ihn, nicht dieſen hübſchen, ſeeliſch ſo unſelbſtſtändig angelegten Vetter geliebt hätte. Seine in all' ihrem Reiz, in all' ihrer berückenden Lieblichkeit wiedererſtandenen Erinnerungen ſtraften ihn Lügen.

Hedwig ihn nicht beglücken?

Sie wäre ſein einziges Glück geweſen, ſein ſteter Gedanke. Sie hätte ihn lieben müſſen, war ſie nur erſt ſein Weib, lernte ſie nur erſt den wahren Werth ſeines Charakters, ſein treues Herz kennen. Er hätte ſie Ried vergeſſen gelehrt, es wäre ihm ſicherlich gelungen, in ihrem jungen, aber ernſten Herzen, ihrem richtigen Sinne das Bewußtſein wirklichen Glückes zu erwecken, zu erhalten.

Verhängnißvolles Schickſal, das ihn ihr entgegenführte, als ihr Herz bereits gewählt, das ihn genöthigt hatte, um der berechtigten Anſprüche dieſes von ihr geliebten jungen Mannes willen ſie von ſeinem Herzen zu löſen, ſich von ſeinem letzten Glück zu trennen.

„Hedwig, Hedwig!" ſeufzte er ſchmerzlich bewegt.

Doch, führte ihn ſein Weg nicht an ihrem Hauſe vorbei? Das war ja wohl die Stunde, in welcher ſie getraut werden ſollte.

Er raffte ſich empor.

Nun bog er um die Ecke. Dort auf der rechten Seite der Straße war es. Wie lange war er die ſteile, kleine Treppe nicht mehr hinauf geeilt, die zu ihrer Wohnung führte!

Digitized by Google

Da ſtanden vier Wagen, die ſollten wohl das Brautpaar und ſeine Gäſte zur Kirche führen.

Ein häßliches Lächeln voll ſarkaſtiſcher Bitterkeit verzerrte ſeinen Mund.

Hätte er wohl je gedacht, daß er da vorüberfahren würde, ihr ein Fremdgewordener, während ſie einem glücklicheren Nebenbuhler im bräutlichen Schmuck in all' ihrer hinreißenden, unvergleichlichen Anmuth glückſelig zulächelte!

Es hatte ſich wohl am heutigen Tage keiner ihrer Gedanken zu ihm verirrt. Und er?

Elende Schwäche der menſchlichen Natur! Mußte es denn ſein, daß er gerade heute hier vorüberfuhr? Der Krankenbeſuch in dieſer entlegenen Gegend war kein dringender. Er hätte ſeinen Aſſiſtenten hinſenden, oder den Beſuch aufſchieben können.

Hatte er den Muth gehabt, die Bande, die ihn an ſie feſſelten, zu zerreißen, die Vereinigung der Liebenden anzubahnen und zu fördern, warum fand er nicht Entſchloſſenheit genug, feſt und ruhig über dieſen unſeligen Tag hinüber zu kommen?

Das Haus, in welchem ſie wohnte, lag hinter ihm. Er fuhr über einen ſtillen, grasbewachſenen Platz, auf welchem ſich die Kirche erhob, in welcher ſie getraut werden ſollte.

Vorüber —

Doch nein, es hielt ihn wie mit Zauberbanden. Ein einziges Mal noch, ehe ſie einem Andern angehörte, wollte er ihr liebliches Antlitz ſchauen, dies hinreißende Bild

voll mädchenhafter Anmuth, die einzige Liebe seiner Mannesjahre, seine letzte Liebe, unauslöschlich seiner Erinnerung einprägen, nicht minder aber Heilung und Gesundung für sein, wie es schien, noch immer an dem erlittenen Weh krankendes Herz, in dem glückstrahlenden Antlitz der schönen Braut suchen, die seinem Nebenbuhler zulächelte und demselben Treue schwur für's Leben.

Ja, der verhängnißvolle Tag hatte ihn schwach gefunden, aber er hätte der elendeste Feigling sein müssen, wenn solch ein Anblick ihm die Seele nicht in ihren tiefsten Tiefen gewandelt hätte, wenn er nicht als ein vollständig Anderer, als ein Genesener, Neugeborener dieses Gotteshaus verlassen hätte.

Das Seitenthor der Kirche war bereits geöffnet. Er trat ein und begab sich in die Sakristei. Der Meßner ward leicht zu Gunsten seines Wunsches gestimmt, in irgend einem Winkel der Kirche die Vorgänge am Altar sehen zu können, ohne selbst gesehen zu werden. Nachdem er eine kleine Treppe hinaufgestiegen war, wurde ihm ein Stand aufgeschlossen, aus dessen Fensterchen er, ohne sich vorzubeugen, Alles sehen konnte, was in der Kirche vorging.

Träg und langsam dehnten sich die Minuten. Jede einzelne schien die ganze Geschichte seiner Liebe, ja, seines Lebens in sich zu fassen, das bei allem äußeren Glanz und Erfolg so arm an Glück gewesen war.

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des bleichen, einsam vor sich hinstarrenden Mannes.

Da wurde es plötzlich unten lebendig. Publikum hatte sich inzwischen angesammelt und ein leises, immer höher

anwachsendes Murmeln weckte ihn aus seinen Träumen. Wagen fuhren an, ein Flügel des Hauptthores öffnete sich.

Muth! sagte er sich, Muth! Noch diesen einen schmerzenreichen Augenblick, diesen Abschied für das Leben, und dann — resolut weiter gewandert auf der gewohnten, geebneten Bahn der Forschung, der Arbeit, die ja trotz Allem und Allem doch der größte Segen des Einsamen und Glücklosen ist.

Der Zug betrat die Kirche. Zuerst der Bräutigam, der die Brautmutter am Arm führte, dann am Arm des Brautführers ein bleiches junges Wesen in weißem, nachschleppendem Seidenkleide.

Wie? Konnte das Hedwig sein?

Sie sah nicht glücklich aus — o, durchaus nicht.

Wie mager und bleich war sie geworden! Wie lässig und abgemattet schritt sie dahin, als kostete sie jeder Schritt Mühe, als erforderte das Vorwärtsschreiten einen harten Entschluß von ihrer Seite. Die rothgeweinten, gesenkten Lider, das Beben ihrer Hände, das sich dem Myrtenstrauß, den sie hielt, mittheilte, ließen sie wie ein Opfer erscheinen, welches, zum Altare schreitend, an demselben alle Lebensfreudigkeit abzuschwören im Begriffe war.

Wie traumverloren blickte er in das junge, so schöne, traurige Angesicht, und obwohl ihm dieser Anblick im tiefsten Herzen weh that, war es ihm, als ob sein für ihn selbst unergründliches, räthselhaftes Herz seit Monden wieder den ersten Augenblick wahrer Befriedigung empfände bei dem von Sekunde zu Sekunde sich festigenden Gedanken: Und dennoch liebt sie ihn nicht.

Digitized by Google

Nun ſtanden ſie vor dem Altare, die todesbleiche Braut an der Seite des eben ſo bleich und leidend ausſehenden Bräutigams, deſſen glühender Blick ſich auf ihr Antlitz heftete und in deſſen düſter zuſammengezogenen Stirnfalten, in deſſen feſtgeſchloſſenen Lippen, welche dieſen ſonſt ſo weichen Zügen einen ungewohnten Ausdruck von Feſtigkeit verliehen, geſchrieben ſtand: Ob in Freud' oder Leid, ſie muß mein werden. Ich laſſe nicht von ihr.

Und wenn ſie ihren Bräutigam nicht liebte, wen liebte ſie dann? Hätte es Mangel an Liebe allein vermocht, ſie in kurzer Zeit ſo zu verändern, wie es geſchehen war, wenn ihr Herz ruhig, wenn es nicht — für einen Andern geſchlagen hätte?

Er ſchalt ſich einen Träumer, einen Wahnſinnigen. Doch ein Meer von Gedanken durchfluthete ſein Gehirn, jeder ihrer Blicke, jedes Wort von ihren Lippen, jener ihm unerklärliche, lange, brennende Kuß in der Abſchiedsſtunde — all' das erhielt in der Hellſichtigkeit, die ihn plötzlich überkam, eine andere, nie gedachte Bedeutung. Es war ihm, als erwache ſeine Seele aus langem Schlummer und von Schauer überwältigt, wagte er in jener Stunde, die ſie ihm für immer entreißen ſollte, die ſüße, zweifelvolle Frage: „Und wenn ſie mich dennoch liebte?"

Seine Seele lag in ſeinen Augen.

Wenn es wäre? Wenn Hedwig ihn liebte, wenn wie durch ein Wunder die Erkenntniß in ihr erwacht wäre, ſie glaube mit ihm, nur mit ihm glücklich ſein zu können, und wenn ſie nun falſche Scham, Scheu vor dem Gerede der Welt, Furcht vor einer neuen Erkrankung Ried's —

war er es denn nicht selbst gewesen, der sie in diese Furcht völlig hineingejagt hatte? — bewogen, diesem ihre Hand zu reichen. O, nur einen Funken Wahrheit, nur Gewißheit, ehe es zu spät wurde!

Ihm war, als dürfe der Akt noch nicht vollzogen werden, als müsse er, der als Mensch und Arzt die Selbstbeherrschung zu seiner vorzüglichsten Tugend gemacht hatte, hinabstürzen in die Kirche, mitten unter die Hochzeitsgäste, als müsse er ihre Hand ergreifen, sie fortreißen von der Seite jenes Mannes dort unten.

Die Wogen der Leidenschaft schlugen über ihm zusammen, doch im letzten verhängnißvollen Augenblick kehrte ihm ein Rest von Besinnung zurück.

Es ging nicht, er wußte es. Doch, sollte das Opfer vollbracht werden? Sollte, mußte sie rettungslos dieser Ehe verfallen, der sie mit einem Angesicht entgegen ging, das dem einer Sterbenden glich?

O, nur einen Blick in ihr Auge!

Einen einzigen Blick, in welchem sich Seele in Seele versenkte, in welchem die Wahrheit sieghaft durch alle Schleier brach.

Der verhängnißvolle Moment nahte. Professor Grunwig vergaß alle Vorsicht und sah in tiefster Erregung von seinem Beobachtungsposten herab auf die Verlobten. O, machtlos zusehen zu müssen, wie sich das Schicksal der Geliebten vielleicht zu ihrem und seinem Unglück entschied.

Bereits stand der Priester vor ihnen und seine Ansprache erklang dem Ohr des unglücklichen Mannes wie eine Grabrede über dem Sarg seiner letzten Hoffnung.

Digitized by Google

Ernſt und ruhig ertönte es von den Lippen des Prieſters: „Wollen Sie, Doktor Alfred Ried, die hier anweſende Hedwig Ried zu ihrer Gattin nehmen?“

Mit einem vernehmlichen „Ja“ antwortete der Bräutigam, und bald darauf fiel das verhängnißvolle Wort leiſe und kaum hörbar von Hedwig's bebenden Lippen.

Der goldblinkende Reif, der ſie für das Leben band, erglänzte an ihrer Hand, und ſegnend fügte der Prieſter die Hände der nun Verbundenen zuſammen. Ein ſchwerer Seufzer hob die Bruſt der jungen Frau, die Hände falteten ſich krampfhaft um den zitternden Myrtenſtrauß. Die geſenkten Augen erhebend, ſtarrte ſie mit einem Blick voll unſagbaren Jammers empor, als wolle ſie einen ſtummen Vorwurf hinaufſenden zu dem Gotte, den man ſie als den Allgütigen anbeten gelehrt hatte.

Da bewegte ſich etwas faſt in der Richtung ihres Blickes. Sie wandte ihn zur Seite und begegnete den mit dem unverkennbaren Ausdruck leidenſchaftlicher Liebe und tiefſten Schmerzes auf ſie gerichteten Augen des Mannes, deſſen ſie in dieſem verhängnißvollen Augenblick, der ihre Trennung für das Leben beſiegelte, in unnennbarer Zärtlichkeit und ſchmerzlicher Reſignation gedachte.

Purpurröthe ſchoß ihr in die bleichen Wangen. Ihren Lippen entrang ſich ein leiſer Ausruf, dem alsbald ein markerſchütternder Schrei an ihrer Seite folgte.

Auch Doktor Ried hatte geſehen, hatte begriffen.

Die Blicke dieſer Beiden, wie Flammen in einander lodernd, ergriffen verzehrend ſein, dem Unglück geweihtes Herz. Seine Lüge half ihm nichts!

Digitized by Google

Es erfaßte ihn ein Schwindel, er fühlte den Athem gehemmt — er wankte — aus seiner qualdurchströmten Brust hervorbrechend, ergoß sich ein Blutstrom über seine Lippen.

Besinnungslos stürzte er am Altare zusammen.

— — — — — — — — — — — —

Im tiefverhüllten Krankenzimmer saß Hedwig am Lager ihres jungen Gatten.

Seit dem unglücklichen Trauungsakt, der ein so tragisches Ende nehmen sollte, waren acht Tage verstrichen. Doch diese hatten eine so durchgreifende Veränderung im Aeußeren des Kranken hervorgebracht, daß sich kaum mehr die Hoffnung aufrecht halten ließ, er könne gerettet werden.

O, wie mit ganzer Seele flehte Hedwig zum Himmel um diese Rettung.

Es war ihr zuweilen, als müsse sie sich als Alfred's Mörderin betrachten. Mochte sie sich immerhin sagen, sie habe ihn nicht getäuscht, habe aus ihrer Liebe zu Grunwig kein Hehl gemacht, so war es doch ihr unbeständiges Herz gewesen, das ihm die Todeswunde geschlagen hatte.

Aus dem Herzen reißen konnte sie die Liebe zu Edmund nicht; der allgütige Gott konnte von seinen Geschöpfen nicht verlangen, was zu leisten über ihre Kräfte ging; aber ihre Gedanken von ihm abwenden, sie Jenem zuwenden, dem fortan all' ihr Denken und Sorgen gehören mußte, nur für Alfred leben, das konnte sie und wollte es, mit dem tiefen Ernst ihrer wahrhaften, pflichterfüllten

Digitized by Google

Seele. So übte ſie Tag und Nacht unermüdlich ihre Pflicht am Schmerzenslager ihres jungen Gatten. In keinem ihrer Blicke ſpiegelte ſich etwas Anderes, als das tiefſte Mitleid, die liebevollſte Sorge um das Wohl, die Bequemlichkeit des Kranken. Und als nach einigen zweifelvollen Tagen der größten Seelenangſt Profeſſor Grunwig erklären mußte, die Hoffnung auf Erhaltung dieſes jungen Lebens ſei nur eine geringe, da galten ihre heißen Thränen voll und echt dem Schmerze um den ihr drohenden Verluſt, dem tiefen Bedauern, wenn auch unbewußt, zu Alfred's Erkrankung beigetragen zu haben. Mit unermüdlicher Ausdauer wachte ſie über ihn; mit dem Aufwand all' ſeiner Kunſt aber, mit Aufopferung und nimmermüder Sorge ſtand ihr Doktor Grunwig bei.

Wie groß und ſchön erſchien ſie ihm in dieſer willensſtarken, ausnahmsloſen Hingabe an ihre Pflicht. Daß ſie ihn liebte, das wußte er nun, und nichts im Leben hätte dieſen Glauben in ihm erſchüttern können. Daß ſie dieſe Liebe zu beherrſchen, ſie ihrer Pflicht unterzuordnen vermochte in jedem Augenblick, das erfüllte ihn mit Bewunderung und Hochachtung für das junge Weib, deſſen anmuthige Schönheit und ſanfte Lieblichkeit es bisher allein geweſen waren, die ihm ſein Herz gewonnen hatten. Sie war zum Weib gereift, wie es deren Wenige gab, ſtark und pflichtgetreu, wie er ſelbſt es war, und — o, welch eine Gefährtin wäre ſie ihm geworden!

Doch es gab noch ein Augenpaar, welches eiferſüchtigen Blickes jeden Zug, jede Wandlung in dieſem ſchönen Geſichte, doch auch jede Bewegung des ausdrucksvollen

Männerantlitzes verfolgte, welches ſich zu verſchiedenen Stunden des Tages in ſchwerer Sorge über das Lager beugte.

In Alfred's abgemagertem Geſichte lebten faſt nur die übermäßig groß erſcheinenden blauen Augen und ſprachen, wenn auch der Mund trotzig ſchwieg, ihre eigene, nicht mißzuverſtehende Sprache.

Im Antlitz dieſer Beiden aber ſpähte er vergebens. Nicht das geringſte Zeichen von Verwirrung war zu bemerken, wenn Alfred die Blicke forſchend über ſie hingleiten ließ, nicht der leiſeſte Schein eines Einverſtändniſſes, wenn er mit geſchloſſenen Augen, ſcheinbar ſchlummernd dalag, und unter den langen Wimpern hervor verſtohlen nach ihnen blickte.

Niemals hatte er in dem ernſten, ſchönen Antlitz ſeines Beſchützers ſorglichere, wahrere Theilnahme, liebevolleres Mitleid geleſen, als in den gefürchteten und doch zugleich erſehnten Stunden, welche ihm derſelbe weihte. Niemals hatte Hedwig's ſüße Stimme ſo herzliche Worte für ihn gefunden, als es jetzt geſchah, niemals ihre Hand ſich ſchmeichelnder auf ſeine Stirn gelegt, ihre Augen ihn liebevoller angeblickt, ihr Mund ihm holdſeliger, anmuthender zugelächelt. Es ſchien, als ſei jeder Gedanke dieſer Beiden ihm, nur ihm zugewandt, Alles, was ſie ſprachen und thaten, deutete auf den innigen Wunſch hin, ihn zu retten, ihn dem Leben wieder zu gewinnen.

Und doch — liebten ſie ſich. In ihren Herzen loderte dieſelbe Leidenſchaft, die ihn verzehrte, ſein Leben, um welches ſie mit ſo viel Ausdauer rangen, bedeutete ewige

Digitized by Google

Trennung für ſie. Sie liebten ſich mit einer Liebe, die zu tief und zu unglücklich war, um vergänglich ſein zu können.

Schaudernd ſchloß er die Augen und wandte die Blicke von Hedwig's ſüßem, bezauberndem Antlitz ab.

Seine Zeit war abgelaufen. Er mußte, er wollte ſterben.

Nach und nach wurde er ruhiger. Die Wogen der Leidenſchaft ebneten ſich, Vergangenheit und Gegenwart rückten in richtigere Contouren, ruhigere Erwägung begann das Wirrſal peinlicher Gedanken zu verdrängen und milde Wehmuth trat an die Stelle der Qual, die bis dahin ſeine Bruſt durchſtrömt hatte. In den bangen Stunden müßigen Daliegens überblickte er ſein vergangenes Leben und rückte nicht nur die Menſchen, mit denen er verkehrt hatte, auch ſein eigenes Ich unter die Lupe ſeines nunmehr unbefangenen Urtheils.

Trauernd über ſich ſelbſt ſchlug der Kranke die Hände vor das Antlitz und Thränen netzten ſeine Augen. Der Tod, deſſen Nahen er fühlte, hatte keine Schrecken mehr für ihn. Stand doch ſein Leben dem Glück der Weſen, die ihm allein theuer waren, entgegen.

Als nach qualvollen Leiden ſein junges Leben endlich zur Neige ging, waren ſeine letzten Worte ein Segenswunſch für Hedwig und den Freund, eine Bitte um Verzeihung.

Lange konnte die junge Wittwe die Schauer des in ſolcher Weiſe erfolgten Sterbefalles nicht verwinden. Bald folgte ihm ein zweiter. Ihr Vater wurde in die Gruft geſenkt.

Digitized by Google

Merkwürdiger Weise hatte der Hauptmann, ganz gegen Hedwig's Erwartung, Vermögen hinterlassen. Sie fand in seinen Papieren die Bestätigung, daß sie ein sicher angelegtes Kapital von 60,000 Gulden ihr eigen nenne. Es mußte dem Vater vor gar nicht langer Zeit ein Gewinn zugefallen sein, den er wohl vor ihr verborgen gehalten hatte, um sie der einfachen Lebensweise, an welche die Armuth sie gewöhnt hatte, nicht zu entfremden, falls die Zukunft Gefahren für sie in sich bergen sollte. Thatsächlich war ja dies durch Alfred's Tod eingetroffen, der sie ohne den Besitz dieses Eigenthums in die frühere Armuth zurückversetzt hätte. Und er selbst, der alte kranke Mann, welche Entbehrungen hatte er sich auferlegt, um ihr dies Kapital, welches das Glück ihm in den Schoß geworfen hatte, vollinhaltlich zu retten. In tiefer Rührung dankte sie ihm für diesen Beweis seiner Liebe.

Doch der Zwiespalt in ihrem Innern wollte sich nicht legen. Bei aller Liebe zu Edmund bereitete es ihr fast Schmerz, ihn zu sehen. Jedes Liebeswort, das sie nahm und gab, schien ihr fast ein Raub an den Rechten des beklagenswerthen Todten, dessen Sterben begonnen hatte — am Traualtar.

Ihre Gesundheit war so sehr erschüttert, daß der Professor selbst es war, der ihr einen längeren Aufenthalt in Italien anrieth.

Dort, im Schoße einer herrlichen Natur, sich erlabend an den erhabenen Schätzen der Kunst, fand Hedwig's Seele das verlorene Gleichgewicht wieder, und als nach einem Jahre der Professor mit pochendem Herzen im

Digitized by Google

ſchönen Florenz anlangte, war es ein in allen Reizen der Jugend und Schönheit blühendes junges Weib, neben dem er bald überglücklich am Traualtar ſtand, das er dann in ſein feſtlich geſchmücktes Haus zurückführte.

Blieb der Profeſſor auch ſeinen Patienten der aufmerkſamſte, pflichtgetreueſte Arzt, man wollte doch bemerken, daß ſeine Abendviſiten, wenn einem Kranken nicht eben beſondere Gefahr drohte, von wahrhaft bedenklicher Kürze wurden. Sowie die Sonne ſank, drängte ſich ſeinem inneren Blick ein gemüthlicher Theetiſch auf und an dieſem ſeine ſchöne, junge, ihn ſehnſüchtig erwartende Frau. Später wurde dieſes liebliche Bild noch durch einen Wiegenkorb vervollſtändigt, in welchem ſein Erſtgeborener, ein friſches, dunkeläugiges Bübchen, behütet von dem liebenden Auge der Mutter, lag.

Auch ſein Lieblingswerk, die Pathologie des Herzens, wurde wieder aufgenommen; doch, er behauptete, am beſten ſchreiben zu können, wenn Hedwig mit einer Arbeit in ſeiner Nähe ſaß, und das Lallen ſeines kleinen Erich in ſeine Gedanken hineinſpielte.

Digitized by Google

Aus dem Leben einer Vielumworbenen.

Biographische Skizze

von

Theodor Winkler.

(Nachdruck verboten.)

Eine der glänzendsten und anmuthigsten Frauenerscheinungen, welche den französischen Hof um die Mitte des 17. Jahrhunderts zierten, war Anna Maria Luise von Orleans, Herzogin von Montpensier, gewöhnlich Mademoiselle von Montpensier genannt. Sie war die Tochter des Herzogs Gaston von Orleans, Bruder Ludwig's XIII., und somit die Cousine Ludwig's XIV., der seit 1643 den Thron von Frankreich einnahm, und zu dem Glanz ihrer Abkunft, ihrer liebreizenden Erscheinung und ihrem lebhaften Geist gesellte sich noch ein anderer Umstand von Bedeutung: das Fräulein besaß ein baares Vermögen von mehr als zwanzig Millionen Franken, dazu vier Herzogthümer, die Herrschaft Dombes und die Grafschaft Eu. Was Wunder, wenn sie am Hofe eine hervorragende Rolle spielte!

Die am 29. Mai 1627 zu Paris geborene Prinzessin war noch ein Kind, und der Dauphin, welcher nachmals als Ludwig XIV. über Frankreich herrschte, lag noch in

der Wiege, als bereits die Idee in ihr geweckt wurde, sie sei dem jungen Könige zur Gemahlin bestimmt. Seine Mutter, die Königin Anna, welche die Prinzessin aus der Taufe gehoben hatte, nährte selbst diese Hoffnung, und der mächtige Minister Richelieu, ebenfalls ihr Pathe, schien ganz damit einverstanden. So war es natürlich, wenn sie selbst, ja wenn der ganze Hof in ihr die künftige Königin von Frankreich erblickte. Der Gedanke an die hohe Ehre, die ihr damit in Aussicht stand, war es aber später keineswegs allein, was sie der Erfüllung dieses Planes mit Freuden entgegensehen ließ, auch ihr Herz hatte den lebhaftesten Antheil an diesem Wunsche, denn sie liebte den ihr zugedachten Königssohn von ganzer Seele. Ludwig war ja über ein Jahrzehnt jünger als sie und noch ein Knabe, als sie bereits zur Jungfrau emporgeblüht war, aber von Jugend auf fühlte sie sich zu ihm hingezogen, und je mehr er sich zum Jüngling entwickelte, um so inniger, ja leidenschaftlicher wurde ihre Zuneigung. Seine stattliche Erscheinung, sein würdevolles und doch jederzeit anmuthiges Wesen machten den tiefsten Eindruck auf die Prinzessin und entzündeten den Feuerbrand der Liebe um so mehr in ihrem Busen, als Ludwig zugleich damit das zuvorkommendste und liebenswürdigste Benehmen gegen sie verband.

So mochte wohl in den Gemüthern Beider der Gedanke, später ein Paar zu werden, eine Zeit lang Wurzel fassen, bis auf einmal Verhältnisse eintraten, die den holden Jugendtraum grausam zu nichte machten. Anfangs hatte Ludwig XIV., der seinem Vater bereits seit dem

14. Mai 1643 auf dem Throne gefolgt war, nur den Namen eines Königs, während seine Mutter mit dem Minister Mazarin das Scepter führte; auch nachdem er mündig geworden, ließ er dies eine Zeit lang so fortgehen und kümmerte sich nicht um die Staatsgeschäfte; allmählig aber erwachte eine ungeahnte Thatkraft in ihm, mit allem Ernste wandte er sich seinen Aufgaben zu, und bald wußte er sich in alle ihm gebührende Autorität zu setzen. Damit änderte sich Vieles am Hofe, und auch das Verhältniß des Königs zur Herzogin von Montpensier, was schon bald anfing, kühlere und gemessenere Formen anzunehmen, löste sich schließlich ganz. Bekanntlich reichte Ludwig später der spanischen Infantin Maria Theresia seine Hand.

Ihr Vater, der Herzog von Orleans, suchte ihr Trost und Ersatz zu schaffen. Noch ehe sich die Beziehungen zu dem Könige völlig lösten, hatte ein anderes Haupt der hohen Aristokratie sich der Prinzessin zu nähern versucht und ihr wiederholt unzweideutig seine Neigung zu erkennen gegeben. Dies war Louis de Bourbon, Graf von Soissons, ein Cavalier von glänzenden Verhältnissen und angenehmer Erscheinung. Er setzte seine Bewerbung fort und fand damit zunächst bei dem Vater entschiedene Unterstützung, dem es denn auch gelang, die Tochter mit dem Gedanken zu befreunden. Allein das Schicksal legte auch hier sein Veto ein. In das Getriebe der Politik verwickelt, mußte der Graf die Hauptstadt verlassen, und eines Tages traf die Botschaft ein, daß er in einem Treffen bei Marfée gefallen sei.

Digitized by Google

Mademoiſelle wurde auf's Schmerzlichſte von dieſer Kunde betroffen und zog ſich trauernd eine Zeit lang ganz vom Hofleben zurück. Allein ſie war eine zu reiche und einflußreiche Dame, als daß man nicht um ihre ſtandesgemäße Vermählung hätte beſorgt ſein ſollen. Die Königin-Mutter nahte der Trauernden, nachdem der erſte Sturm des Schmerzes überwunden war, und ſuchte ihr Troſt zu bringen. Ihr als dem weiblichen Oberhaupte des königlichen Hauſes war vor Allem darum zu thun, das große Vermögen ihrer Pathin nicht in fremde Hände übergehen zu laſſen. Darum lag ihr eine paſſende Heirath Mademoiſelle's ſehr am Herzen und ſie hatte auch ſchon einen neuen Bräutigam in Bereitſchaft, der gerade um dieſe Zeit zu Beſuch an den Hof kam. Dies war ihr eigener jüngerer Bruder Fernando, der Gouverneur der Niederlande. Die Prinzeſſin trat auch nach einigem Zaudern dem Projekte näher; allein auch dieſe Parthie vereitelte der Tod, indem Fernando am 9. November 1641 plötzlich ſtarb.

Was oft dem ſchlichteſten Mädchen aus dem Volke leicht zu Theil wird, ein Lebensgefährte nach ſeinem Herzen, das ſchien der vornehmen Weltdame, die über Millionen gebot und durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit überall Bewunderung erregte, gänzlich verſagt bleiben zu ſollen. Es folgten noch mehrere Verſuche, dieſen Mangel in ihrem Lebensglücke zu erſetzen, aber ſtets erfolglos. Kein Geringerer als König Philipp IV. von Spanien war es, den man nicht lange nachher für ſie auserſehen hatte. Deſſen Gemahlin Eliſabeth von

Frankreich war 1645 gestorben, und die gesammte Diplomatie, wie die Angehörigen seines Hauses suchten den Wittwer zu einer neuen Vermählung zu bestimmen. Sowohl die Königin Anna als der allmächtige Minister Mazarin betrieben eine Zeit lang seine Verbindung mit Mademoiselle eifrig, auch schien Philipp diese selbst in's Auge gefaßt zu haben, allein wer weiß, welche plötzlich eintretende Gegenströmung sich geltend machte, mit einem Male wendete sich das Blatt. Mazarin insbesondere bot nunmehr seinen ganzen Einfluß auf, das Vorhaben zu vereiteln. Ein geheimer Bote des Königs von Spanien an Mademoiselle wurde unter einem Vorwand in Paris ergriffen und festgesetzt, und die Prinzessin erhielt die Gewißheit, daß man die Heirath mit allen Mitteln hintertrieb.

Man kann es der schon so oft Getäuschten nicht verargen, wenn sie seitdem von tiefem Haß gegen den Minister erfüllt wurde und die sich in der Folge darbietende Gelegenheit, sich an ihm zu rächen, weidlich ausnutzte. Noch ehe es aber dazu kam, eröffneten sich ihr noch vier verschiedene Aussichten auf eine standesgemäße Heirath, ohne daß eine derselben zum gewünschten Ziele geführt hätte. Kaiser Ferdinand III., seit dem 19. August 1649 Wittwer, näherte sich der Prinzessin in einer Weise, daß der ganze Hof seine förmliche Entscheidung nur als eine Frage der Zeit betrachtete, und Mademoiselle mit Rücksicht darauf die Bewerbung des Prinzen von Wales, nachmaligen Königs Karl II. von England, der damals in Frankreich lebte, unberücksichtigt ließ. Allein auch diese ihre Hoffnung erfüllte sich nicht. Ebenso zerschlugen

ſich die Unterhandlungen, welche des Kaiſers Bruder, der Erzherzog Leopold Wilhelm, und der Herzog von Savoyen wegen Mademoiſelle anknüpften. Die Vielumworbene fand nicht, was ihrer Neigung entſprach, oder äußere Umſtände vereitelten jedesmal das Zuſtandekommen der geplanten Vermählung.

Man würde indeß irren, wollte man glauben, daß das Fräulein von Montpenſier ſich nur mit der Frage ihrer etwaigen Verheirathung beſchäftigt hätte. Dazu beſaß ſie einen viel zu regſamen Geiſt und lebte in einer viel zu bewegten Zeit. In der franzöſiſchen Nation gährte ſchon ſeit manchem Jahr große Unzufriedenheit, namentlich war es das von Richelieu eingeführte und von Mazarin beibehaltene Syſtem der abſoluten Herrſchergewalt, was die bis dahin bevorzugten Stände, den Adel und die Mitglieder der Parlamente, mit Unwillen erfüllte. Im Jahre 1648 brach daher in Paris ein allgemeiner Aufſtand aus, durch den ſich der Hof gezwungen ſah, die Hauptſtadt zu verlaſſen und ſich nach St. Germain zurückzuziehen. Die Aufſtändiſchen erklärten Mazarin für einen Feind des Staates, verbannten ihn und ſetzten Paris in Vertheidigungszuſtand. Die ſogenannten Frondeurs ergriffen das Staatsruder und bemühten ſich vor Allem, die reiche und angeſehene Herzogin von Montpenſier auf ihre Seite zu ziehen. Allein ſie blieb dem Hofe getreu und wußte ſich auch den Reſpekt der Rebellen zu erhalten. Ja, ſie war eigentlich die einzige Perſon am Hofe, welcher die Frondeurs mit Achtung begegneten, und obgleich das ganze königliche Haus Paris verlaſſen mußte, ſo wäre ſie

doch nicht daraus gewichen, wenn nicht ihr Vater und die Königin sie dazu gedrängt hätten. Auch war sie die Erste, die nach dem Frieden vom 11. März 1649 dahin zurückkehrte und mit den unzweideutigsten Huldigungen empfangen wurde.

Die wieder hergestellte Ruhe war von keiner Dauer, aber die Lage der Parteien hatte sich verändert. Der Prinz von Condé, welcher die königlichen Truppen befehligte, hatte sich sowohl mit dem Hofe wie mit der Parlamentspartei entzweit, und wurde schließlich durch die von Mazarin gegen ihn aufgereizte Fronde nach Vincennes in Gefangenschaft gebracht. Unter denen, die offen für ihn Partei ergriffen, war der Herzog von Orleans, Mademoiselles Vater. Dies führte zwischen den beiden Letzteren zum Bruch. Die Prinzessin verband sich mit den Frondeurs und leistete diesen mit der ganzen Kühnheit und Charakterfestigkeit, die ihr eigen war, Beistand.

Von ihrem Vater nach Orleans gesandt, um diese Stadt in der Anhänglichkeit zu ihm zu erhalten, gab die Prinzessin zunächst einen eklatanten Beweis ihres Muthes und ihrer Entschlossenheit. Als sie nämlich vor den Thoren der Stadt anlangte, verweigerte man ihr den Einlaß. Da wurde sie ungeduldig, rekognoszirte persönlich die Wälle, und als sie eine alte unbewachte Pforte darin entdeckte, gelangte sie durch dieselbe glücklich in die Stadt. Die Bewohner von Orleans waren nicht wenig erstaunt, die Prinzessin plötzlich in ihren Mauern zu sehen, wagten jetzt aber keinen Widerstand mehr. Mademoiselle traf

ſechs Wochen hindurch alle Anordnungen, die zur Erreichung ihres Zweckes nothwendig ſchienen, und konnte dann, aller Beſorgniſſe um Orleans enthoben, nach Paris zurückkehren. Ihr Einzug daſelbſt glich einem Triumph. Sie wurde von den Frondeurs als Heldin der Partei gefeiert und erlangte in derſelben einen unbegrenzten Einfluß.

In Paris kam es nun am 2. Juli 1652 in der Vorſtadt St. Antoine zwiſchen Condé, der ſich wieder frei gemacht hatte, und den königlichen Truppen zu einem Treffen, das, Feldſchlacht und Straßenkampf zugleich, in der Geſchichte des Jahrhunderts berühmt geworden iſt, und bei welchem das Fräulein von Montpenſier die entſcheidende Rolle ſpielte. Während nämlich der Prinz von Condé mit ſeinen bedeutend zuſammengeſchmolzenen Streitkräften nahe bei Paris auf dem Wege nach Charenton war, rückten die doppelt ſo ſtarken königlichen Truppen unter Turenne's Führung heran, um der Krone ihre volle Autorität wieder zu gewinnen. Condé ſah ſich dadurch ſo in die Enge getrieben, daß er mit den Seinen in der genannten Vorſtadt eine Zuflucht ſuchen mußte. Mit Staub und Blut bedeckt, ſeine Piſtolen zum letzten Verzweiflungskampfe in den Händen, ſtand der Prinz vor den Thoren und bat um Einlaß. Aber man zeigte wenig Luſt, ihm zu öffnen. Eine peinliche Situation, denn wenn man ſich noch länger weigerte, kam Turenne, der ihm hart auf den Ferſen war, herbei und bereitete ihm mit leichter Mühe den Untergang.

In dieſem kritiſchen Moment war es Mademoiſelle

von Montpensier, welche die Entscheidung herbeiführte. Ihr ganzes Ansehen aufbietend, trat sie für den Prinzen ein, der ihre Theilnahme erregt hatte; im Beisein der tonangebenden Persönlichkeiten hielt sie eine feurige Ansprache, in der sie es als Pflicht hinstellte, das drohende Blutvergießen zwischen den beiden Armeen zu vermeiden und dem Prinzen Aufnahme zu gewähren, und als sie geendet, wagte Niemand mehr zu widersprechen, die Thore wurden geöffnet und Condé hielt seinen Einzug.

Was aber Mademoiselle that, das that sie gründlich und ganz, und so begab sie sich denn auch jetzt nach der Bastille und ließ die Kanonen nach Außen richten, um dem herannahenden Turenne keinen Zweifel zu lassen, was geschehen werde, wenn er sich nicht zurückziehe. Das Rettungswerk an Condé gelang auf diese Weise vollständig; durch spanisch-niederländische Truppen erhielt derselbe auch bald darauf Zuzug und Deckung, so daß es ihm möglich wurde, ungefährdet Paris wieder zu verlassen. Aber die Strafe für die Urheberin des kühnen Streiches blieb nicht aus. Sobald der König in seine Residenz zurückkehrte, war es einer der ersten Befehle, die er ertheilte, daß Mademoiselle aus Paris verbannt wurde. Sie mußte sich fügen und nahm ihren Aufenthalt zunächst in Bois-le-Vicomte, einem prachtvollen Schloß, das sie am Nordrande des Waldes von Bondy besaß, später in St. Fargeau.

So unerwünscht ihr diese unfreiwillige Zurückgezogenheit bei ihrem lebhaften Interesse an allen öffentlichen Angelegenheiten sein mochte, sie wußte sich doch mit Würde

auch in dieſe Lage zu ſchicken und benutzte die gewonnene Muße namentlich zur Aufzeichnung ihrer Memoiren, die ſie ſpäter vervollſtändigte und die noch heute als ein werthvoller Beitrag zur Geſchichte jener Tage zu ſchätzen ſind. Endlich im Auguſt 1657 erhielt die Prinzeſſin die Erlaubniß, wieder an den Hof nach Paris zurückzukehren, und obwohl ſie inzwiſchen das dreißigſte Lebensjahr erreicht hatte, wurde ſie dort nichtsdeſtoweniger ſofort mit einem neuen Heirathsprojekte, dem neunten, empfangen. Diesmal war es der Sohn des Prinzen Condé, der ſie glücklich machen ſollte. Aber dieſer Antrag entſprach nicht den Neigungen der Prinzeſſin und ſie lehnte ihn ab.

Ruhe vor den Leuten, die ſie durchaus vermählt ſehen wollten, gewann ſie indeß doch nicht. Gegen Ende des Jahres 1662 wurde ihr die Hand des Königs Alfons VI. von Portugal angetragen. Der Marſchall Turenne, dem wir ſchon vorhin als Anführer der königlichen Armee begegneten, machte den Brautwerber, und ſchien die Parthie für ſo vortheilhaft, ja verlockend zu halten, daß er förmlich gebieteriſch auftrat, wozu er ſich wohl als ihr Verwandter für einigermaßen berechtigt halten mochte. Allein er irrte ſich gewaltig in der Dame. In einer ſolchen Frage duldete die Prinzeſſin nicht den leiſeſten Zwang, und ſie wies daher die Werbung ab, ohne die Sache näher zu prüfen. Man machte ihr bemerklich, daß der König ſelbſt dieſe Verbindung wünſche; allein vergebens, Mademoiſelle blieb bei ihrem ablehnenden Beſcheide. Bald darauf fand man am Hofe einen Vorwand, die Widerſpenſtige auf's Neue in's Exil zu

ſchicken; ſie wurde nach St. Fargeau verwieſen und lebte dort in völliger Abgeſchiedenheit anderthalb Jahre.

In dieſer Zeit trat jedoch ein Umſtand ein, der eine nachhaltige Bedeutung gewinnen und dem Leben der Prinzeſſin eine entſcheidende Wendung geben ſollte. Das Fräulein nämlich, obſchon mittlerweile bis zum vierzigſten Lebensjahre vorgeſchritten, verliebte ſich, und das mit einer Leidenſchaft, die allen Gegnern Trotz bot. Der Gegenſtand ihrer Liebe war ein Graf v. Puiguilhem, ſpäter v. Lauzun genannt, ein Günſtling Ludwig's XIV., um vieles jünger als ſie und, wenn man den Berichten eines Zeitgenoſſen glauben darf, zwar ein Menſch von ſtattlichem Wuchs und hübſchem Geſichte, aber ohne alle geiſtige und moraliſche Bildung und dabei hochmüthig, geckenhaft eitel und niederträchtig. Für dieſe letzteren Eigenſchaften ſchien die ſonſt ſo ſcharfblickende Prinzeſſin kein Auge zu haben. Sie fand den Grafen himmliſch, liebte ihn grenzenlos und unterwarf ſich, in der Hoffnung, die Erlaubniß zur Ehe mit ihm zu erhalten, den größten Demüthigungen. Es gelang ihr auch nach vielen Mühen, den König zur Einwilligung in dieſe Verbindung zu beſtimmen. Der Heirathskontrakt mit dem Grafen war bereits aufgeſetzt und Mademoiſellens Bräutigam zum Mitbeſitzer des geſammten Vermögens der Montpenſier (das zuſammen auf 32 Millionen Franken geſchätzt wurde) erklärt, ſchon liefen von allen Seiten Gratulationen ein, und alle Vorbereitungen zur Heirath waren im Gange, als die Sache durch die Eitelkeit des Grafen rückgängig wurde. Auf ſein Verlangen nämlich verſchob man die

Hochzeit um acht Tage, damit er sich prachtvollere Kostüme, sowie ein glänzenderes Gefolge in reicher Livree zulegen und in jeder Beziehung fürstlich erscheinen könne. Durch diesen Aufschub aber gewannen seine Feinde, an deren Spitze die Montespan stand, Zeit, gegen das Projekt zu intriguiren und es schließlich ganz zu hintertreiben.

Der König beschied das Paar zwei Tage vor der Hochzeit zu sich und eröffnete demselben, daß er sich veranlaßt sehe, die gegebene Einwilligung zur Vermählung zurückzuziehen. Während sich nun der Bräutigam ziemlich gefaßt zeigte, gerieth Mademoiselle ganz außer sich. Mit Thränen in den Augen warf sie sich dem Könige zu Füßen und beschwor ihn, nicht so grausam ihr Glück zu vernichten, ohne den Grafen könne sie nicht leben. Ludwig suchte die Aufgeregte zu trösten, nahm jedoch sein Wort nicht zurück. Die Prinzessin mußte sich in den harten Befehl ergeben — aber nur zur Hälfte. Denn nun schritt sie zu einer heimlichen morganatischen Vermählung mit dem Geliebten.

Die herbsten Prüfungen sollten ihr nun nicht erspart bleiben. Sein anmaßendes Auftreten brachte den Grafen v. Lauzun bald dahin, daß er auf Befehl des Königs verhaftet und gefangen gesetzt wurde. Eine solche Maßregel konnte damals der Beherrscher von Frankreich treffen, ohne Jemandem seine Motive angeben zu müssen. Der Graf saß Jahre lang, ohne Verhör, ohne gerichtliches Urtheil, seine Gemahlin aber war mit rührender Hingebung unermüdlich thätig, seine Freilassung zu erwirken. Da sie erfuhr, daß es wiederum in erster Linie

die Marquise v. Montespan, die bekannte Favoritin Ludwig's XIV., gewesen sei, welche Lauzun's Einkerkerung betrieben, so erklärte sie sich bereit, das Fürstenthum Dombes, die Herrschaft Eu und das Herzogthum Aumale den Angehörigen der Marquise als Geschenk zu überlassen, während sie nur für die Zeit ihres Lebens die Einkünfte behalten wollte. Allein hier machte der Herr Gemahl einen Strich durch die Rechnung. Ihm hatte die Prinzessin nämlich diese Besitzthümer bereits früher geschenkt, und die Urkunde darüber befand sich in seinen Händen. Er protestirte daher von seinem Gefängnisse aus mit allem Eifer gegen eine solche Vermögensschmälerung, und verzichtete lieber auf seine Befreiung. Nur mit vieler Mühe gelang es der Prinzessin, ihn anderen Sinnes zu machen und zur Abtretung jener Besitzungen zu überreden, nachdem er beinahe ein Jahrzehnt gefangen gesessen hatte. Endlich hatte sie seine Freiheit mit schwerem Lösegeld erkauft, der Graf verließ sein Gefängniß und kehrte zu ihr zurück; allein eine neue bittere Enttäuschung wartete ihrer. Sie hatte geglaubt, einen dankbaren Liebhaber in ihre Arme sinken zu sehen, und fand statt dessen nur Gleichgiltigkeit und Kälte.

Lauzun konnte es der Fürstin nicht verzeihen, daß sie lediglich zu dem Zwecke, um ihn wieder bei sich zu haben, so große Opfer gebracht hatte. Das Mißverhältniß in den Jahren beider Gatten rächte sich um so mehr, als der Graf ein Mann ohne Charakter war, der überall nur seinen Vortheil im Auge hatte, die Pflicht der Dankbarkeit nicht kannte und seinen Passionen keinerlei Schranken

auferlegen wollte. Die Prinzeſſin zählte damals fünfzig, er wenig über dreißig Jahre. Alle Verſuche der Gattin, den leichtfertigen Mann in treuer Ergebenheit an ſich zu feſſeln, ſchlugen fehl. Nicht nur, daß er im Spiel fortwährend große Summen vergeudete — das hätte ſie ihm vielleicht noch in ihrer großen Liebe verziehen — er gab ihr aber auch wohlbegründete Urſache zur Eiferſucht, und das war der empfindlichſte Punkt in ihrem Weſen. Es kam wiederholt zu heftigen Auftritten zwiſchen beiden Gatten; Lauzun, im Bewußtſein ſeiner Abhängigkeit von der Geldbörſe der verliebten Frau, gelobte Beſſerung, hielt ſie aber nicht, und ſo entſchloß ſich denn die enttäuſchte Fürſtin endlich, ſich ganz von dem Treuloſen loszuſagen und die Trennung einzuleiten. Dies geſchah 1685.

Lauzun ging nach England, die Prinzeſſin dagegen zog ſich in die Einſamkeit ihrer Schlöſſer zurück und hat ihren Gemahl nie wieder geſehen. Auch als ihre letzte Stunde nahte, und Lauzun ſie noch einmal zu ſprechen wünſchte, verſagte ſie ihm dieſe Bitte. Die Prinzeſſin ſtarb am 5. März 1693.

Ein auserleſenes Kind des Glücks — wenn Geld und Gut, Reichthum und Rang an ſich als Glück gelten können — blieb die Tochter des Herzogs von Orleans auch noch in ihren alten Tagen: noch im Jahre 1688 fiel ihr durch Erbſchaft das Fürſtenthum Joinville zu. Doch wie gern hätte ſie dies Alles dahin gegeben, wenn ihr dafür ein wenig Herzensglück zu Theil geworden wäre. Es war ihr nicht beſchieden, und ſo ſank mit ihr wohl eine der

Digitized by Google

reichsten Damen, zugleich aber auch eines der ärmsten Menschenkinder ihrer Zeit in die Gruft.

Ludwig's XIV. Bruder, der Herzog von Orleans, wurde ihr Universalerbe, außerdem aber vermachte sie große Summen milden Stiftungen.

In der von der Herzogin von Montpensier hinterlassenen Selbstbiographie findet sich auch eine Beschreibung ihrer eigenen Person, die im Wesentlichsten zum Schlusse hier Platz finden möge:

„Ich bin groß von Gestalt," schreibt sie, „weder dick noch mager, besitze eine hübsche Taille, erfreue mich angenehmer Gesichtszüge und bin auch sonst ziemlich wohlgeformt. Die Arme und Hände sind nicht schön, aber die Haut ist rein und weiß. Ich habe kleine Füße, eine gebogene Nase und blaue, strahlende Augen. Ich spreche gern und viel, hüte mich aber möglichst vor leerem Geschwätz und unschönen Redensarten. Ich gerathe leicht in Zorn und bin eine böse Feindin, die ihre Widersacher zittern machen kann; aber ich habe auch ein gutes Herz. Aller niederen und schwarzen Thaten bin ich unfähig, wie ich auch mehr geneigt bin, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Für gute Bücher habe ich eine besondere Vorliebe, und Verse liebe ich vor Allem."

Der Vorwurf der Selbstüberschätzung kann dieser Kritik nach Allem, was wir von anderer Seite über sie wissen, wahrlich nicht gemacht werden.

Die Römer in Judäa.

Ein Blatt aus der Geſchichte des Volkes Iſrael.

Von

H. Harden.

(Nachdruck verboten.)

Wenn die Geſchichte des Volkes Iſrael überhaupt zu den intereſſanteſten Theilen der allgemeinen Geſchichte gehört, ſo iſt diejenige Epiſode, in der die Römer, die Herren des mächtigſten Weltreiches, in die Geſchicke des Judenvolkes entſcheidend eingriffen, gewiß in jener wieder die feſſelndſte. Hier die Fülle der Macht, welche die Hälfte der bekannten Erde ſich unterwarf — dort das kleine, aber zähe am Althergebrachten hängende, fanatiſche, immer auf's Neue trotzig den Kopf hebende Völkchen, hier weiſe Mäßigung im Bewußtſein der Kraft — dort ein ſchlaues Handeln und Abwarten, ſich Beugen und Wiederaufrichten, das ſind die Gegenſätze, die uns entgegentreten, und die mit einer furchtbaren Kataſtrophe von gewaltiger Tragik endigten.

Schon ſeit Alexander's des Großen Zeit hatten die Juden begonnen, ſich auszubreiten, im ganzen Orient gab es kaum eine große Stadt, in der nicht eine jüdiſche Gemeinde beſtanden hätte, in der Empore Syriens, in An-

tiochia, wie in Alexandria, waren dieſe Gemeinden häufig geradezu beſtimmend für den Charakter der Stadt und an Reichthum, Intelligenz, Gewerbthätigkeit den griechiſchen Gemeinden daſelbſt faſt gleichbedeutend. Freilich beſtanden dieſe Judenkolonien meiſt nur zum geringſten Theil aus wirklichen Söhnen des jüdiſchen Volkes; dem Judenthum wohnte damals noch eine proſelytengewinnende Kraft bei, und die Zahl der Judengenoſſen, das heißt der Heiden, welche ſich zu Jehova bekehrten, wuchs Jahrhunderte lang überall im Orient. Noch zur Zeit des Kaiſers Tiberius trat ſogar ein orientaliſcher Kleinkönig, Iſates von Adiabene, mit ſeiner ganzen Familie zum Judenthum über, und ſelbſt in Rom ſogar fehlte es nicht an überzeugungstreuen Anhängern deſſelben. Beſonders die Frauenwelt zeigte ſich der jüdiſchen Religion geneigt, und es iſt z. B. glaublich überliefert, daß ſelbſt Poppaea Sabina, die Gemahlin des Kaiſers Nero, die Juden ſtark begünſtigte.

Zwiſchen allen jüdiſchen Gemeinden und der heiligen Stätte von Jeruſalem beſtand nun ein unlöslicher Zuſammenhang, der etwa der Macht zu vergleichen iſt, die heute die Kaaba in Mekka auf alle Mohammedaner ausübt. Zions Tempel war und blieb das Palladium der geſammten Judenſchaft, mochte dieſelbe im Weſten den Römern, im äußerſten Oſten den Parthern gehorchen; jedes Mitglied einer Gemeinde hatte jährlich ſeine beſtimmte Tempelabgabe nach Jeruſalem zu ſenden, und dieſe ging häufig pünktlicher ein, als die Steuern des Staates, auch ſollte jedes Mitglied wenigſtens einmal in ſeinem Leben dem Gotte der Väter an dem Ort opfern,

welcher ihm der wohlgefälligſte auf Erden war. Unleugbar liegt etwas Großes in dieſer Zuſammengehörigkeit trotz aller Zerſtreuung, und auch die Römer fühlten dieſe Gewalt und trugen ihr Rechnung, als ſie zuerſt Jeruſalems Boden betraten. Selten iſt von den Machthabern Roms ein erobertes Land ſo milde behandelt worden als Judäa.

Im Jahre 61 v. Chr. eroberte Pompejus, durch innere Zwiſtigkeiten in der Herrſcherfamilie herbeigerufen, Jeruſalem, aber er ließ dem Staat nicht nur ſeine innere Ordnung, ſondern wußte auch einen Aufſtand, der in der Hauptſtadt ausgebrochen war, als einige Jahre ſpäter die unerſättliche Raubgier des Craſſus ſich an die Tempelſchätze gewagt hatte, mit Milde zu dämpfen. Wenn damals Judäa aber immerhin einen nicht unbedeutenden Gebietstheil hatte abtreten müſſen und vor Allem die Verbindung mit dem Meer, die Stadt Joppe, verloren hatte, ſo änderte ſich dies mit einem Schlage, als Julius Cäſar zur Gewalt gelangte. Er gab dem kleinen Staat die abgetreten Landestheile zurück und erlaubte die Wiederherſtellung der geſchleiften Feſtungswerke, ihm verdankte Judäa, daß es in der Perſon des Herodes, „des Großen", wie ihn die Geſchichte genannt hat, einen außergewöhnlich tüchtigen, allerdings auch bis zur Grauſamkeit rückſichtsloſen Regenten erhielt. Das Land gedieh unter ihm in wunderbarer Weiſe, mehr faſt Hellene, als Jude, verwandte er ſeine unerſchöpflichen Einkünfte in ausgiebigſter Weiſe zur Schmückung ſeiner Reſidenz; der koſtbare Ausbau des Tempels, der übrigens gegen den Willen der

Strenggläubigen vollendet wurde, ist sein Werk. Aber sein Reich überdauerte ihn nicht, er selbst theilte es unter seine Söhne, und diese erwiesen sich nicht fähig, die inneren Spaltungen niederzuhalten. Im sechsten Jahre nach Christi Geburt wurde Judäa definitiv römische Provinz.

Wiederum ging die römische Regierung bei dieser Umgestaltung höchst vorsichtig und schonend vor: die innere Verwaltung der Hauptstadt und des großen zu ihr gehörenden Gebiets wurde einem einheimischen Rath der Aeltesten, dem Synedrium, übertragen, dem der Hohepriester vorstand und der so zugleich die höchste geistliche Vertretung der gesammten Judenschaft, auch der im Ausland lebenden, wurde. Ihm überließ man sogar fast die gesammte Rechtspflege, nur zur Vollstreckung von Todesurtheilen bedurfte der Rath der Zustimmung des kaiserlichen Prokurators, des „Landpflegers“. Bis auf das Geringste hinab ging die Schonung der religiösen Gebräuche des Volkes. Bekanntlich waren den Juden Bilder und Bildnisse in jeder Form verboten; man schlug daher sogar die kaiserlichen Münzen für Judäa ganz abweichend von jedem sonstigen Gebrauch ohne das Porträt des Kaisers, und die schwache römische Besatzung in Jerusalem mußte ihre Feldzeichen mit den kaiserlichen Bildnissen außerhalb der Stadt zurücklassen. Als auf einer Expedition gegen Arabien ein größeres Kontingent durch Jerusalem marschiren sollte, wurde aus dem gleichen Bedenken die Marschroute der Truppen geändert, ja, Kaiser Tiberius befahl sogar die Abnahme einiger von seinem Statthalter ihm zu Ehren an der Königsburg aufgehängten Schilde

Digitized by Google

ohne Bildwerk, als er vernahm, daß die jüdischen Heißsporne an denselben Anstoß nahmen. Das Betreten des inneren Tempelraumes blieb jedem Nichtjuden bei Todesstrafe untersagt, besondere Warnungstafeln waren deshalb an den Marmorschranken desselben befestigt. Außerdem machten die Imperatoren dem Heiligthum alljährlich kostbare Geschenke und täglich wurde nach einer kaiserlichen Stiftung in demselben ein Stier und zwei Lämmer dem einigen Gotte der Juden geopfert. Es kann kaum ein toleranteres Regiment gedacht werden, als das der ersten römischen Cäsaren, und das Land blieb im Allgemeinen auch ruhig, obwohl die Bevölkerung nicht nur über den Steuerdruck klagte, sondern die Steuerzahlung an die Römer überhaupt für eine gottlose Verpflichtung hielt.

Ein eigenartiger Zwischenfall störte die Ruhe. In Rom lebte neben vielen anderen, heute würde man sagen „apanagirten" Fürstensöhnen ein Enkel Herodes des Großen, Herodes Agrippa mit Namen, ein junger, ziemlich herunter gekommener Mensch, der wegen seiner liederlichen Lebensweise und seiner Schulden stadtbekannt war. Das Unglück wollte, daß dieser Prinz trotz seiner üblen Eigenschaften ein Günstling des Kronprinzen Gajus und zugleich der Erste war, der demselben die angenehme und hochwillkommene Nachricht von dem Tode des Kaisers Tiberius brachte. Zum Danke dafür verlieh ihm der neue Imperator, gewöhnlich mit seinem Beinamen Caligula genannt, sofort einen Theil des alten Königreichs Judäa, und Herodes Agrippa machte sich wohlgemuth auf den Weg, seine neue Herrschaft anzutreten. Auf dieser Reise

kam er nach Alexandria, wo er zufällig wenige Monate vorher als böswilliger Schuldner unangenehme Affairen erlebt hatte. Als er nun in der egyptischen Empore sich gerade deshalb erst recht im prunkenden Königsstaat, von prächtig gekleideten Trabanten umgeben, öffentlich zeigte, gefiel der spottlustige Pöbel sich darin, den neugebackenen Judenkönig gründlich zu verhöhnen. Die große jüdische Gemeinde nahm Partei, ein Wort gab das andere, aus Worten wurden Thaten, und schließlich entstand ein förmlicher Straßenkampf. Dabei gerieth der aufgereizte Pöbel auf den Gedanken, man müsse die zahlreichen Synagogen sämmtlich zu Tempeln des neuen römischen Kaisers machen, und vor Allem in ihnen die Bildsäulen desselben aufstellen. Die über solche Absicht, die ihr als eine Entweihung schlimmster Art erschien, entsetzte Judenschaft sandte sofort eine Deputation nach Rom, welche um Schutz gegen solche Vergewaltigung bitten sollte. Der Kaiser aber wies die Bittsteller ab und befahl, daß fortan in allen jüdischen Tempeln, auch in dem zu Jerusalem, seine Statue aufzustellen und göttlich zu verehren sei. Jetzt gerieth das Volk von ganz Judäa in Aufruhr und es wäre zum Aeußersten gekommen, wenn nicht plötzlich den Kaiser sein Schicksal erreicht hätte: er fiel im Jahre 41 durch Meuchelmord.

Sein Nachfolger Claudius lenkte sofort wieder in die Bahnen der früheren Regierung ein. Das Edikt über die Aufstellung der Kaiserstatuen in den Tempeln wurde nicht nur zurückgenommen, sondern Claudius stellte sogar den Staat des Herodes fast in seinem ganzen Umfang mit

ziemlich umfassender Selbstständigkeit wieder her und erfüllte damit den lang gehegten Wunsch der Bewohner. Freilich war der neue König — eben jener Herodes Agrippa — nicht ganz der Mann, die Ruder des neuen Staatsschiffes mit sicherer Hand zu führen, er blieb auch als Herrscher der schlechte Wirthschafter und der Lebemann, als der er in Rom bekannt gewesen war, und als er zudem schon früh und plötzlich starb, mußte der römische Staat wohl oder übel die Zügel des Regiments auf's Neue selbst an sich nehmen. Wieder suchte er sich den jüdischen Bürgern durch die äußerste Langmuth zu empfehlen, und jede Verletzung der religiösen Bräuche zu vermeiden. Ein römischer Soldat z. B., der aus Versehen eine jüdische Gebetsrolle in die Hände bekommen und zerrissen hatte, wurde auf die erhobene Klage hin von dem Prokurator sofort zum Tode verurtheilt, und schließlich wurde die Besatzung von Jerusalem sogar fast ausschließlich durch in der Provinz selbst ausgehobene Mannschaften rekrutirt.

Die jüdische Bevölkerung aber konnte und wollte diese Schonung nicht verstehen und nicht würdigen, die Reibereien hörten nicht auf, die Fanatiker benutzten die größten Lächerlichkeiten, um die Volksmassen gegen die römischen Behörden aufzustacheln, einmal kam es zu einem großen Skandal, weil ein römischer Soldat angeblich höhnische Grimassen gegen den Tempel gemacht hatte. Bald wurde der Krieg gegen die Römer fast öffentlich gepredigt, in den unzugänglichen Bergen bildeten sich überall Räuberhorden, in Jerusalem waren die politischen Morde an der

Digitized by Google

Tagesordnung, lange ehe der eigentliche Aufſtand emporloderte.

Da ging der Tempelmeiſter Eleazar ſo weit, das kaiſerliche Opfer, die oben erwähnte Stiftung des Auguſtus, als religionswidrig zu verbieten, ein Befehl, dem ſich die römiſche Beſatzung natürlich widerſetzen mußte. Die Inſurgentenbanden der benachbarten Gebirge, die längſt auf eine Veranlaſſung gelauert hatten, ſtürmten in die Stadt und richteten ein fürchterliches Blutbad an, dem faſt die ganze Garniſon, trotzdem ihr zum Theil freier Abzug zugeſtanden worden war, zum Opfer fiel. Am 6. Auguſt des Jahres 66 waren die Fanatiker Herren von Jeruſalem.

Der Rückſchlag dieſes verhängnißvollen Ereigniſſes konnte nicht ausbleiben. Die römiſche Regierung griff jetzt zu energiſchen Maßregeln. Der Statthalter von Syrien, Ceſtius Gallus, erhielt ſofort Befehl, mit allen verfügbaren Truppen gegen die Inſurgenten zu marſchiren, und bald ſtanden über 40,000 Mann vor Jeruſalem. Die Mauern der Stadt brach der Feldherr, die gewaltigen Werke des Tempels und der herodianiſchen Königsburg aber trotzten allen ſeinen Bemühungen, er mußte ſchließlich ſogar mit Zurücklaſſung des Gepäcks die Belagerung aufgeben, und ſelbſt der ihn erſetzende Veſpaſian, der nachherige Kaiſer, konnte faſt drei Jahre lang den Krieg nicht zur Entſcheidung bringen. Jeruſalem blieb in den Händen der Aufſtändiſchen, in der Stadt ſelbſt aber wüthete ein Schreckensregiment, dem man eigentlich nur noch die Herrſchaft der Kommune in Paris zur Seite ſtellen kann. Die gemäßigten Patrioten wurden von den wüthenden Fana-

tikern sämmtlich erschlagen, alle Gefangenen niedergemacht, und bei Todesstrafe untersagt, die Umgebrachten zu beerdigen, alle Bande der sittlichen Ordnung lösten sich, und in dem allgemeinen Zusammenbruch erstickten auch die wenigen edlen Motive, welche diesem Aufstande ursprünglich vielleicht noch angehaftet hatten.

Die Saat war überreif zur Ernte und der Schnitter blieb nicht aus: der große Sohn des Vespasian, Titus, rückte im Jahre 70 endlich zur Belagerung von Jerusalem heran.

Man muß es den Vertheidigern lassen, sie haben wie Helden gefochten, jeder Einzelne mochte fühlen, daß er von dem Gegner nach Allem, was vorgefallen, kein Erbarmen zu erwarten habe. Titus hatte den rasenden, auf das Aeußerste gebrachten Fanatikern gegenüber einen schweren Kampf, denn, abgesehen von den längst wieder hergestellten äußeren Stadtmauern waren der Tempel, die Königsburg und drei von Herodes herstammende gewaltige Thürme schwer überwindliche militärische Stützpunkte.

So zog sich die Belagerung lange hin, länger vielleicht, als Titus gedacht hatte. Wohl wüthete in der Stadt der Hunger auf das Entsetzlichste, aber mochte das Volk hungern, die rücksichtslosen Vertheidiger fanden immer noch zu leben, und wer nur von Uebergabe zu sprechen wagte, verfiel sicher ihrer erbarmungslosen Rache. Endlich mußte jedoch die überlegene Kriegskunst der Römer siegen; fast genau vier Jahre nach dem ersten Ausbruch des Aufstandes ging am 10. August der Tempel Salomonis mit allen seinen, seit fast einem Jahrtausend darin aufgehäuften

Digitized by Google

Schätzen in Flammen auf, die Burg wurde erstürmt und nun begann ein grausiger, fast einen Monat währender Straßenkampf, in welchem der letzte Widerstand gebrochen wurde. Den ganzen schließlich gefangenen Rest der Vertheidiger, immer noch mehrere Tausend Männer, ließ Titus vor den Thoren an's Kreuz schlagen, wie uns ein jüdischer Ueberläufer, der bekannte Geschichtschreiber Josephus, welcher sich im Lager des Feldherrn befand und bei ihm wohl angeschrieben war, ausdrücklich berichtet. Nur drei der Unglücklichen, fügt der Autor hinzu, habe ihm Titus, nachdem er in ihnen alte Freunde wieder erkannt, vom Kreuz herabzunehmen gestattet. Da dieselben aber bereits einige Stunden gehangen hätten, wäre nur einer von ihnen noch zu erretten gewesen. Es ist dies, beiläufig bemerkt, einer der wenigen Fälle, in denen die Abnahme Lebender vom Kreuz nachgewiesen ist; übrigens darf man sich unter dem „Kreuz" keines unserer traditionellen Kreuze vorstellen, bei solchen Massenhinrichtungen begnügte man sich damit, die Deliquenten einfach an den zusammengebundenen Händen an irgend einem Baum aufzuhängen, bis die Verzerrung der Glieder, die Blutstockung oder Hunger und Durst sie erlösten.

Jerusalem wurde zerstört und niedergebrannt, Weiber und Kinder schleppten die Sieger in die Gefangenschaft, und damit das Rachewerk vollendet würde, sollte die Stadt in Trümmern liegen bleiben für ewige Zeiten. Um jeden Versuch der Neuansiedelung zu verhindern, ließ Titus inmitten der noch rauchenden Ruinen das Standlager der als Garnison von Judäa bestimmten Legion

errichten. Jerusalem hatte aufgehört zu sein, und als Kaiser Hadrian 130 n. Chr. das Legionslager in eine römische Kolonie verwandelte, da wurde selbst das Betreten derselben jedem Juden bei Todesstrafe verboten.

Aber die Römer irrten doch, wenn sie meinten, nun in der Hauptstadt, die zugleich der Glaubensmittelpunkt der ganzen über alle Welt zerstreuten Judenschaft war, diese selbst so getroffen zu haben, daß sie nun Ruhe hielten. Schon fünfzig Jahre nach der Zerstörung Jerusalems loderte auf's Neue in zahlreichen Städten des Orients ein blutiger Judenaufstand auf, dem in Kyrene 220,000, auf Cypern 240,000 Menschen zum Opfer fielen, und wiederum fünfzehn Jahre später entflammte unter Kaiser Hadrian ein jüdischer Priester, Eleazar, die ganze Provinz Judäa zu einer Insurrektion, die nur mit großer Anstrengung und erst nach dreijährigen Kämpfen niedergeschlagen werden konnte.

Auf's Neue mußte die römische Regierung mit voller Schärfe gegen die Provinz vorgehen, diesmal mußte sie in ihrer Gesammtheit büßen, während die allerdings grausame Strafe des Titus nur der Hauptstadt gegolten hatte. Selbst seinen Namen verlor das verödete, verarmte Judäa — seit jener Zeit führt die Provinz die Bezeichnung Syria-Palästina oder nur Palästina. Auch gegen die im weiten römischen Reiche zerstreuten Juden ging man zeitweilig strenger vor, bis sich die Schmiegsamkeit und Beharrlichkeit der Gemeinden allmählig fast überall ihre alten Rechte wieder eroberte.

Blickt man auf die ganze Periode von der ersten Be-

ſetzung Jeruſalems unter Pompejus bis zu der Zerſtörung der Stadt zurück, ſo wird man kaum umhin können, den Römern das Zeugniß auszuſtellen, daß ſie mit aller Sorgfalt verſucht haben, die eigenartige Bevölkerung zu ſchonen. Wohl mag mancher römiſche Beamte ſich Bedrückungen zu Schulden haben kommen laſſen, wohl mag nicht ſelten mehr aus Unkenntniß, als aus böſem Willen gegen die religiöſen Gebräuche des jüdiſchen Volkes gefehlt worden ſein, im Großen und Ganzen bemühte man ſich mit großer Toleranz, daſſelbe nicht zu verletzen. Wenn ſich trotzdem ein dauernd gutes Verhältniß nicht herſtellen ließ, ſo lag die Schuld offenbar an den Hetzereien, dem Fanatismus und der Selbſtüberhebung einzelner Schichten der Bevölkerung, vor Allem an der fanatiſchen Prieſterſchaft, und ſchließlich an dem grundſätzlichen Gegenſatz zwiſchen den Eroberten und den Eroberern, der durch nichts auszugleichen war. So war der Streit unvermeidlich, und daß der Stärkere ſiegen mußte, ließ ſich vorausſehen. Indem Rom aber den Centralpunkt des Judenthums zerſtörte und die Juden über das ganze weite Gebiet des römiſchen Reiches zerſtreute, gab es denſelben gerade die eigenthümliche und einzig daſtehende Stellung, die ſie noch heute unter den Völkern des Erdballs einnehmen.

Die Ahnung des Todes bei den Thieren.

Ein Beitrag zur Thierseelenkunde.

Von

L. Haschert.

(Nachdruck verboten.)

Wir Menschen wissen durch die Erfahrungswissenschaften, daß das Endziel aller irdischen Wesen der durch das schließliche Aufhören des Stoffwechsels und sonach auch der Thätigkeiten der einzelnen Organe bedingte Tod ist. Die unentfliehbare Macht des Todes ist selbst dem rohesten, noch von keinerlei Kultur „beleckten" Naturmenschen wohl bekannt, so daß über dieselbe keinerlei Zweifel besteht.

Dahingegen ist schon viel darüber gestritten worden, ob auch die Thiere eine Vorstellung von dem ihnen bevorstehenden Ende hätten, und während die Einen das Wissen um den Tod für ein ausschließliches Prärogativ des Menschen erklären und versichern, daß das Thier, so verständig und klug es auch sein möge, dennoch den Tod absolut nicht kenne, sind andere Forscher der Ansicht, daß doch manche der höheren Thiere, namentlich Hunde, Affen und Elephanten, und zwar solche, die lange mit Menschen

zuſammen gelebt haben, wenigſtens eine Ahnung von dem Tode beſitzen.

Im Allgemeinen läßt ſich ja nicht leugnen, daß die Thiere, denen das abſtrakte Denken abgeht, die nur in der Gegenwart leben und es zwar zu Anſchauungen und Kombinationen ſolcher, nie aber zur Bildung von Begriffen zu bringen vermögen, auch keine Zukunft ſich vorſtellen können und ſomit auch nichts von einer in der Zukunft liegenden Zerſtörung des Individuums wiſſen.

Die Vögel z. B. lehrt doch ſelbſt der ſo wunderbar entwickelte Inſtinkt der Erhaltung der eigenen Jungen weder den Tod, noch ſeine Folgen kennen. Wenn eines von den beiden jungen Täubchen im Neſt des Taubenhauſes ſtirbt, ſo macht in der Regel weder Vater noch Mutter die geringſte Anſtrengung, um die Ueberlebenden von der Nachbarſchaft der Leiche zu befreien, und ein gleiches Verhalten zeigt ſich bei frei lebenden Vögeln.

„Als wir vor ungefähr einem Monat," erzählt Marquis de Cherville, „zufällig an einer Edeltanne vorüber gingen, auf deren Zweigen ein Finkenneſt war, bemerkten wir, daß der Kopf eines der fünf jungen Vögelchen, die ſich darin befanden, regungslos aus dieſem Neſte heraushing. Am dritten Tage darauf hatte ſich der kleine Kadaver auf den Boden des Neſtes geſenkt und die Ueberlebenden benutzten ihn als Kiſſen, ohne ſich irgend welchen Skrupeln hinzugeben, obgleich die Ausdünſtungen ſchon ſehr bemerkbar waren. Am ſechsten Tage war ein zweiter junger Fink geſtorben, ſei es infolge des verpeſteten Neſtes oder aus einer anderen Urſache, aber ſein Leib blieb in

dem Neſte, ohne daß der Vater oder die Mutter verſuchten, es von dieſem Peſtherde zu befreien, ein Stückchen Arbeit, das durchaus nicht über ihre Kräfte ging."

Anders iſt es aber, wie ſchon hervorgehoben, bei gewiſſen höheren Thieren, und hier laſſen ſich in der That verſchiedene, gut beglaubigte Fälle beibringen, aus denen man entnehmen könnte, daß bei einzelnen Individuen doch zuweilen eine Ahnung vom Tode und ſeiner düſteren Bedeutung vorhanden ſein mag.

Feſtgeſtellt iſt, daß manche Hunde bei dem Tode ihrer Spielgenoſſen oder ihrer Wohlthäter von tiefem Schmerze ergriffen worden, und zahlreiche Beiſpiele verbürgen dieſe Thatſache.

Zwei Hunde, eine alte Dogge und ein Neufundländer, lebten einträchtig zuſammen in einem Schloſſe der Umgegend von Genf. Auf einem ihrer Streifzüge wurde die Dogge von irgend einem Uebel befallen und fiel auf einmal todt nieder. Da ſah man, wie der Neufundländer ſeinen todten Freund nach dem Schloſſe zurückbrachte, in dem Hofe deſſelben ihn niederlegte und dabei Zeichen außerordentlicher Verzweiflung zu erkennen gab.

Ein anderer Fall, deſſen ſich einſt Napoleon auf der Inſel Helena recht lebhaft wieder erinnerte, da derſelbe auf ſein ſonſt ſo hartes Gemüth einen Eindruck gemacht hatte, den er niemals wieder zu beſeitigen vermochte, iſt folgender:

„Eine ſtille Nacht herrſchte rings umher," ſo erzählt Napoleon ſelbſt, „beim hellen Schein des Mondes erblickten wir beim Reiten über das weite Schlachtfeld von Caſtig-

lione einen Hund, der, als er uns witterte, unter den Kleidern eines erſchlagenen Mannes hervorſtürzte, grimmig auf uns zuſprang und dann heulend und winſelnd raſch umkehrte, das Geſicht ſeines getödteten Herrn leckte und mit erneuerter Wuth dann wieder ſich gegen uns wendete. Dieſes arme Thier ſchien zugleich Hilfe und Rache zu fordern. Schreibe man es der augenblicklichen Stimmung, dem Orte, der Stunde oder Handlung zu, ſo viel iſt gewiß, daß nie eines meiner Schlachtfelder einen ähnlichen Eindruck auf mich gemacht hat. Dieſer Mann, dachte ich bei mir ſelbſt, hat vielleicht viele Freunde und liegt hier von Allen verlaſſen, nur nicht von ſeinem treuen Hunde! Welche Lehre gibt uns die Natur durch dieſes Thier! Und wie tief liegt das Geheimniß der menſchlichen Empfindung! Ich hatte ohne Gemüthsunruhe Schlachten angeordnet, die über das Schickſal des Heeres entſcheiden mußten; ich hatte trockenen Auges Bewegungen geleitet, welche viele von uns dem Tode entgegen führten, und hier auf einmal fühlte ich mich bewegt, erſchüttert durch das Winſeln und Heulen eines Hundes!"

In beiden Fällen mochte der Hund die große Veränderung erkannt haben, die dort an ſeinem Freunde, hier an ſeinem Herrn und Wohlthäter ſich vollzogen hatte. Vielleicht ahnte er zugleich das bittere Loos der Trennung, das ihm von da an beſchieden war und wodurch er zu ſo heftigen Ausbrüchen des Schmerzes veranlaßt wurde. Und wie tief und anhaltend der Schmerz über den Verluſt eines geliebten Weſens ein ſolches Thier ergreifen kann, beweist uns auch eine Thatſache aus neueſter Zeit.

Anfangs 1879 meldete man aus dem Städtchen Nidda in Oberheſſen:

„Bald nach der Beerdigung des Bürgermeiſters Kirchhof zu Unterſchmitten fand man, daß in ſeinem Grabeshügel eine anſehnliche Vertiefung entſtanden war. Niemand wußte dafür eine Erklärung zu geben. Bei größerer Aufmerkſamkeit jedoch bemerkte man bald, daß der Jagdhund des Verſtorbenen Abends über die Friedhofmauer ſprang und die Nacht auf dem Grabe ſeines früheren Herrn zubrachte. Das arme Thier nahm keine Nahrung mehr zu ſich, ſo daß es in kurzer Zeit nicht mehr ſo viel Kraft beſaß, noch über die Mauer zu ſpringen. Es blieb daher die Nacht hindurch nur noch vor der Friedhofsthüre liegen und kehrte mit Anbruch des Morgens nach ſeiner Wohnung zurück. Eines Tages fand man den treuen Hund abgemagert und zuſammengekauert in einem Winkel der Scheune liegen — ein Opfer der Treue, der Anhänglichkeit an ſeinen Herrn.“

So rührend dieſes Faktum nun auch iſt, ſo beweist es indeß noch nicht, daß der brave Hund wirklich zu dem Bewußtſein des Todes gelangt war. Gewiß erkannte er, daß mit ſeinem Herrn etwas vorgegangen war, wodurch er von ihm getrennt wurde; der Vorgang ſelbſt aber blieb ihm wohl ein Räthſel, und wir dürfen nicht aus dem Auge laſſen, daß ein derartiger Trennungsſchmerz ebenſo oft bei ſonſt ſehr anhänglichen Hunden ein nur vorübergehender iſt, und daß oft auch bei ſolchen die früheren Freunde bald vergeſſen zu ſein ſcheinen.

H. v. Cherville erzählt einen intereſſanten Fall, der

geeignet iſt, für das Zutreffende obiger Behauptung Zeugniß abzulegen. Vor ſieben Jahren wurde ihm der Tod eines alten Freundes gemeldet, der in Paris als ein talentvoller Maler bekannt war. Am anderen Morgen begab ſich der Verfaſſer nach der Wohnung des verſtorbenen Freundes. Als er durch die nur angelehnte Thüre, durch welche ſich die Frau auf einen Augenblick entfernt hatte, in die ſtille Todtenkammer eintrat, bemerkte er mit Staunen, daß der ſchwarze Pudel des Künſtlers unter das über denſelben gebreitete Tuch gekrochen war und auf deſſen Bruſt ſich gelagert hatte. Nur mit Mühe vermochte er denſelben zu entfernen. Die unterdeſſen eingetretene Frau theilte ihm mit, daß das brave Thier über den Tod ſeines Herrn ganz außer ſich geweſen und die vergangene Nacht fortwährend auf das Bett geſprungen ſei und bald den Körper mit einer wahren Wuth geleckt, bald ſich auf demſelben niedergelegt habe. An dem ſtattfindenden Begräbniß nahm auch der treue Pudel Theil. Mit traurig herabhängendem Kopfe ſchritt er unter dem Leichenwagen bis zur Pforte des Friedhofs. Hier wurde er an einer Leine befeſtigt und einem müßig ſtehenden Burſchen bis zur Rückkehr zur Aufſicht übergeben. Als jedoch der Sarg in's Grab hinabgelaſſen worden und zum Theil ſchon mit Erde und Steinen bedeckt war, erſchien auf einmal der Hund, der ſich losgeriſſen hatte, und ſtürzte ſich in's Grab hinab, um auch hier bei ſeinem Herrn zu bleiben. Es bedurfte großer Anſtrengungen, um das Thier wieder heraus zu bringen.

Digitized by Google

Die Freunde des verstorbenen Künstlers hatten beschlossen, auf seinem Grabe ein kleines Denkmal errichten zu lassen. Als einige von ihnen sich nach dem Friedhofe begaben, um das Monument in Augenschein zu nehmen, hatten sie nicht unterlassen, auch den alten treuen Pudel mitzunehmen. Und siehe da, kaum waren seit dem Begräbniß wenige Wochen verflossen, und der Hund schien auch nicht die mindeste Erinnerung an jene ihm so trübe Stunde mehr zu besitzen: er beroch den Rasen, unter dem sein früherer Freund ruhte, mit derselben Gleichgiltigkeit, wie den auf den benachbarten Gräbern; er hatte ihn und seinen Tod vergessen!

Sollte man versucht sein, noch auf den Elephanten hinzuweisen, so geben wir gern zu, daß er eines der intelligentesten Thiere ist und bei dem hohen Alter, welches er erreichen kann, mitunter zu Erfahrungen und deren Nutzanwendungen gelangt, deren die übrigen Thiere nicht fähig sind. Dennoch ist auch beim Elephanten höchst zweifelhaft, ob er eine Vorstellung vom Tode hat. Der in den vierziger Jahren im Regents-Park in London toll gewordene und erschossene Elephant sollte zuerst mit einer Orange vergiftet werden; er erkrankte, erholte sich aber bald wieder, weil die Dosis zu gering gewesen war. Man suchte daher in einer zweiten Orange ihm eine hinreichende Dosis beizubringen; er nahm sie aber nicht und fraß überhaupt keine Orange mehr, ohne sie erst hin und her gerollt und vielfach berochen zu haben. Mochte er auch zur Zeit der heftigsten Schmerzen mit Todes-

ſchauern erfüllt ſein, ſo erinnerte ihn der Anblick der ſpäteren Orangen doch jedenfalls nur an die durch die erſte erzeugten Schmerzen und nicht an den Tod ſelbſt.

Wir ſehen alſo, daß ſelbſt bei den klügſten und verſtändigſten Thieren von einer wirklichen Kenntniß des Todes nicht die Rede ſein kann, ſondern höchſtens von einer Ahnung deſſelben in gewiſſen Fällen, wie das bei dem Mangel abſtrakter Begriffe auch nicht anders möglich iſt.

Wir Menſchen wiſſen ja, daß keiner von uns dieſem Geſchick entgehen kann, ebenſo wie wir wiſſen, daß wir ſchon vor der Zeit freiwillig ſowohl dem eigenen Leben wie dem Anderer ein Ende bereiten können. Wir Menſchen wiſſen auch, daß alle Thiere, die uns umgeben, in Kurzem nicht mehr da ſein und durch andere erſetzt ſein werden; daß das grünende Gewand der Erde mit ſeinem tauſendfältigen Blüthenſchmuck endlich welkt und in Verweſung übergeht; daß ſogar die Geſteine und Felſen, die majeſtätiſch bis zu den Wolken emporragen, allmählig verwittern und zerbröckeln, bis ſie endlich nach langen Zeitläuften verſchwunden und dem übrigen Erdboden gleich ſein werden. Das Alles iſt uns klar und deutlich wie das Eine, daß eine Zeit kommt, wo auch das unruhige Herz, das in unſerer Bruſt hämmert und pocht, ſtill ſtehen und ſich auflöſen wird in ſeine unorganiſchen Beſtandtheile. Das Alles wiſſen wir und darum haben wir, aber auch nur wir Menſchen, eine klare Erkenntniß des Todes. Und dieſes dürfte vielleicht der größte Unterſchied ſein, der uns vom Thiere trennt.

Digitized by Google

Bedenken wir doch auch nur, wie viel Jahre selbst der Mensch braucht, bevor derselbe in seiner Entwickelung so weit vorgeschritten ist, um sich voll und klar bewußt zu sein, was der Tod zu bedeuten habe. Ein Kind von 4 Jahren hat noch keine Ahnung davon; und meint man, daß ein Kind von 6 bis 7 Jahren, das doch bis dahin schon so viel erfahren und gelernt hat, wirklich den Tod schon kenne, wenn es seine kleinen Gespielen zu sich winkt und ihnen leise anvertraut, welch' schönes Kleid man dem todten Schwesterchen angezogen habe und wie es mit den schönsten Blumen geschmückt worden sei? Erst das Schließen, dann das Einsenken des Sarges in die Gruft, und endlich das Hinabrollen der Erdschollen erzeugen in dem zarten Gemüth die ersten unverwischbaren Eindrücke von dem Nimmerwiedersehen der Geliebten, von dem Schrecken des Todes.

Sehen wir uns nun einerseits nach alledem genöthigt, auch den höchst entwickelten Thieren den wirklichen Begriff des Todes abzusprechen, so können wir andererseits nicht umhin anzunehmen, daß die höher entwickelten Arten ein deutliches Vorgefühl, eine Ahnung des Todes haben, eine heftige Empfindung, die sie dicht vor dem Tode oder im Momente des Sterbens ergreift.

Wer sollte noch nicht bemerkt haben, wie bisweilen Kühe plötzlich am ganzen Körper zu zittern beginnen, sobald sie in den Schlachthof des Fleischers geführt werden, obgleich sie vorher ganz arglos und geduldig ihrem Führer gefolgt waren? Oder wie das von der Katze ertappte Mäuschen ängstlich zittert und das kleine Herz des aus

den Klauen ſeiner Feindin geretteten Vogels in der heftigſten Erregung an ſeine Bruſtwand ſchlägt?

Ein Paar noch junge Tauben flogen alle Tage durch das offenſtehende Küchenfenſter in die Küche, um hier die ihnen reichlich dargebotenen Brod- und Semmelkrumen aufzuleſen. Bei dieſer Koſt hatten ſich die Thierchen natürlich körperlich recht gut entwickelt und waren groß und fett geworden. Eines Tages ergriff die Hausfrau die zuerſt zu ihr in die Küche gekommene Taube, um ſich daraus einen Braten zuzubereiten. Eben hatte ſie derſelben den Kopf abgeſchnitten, als auch die andere Taube herbei geflogen kam. Allein kaum hatte ſie das Schlachtfeld überblickt und geſehen, was mit ihrem blutenden Kameraden geſchehen war, als ſie auch flugs davon eilte und ſich von dieſer Stunde an niemals wieder am Küchenfenſter erblicken ließ.

Dieſes Thierchen beſaß jedenfalls keinen Begriff vom Tode, weder aus eigener Erfahrung noch durch Belehrung; der Anblick ſeines getödteten, blutenden, kopfloſen Genoſſen flößte ihm aber einen Schrecken ein, der es aller in der Küche empfangenen Gaben auf einmal vergeſſen ließ.

Laſſen wir uns noch einen Fall erzählen, der unſere volle Aufmerkſamkeit verdient.

„In meinen Erinnerungen," ſagt H. v. Fourei, „habe ich eine Beobachtung aufbewahrt, die mir viel zu denken gegeben hat. Es wurde mir einſt bei der Eröffnung der Jagd ein männlicher Hund engliſcher Raſſe anvertraut, der ſehr gut zur Pirſchjagd abgerichtet war, ſonſt aber außer ſeinem Jagdhandwerk weder irgend eine Geſchicklichkeit,

noch einen geſchmeidigen Charakter beſaß. Er folgte dem Gewehr ohne Zaudern und verſah ſeinen Dienſt ganz korrekt.

Die am hohen Mittag eintretende Wärme, ſowie die eigene Ermüdung luden mich zur Ruhe ein. Ich ſtreckte mich der Länge nach auf den Raſen, ſchloß die Augen und verſuchte ein wenig zu ſchlummern. Bald aber begann der Hund unruhig zu werden, und nachdem er ein Weilchen gewinſelt und rings um mich herum gelaufen war, ſtieg er auf meinen Rücken und legte ſich dort nieder. Ich fühle noch ſeine dicken Pfoten, die über meine Hüfte herab hingen und die er zuſammen zu halten ſuchte, um mich ganz und gar zu bedecken.

Was wollte er? Mich jedenfalls erwärmen. Warum? Weil ich mit geſchloſſenen Augen ausgeſtreckt auf dem Boden lag. Nun aber iſt der Schlaf das Bild des Todes; der Hund hatte beide mit einander verwechſelt. So viel aber war ſicher, er hatte eine Ahnung, eine dunkle Vorſtellung von dem Tode, da er die Erſtarrung kannte, die jenen begleitet."

Dieſer Beobachtung reiht ſich die allen Jägern wohlbekannte Thatſache an, daß kluge Jagdhunde alle Zeichen größter Angſt gewahren laſſen, ſobald man das Gewehr auf ſie anlegt.

Faſſen wir daher die Summe der aus obigen Beobachtungen hervorgehenden Erfahrungen in einen Satz zuſammen, ſo kommen wir zu dem Schluſſe, daß den Thieren, ſo klug ſie auch immer ſein mögen, die deutliche Erkenntniß des Todes abgeht, daß dagegen ein untrügliches Gefühl, eine Ahnung deſſelben in ihnen lebt.

Digitized by Google

Die Letzten ihres Stammes.

Skizze aus der deutschen Ritterzeit.

Von

Florian Greif.

(Nachdruck verboten.)

Zu Anfang des 10. Jahrhunderts war die Altenburg zu Bamberg, von der heute nur noch wenige Ueberreste vorhanden sind, der Wohnsitz eines berühmten, tapferen Rittergeschlechtes, der Grafen v. Babenberg, die ausgedehnte Besitzthümer und einen mächtigen Einfluß besaßen. „Die Säulen des Reiches" und „des Kaisers Mitarbeiter" wurden sie genannt, und wer von den Marken Ungarns und Böhmens bis an die burgundischen und französischen Grenzen ritt, fand kein mächtigeres Haus weit und breit, als die Babenberger.

Gemäß der damals durchgeführten Eintheilung des Landes in Gaue, deren jedem ein vom Kaiser ernannter und von ihm absetzbarer Graf als oberster militärischer, richterlicher und Verwaltungsbeamter vorstand, waren auch die drei, zu Anfang des 10. Jahrhunderts lebenden Babenberger in den fränkischen Landen am Main und Rhein solche Gaugrafen. Ihr Vater, der Markgraf Heinrich, war 886 im Kampfe gegen die Normannen vor Paris

gefallen. Der älteste der drei Brüder, Adalbert, war Gaugraf in Tullifelde, im buchonischen und im eigentlichen Grabfelde, im Saalgau und wahrscheinlich auch in einem Theile des Volkfeldes. Seine beiden Brüder hießen Adelhard und Heinrich.

Nun gab es aber in derselben Gegend Frankens noch ein zweites erlauchtes Geschlecht, das sich zu hoher Stellung emporgeschwungen hatte, das der Konradiner, welche Gaugrafen im Lahngau, im Oberrheingau, in der Wetterau und in Hessen waren und außerdem Reichslehen im Spessart hatten. Diese beiden Geschlechter waren gegenseitig sehr eifersüchtig auf ihre Macht und suchten sich dieselbe, wo sie nur konnten, streitig zu machen. Ganz besonders wurde diese Feindschaft durch den Bischof Rudolph von Würzburg genährt, dessen Bisthum zum Theil an die Gaue der Babenberger grenzte und der kraft seiner ihm vom Kaiser verliehenen Würde als ein den Grafen gleichberechtigtes Organ der Reichsregierung auftrat. Bischof Rudolph war ein Sprößling der Konradiner und hatte noch drei Brüder: Konrad, Gebhard und Eberhard.

Die öffentlichen Zustände des Reiches lagen damals sehr im Argen. Auf dem Königsthrone saß seit dem Jahre 900 der unmündige Ludwig, genannt das Kind, der gar nicht im Stande war, die Zügel der Regierung zu führen und die ganze Leitung der Staatsgeschäfte dem Bischof Hatto von Mainz überließ, während unaufhörliche Fehden der Vasallen das Land beunruhigten, allenthalben Zuchtlosigkeit und Unsicherheit herrschten und ungestraft die gröbsten Gewaltthaten verübt wurden.

Digitized by Google

Unter ſolchen Umſtänden fand auch der Zwiſt, der zwiſchen den Babenbergern und Konradinern entglommen war, Nahrung, um bald zu hellen Flammen aufzuſchlagen und einen Brand zu verurſachen, der verzehrend immer weiter um ſich greifen, ſogar die deutſche Krone mit in ſein Bereich ziehen und endlich den drei Babenbergern ſelbſt Verderben bringen ſollte.

Es war an einem heiteren Herbſtabende des Jahres 902, als die Letztgenannten auf ihrer Stammveſte im lebhaften Geſpräche bei einander ſaßen. Ernſte Pläne hatten ſie, die ſonſt an verſchiedenen Orten Frankens hausten, heute hierher zuſammen geführt. Durch die hohen Bogenfenſter des Burggemaches erſchloß ſich ein weiter Ausblick auf das romantiſche Frankenland, das im Glanze der eben untergehenden Sonne ſich gar lieblich ausbreitete. Aber die Ritter zeigten heute keinen Sinn für ſolche Betrachtungen.

„Das müßt Ihr einſehen, liebe Brüder," ſagte Adalbert, der älteſte der Brüder, der mit ſeinem mächtigen dunklen Bart und den wettergebräunten feſten Zügen einen gar gebieteriſchen Eindruck machte, „ſo kann es nicht fortgehen, wenn wir nicht ſchließlich ganz bei Seite gedrückt werden ſollen, wie unreife Buben. Die Konradiner werden alle Tage übermüthiger und anmaßender. Wir müſſen ihnen endlich zeigen, daß wir noch Kraft genug beſitzen, ihre Uebergriffe zurück zu weiſen. Auf Gaugraf Egino's Beiſtand können wir uns zudem verlaſſen, er iſt uns ſtets ein treuer Freund geweſen."

Die beiden jüngeren Babenberger, Adelhard und Heinrich, ſonſt ebenſo wie ihr Bruder voll ungezügelter Thaten-

Digitized by Google

luſt und Entſchloſſenheit, verhielten ſich heute doch etwas nachdenklich.

„Ich bin ganz mit Dir einverſtanden," ſagte der Erſtere, „dem Uebermuth der Konradiner muß Einhalt geboten werden, und das bald und nachdrücklich; aber ob jetzt gerade der Zeitpunkt günſtig iſt, ſcheint mir zweifelhaft. Bangt mir auch ganz und gar nicht davor, mich mit ihnen zu meſſen, ſo gilt es doch, die rechte Gelegenheit abzupaſſen; das iſt oft ſchon halb gewonnen!"

„Ach was, rechte Gelegenheit!" warf Adalbert dazwiſchen, „eine beſſere wie jetzt brauchen wir nicht. Drüben im Volkfelde, auf der linken Seite des Mains, liegen ſie mit ihren Mannen, als warteten ſie ſchier auf uns. Steht Ihr zu mir, ſo haben wir in vier bis fünf Tagen einen ſo ſtarken Haufen Kriegsvolk zuſammen, daß ſie bald Reſpekt vor uns bekommen ſollen. Warum alſo noch zaudern?"

„Ich weiß nicht," ließ ſich jetzt der jüngſte der Brüder, Heinrich mit Namen, vernehmen, deſſen blonde Lockenfülle mit dem blaſſen, etwas träumeriſchen Geſichte trefflich harmonirte, „mich warnt etwas, und mir iſt es, als wenn eine unſichtbare Hand mir winke, von dem Unternehmen zurück zu bleiben."

„Himmel und Hölle!" fuhr Adalbert auf, „bleib' mir mit Deinen Ahnungen vom Halſe! Laß einmal dieſe Träumereien und betrachte die Sache mit klaren Augen! Handeln iſt jetzt unſere Aufgabe, mannhaft vorgehen und dreinſchlagen; nur das kann uns helfen und damit wollen wir unnöthiger Weiſe nicht länger zögern!"

Digitized by Google

„Es hat Vieles für ſich, was Du da ſagſt," nahm der Zweite wieder das Wort, „ich bin auch kein Freund von langem Beſinnen; aber ſo ſchnell, wie Du meinſt, Adalbert, geht's doch nicht. Ein Kriegsvolk, das tüchtig eingeübt iſt, und auf das wir uns verlaſſen können, iſt doch ſo raſch nicht auf die Beine gebracht, und außerdem müſſen wir dem Feinde doch auch vorher Abſage thun."

„Das laß beides meine Sorge ſein," beſchwichtigte der Aeltere wieder, „für die Mannen bürge ich Dir, es iſt Alles ſchon vorbereitet und bedarf nur des entſcheidenden Winkes; was aber den Fehdebrief anlangt, der Dir ſo wichtig ſcheint, ſo werden wir ihn ſchreiben, oder auch nicht ſchreiben; wer kehrt ſich heute noch viel an ſolche Formen, die immer mehr abkommen."

Adalbert ſprach noch eine ziemliche Weile in dieſem Sinne und hatte auf jeden Einwurf der Brüder eine Entgegnung, die ihre Bedenken niederſchlug. Adelhard war denn auch bald für den Plan gewonnen und nur Heinrich, der Jüngſte, konnte ſich lange nicht entſchließen. Endlich aber fügte auch er ſich dem Zureden der Brüder, und ſo trennten ſich die Babenberger mit dem Entſchluſſe, ſo bald als möglich zum Kampfe zu rüſten und gegen die Konradiner in's Feld zu ziehen.

Sie waren eben echte Sprößlinge ihrer Zeit, aufgewachſen unter den Standesvorurtheilen ihres Geſchlechts, erzogen in dem Grundſatz, daß die ſtärkere Fauſt immer Recht habe, und daß man einer ſo ohnmächtigen Staatsgewalt gegenüber, wie der des Königs Ludwig, auf Selbſthilfe angewieſen ſei. So, aus der Zeit und ihren Ver-

hältniſſen heraus, muß ihre Handlungsweiſe milder beurtheilt werden, als ſie ſonſt erſcheinen würde.

Wie Adalbert vorher geſagt hatte, nahm es in der That nur wenige Tage in Anſpruch, die nöthigen Söldnerſchaaren zuſammen zu bringen, da es an Leuten, die den Krieg zum Handwerk machten, damals nicht fehlte; auch Freund Egino, der benachbarte Gaugraf, ſtieß mit einem ſtarken Haufen Bewaffneter zu den Babenbergern, und ſo fielen die Verbündeten, ohne einen beſonderen Fehdebrief erlaſſen zu haben, von der Veſte Babenberg aus in das angrenzende Volkfeld ein, wo die Gegner noch immer ihren Standort hatten.

Es kam zu einem blutigen Treffen; aber die Konradiner hielten mannhaft Stand, trotzten dem Anſturm der Feinde, und erſt die hereinbrechende Nacht machte der Schlacht ein Ende. Nun ſammelte ſich auf beiden Seiten, was zuſammen gehörte und da ward nach gar Manchem vergeblich gefragt und geforſcht. Viele lagen todt oder verwundet auf dem Kampfplatz. Auch Heinrich und Adelhard fehlten. Den jüngſten der Babenberger hatten ſeine düſteren Ahnungen nicht betrogen, als man das Feld abſuchte, fand man, mit zahlreichen Wunden bedeckt, nur ſeine Leiche.

Adelhard dagegen hatte das Unglück in anderer Weiſe getroffen — er war in Gefangenſchaft gerathen.

Allein auch auf Seiten der Konradiner hatte der Kampf übel gehaust. So mancher Tapfere hatte den Sieg mit ſeinem Leben bezahlt, und als man die Uebriggebliebenen muſterte, fehlte einer der Anführer. Es war Eberhard,

den man alsbald ſchwer verwundet unter den Reihen der Gefallenen fand. Den Tod im Herzen, wurde er zu den Seinigen getragen, Alles geſchah, um ihm das Leben zu erhalten, allein umſonſt, ſchon nach wenigen Tagen erlag er den tödtlichen Wunden, die er empfangen hatte.

Dieſes Ereigniß ſollte verhängnißvoll werden. In der Erwartung, eine ſtandeswürdige Behandlung zu genießen und nach Sitte und Herkommen gegen ein angemeſſenes Löſegeld bald die Freiheit wieder zu erlangen, hatte Adelhard v. Babenberg ſich den Siegern als Gefangener ergeben. Er ſollte ſich bitter enttäuſcht ſehen. Sobald die Konradiner gewahrten, daß einer der Ihren ein Opfer des Ueberfalles geworden, erfaßte ſie ein heftiger Groll gegen die Urheber, und alle Rückſicht bei Seite ſetzend, ließen ſie an dem in ihre Gewalt gerathenen Babenberger ihre Rache aus. Die Konradiner ſetzten aus den um ſie verſammelten Grafen und Herren einen Gerichtshof zuſammen, der den Gefangenen für einen Landfriedensbrecher erklärte und zum Tode durch das Schwert verurtheilte. Das war damals die auf nicht geſühnten Landfriedensbruch ſtehende Strafe. Schon am folgenden Tage ward dieſelbe an dem Babenberger vollzogen. Der Verurtheilte mußte es dabei noch als eine Bevorzugung ſeines erlauchten Standes betrachten, daß er nicht den Händen des Henkers überliefert wurde, ſondern daß ſeine Richter ſelbſt das Schwert zogen und ihn erſtachen.

So endete dieſer Ueberfall. Adalbert blieb allein als Rächer ſeiner getödteten Brüder übrig, und ſein Ingrimm gegen die Konradiner ward um ſo glühender, als bald

nachher auch noch die Konfiskation der Güter Adelhard's und Heinrich's ausgesprochen wurde. Nur kurze Zeit gönnte er sich, um die entstandene Lücke in seinen Streitkräften auszufüllen, dann griff er auf's Neue zu den Waffen, auch diesmal unterstützt von dem Gaugrafen Egino.

Die Verbündeten rückten zuerst siegreich vor und bedrohten namentlich die an Adalbert's Grafschaften angrenzenden Gebiete Wetterau und Hessen. Der Babenberger suchte diesmal den Gegnern, die sich in zwei Heerhaufen getrennt hatten, mit einer List beizukommen, die ihm auch gelang. Er gab sich nämlich den Anschein, als richte sich sein Zug gegen Gebhard, der in der Wetterau Posto gefaßt hatte; plötzlich aber wandte er sich ab und warf sich mit größter Schnelligkeit auf Konrad, der mit drei Heereshaufen bei Fritzlar in Hessen stand und sich dieses Ueberfalls gar nicht versehen hatte. In der Bestürzung über diese unerwartete Wendung ergriffen zwei Haufen sofort die Flucht, mit dem dritten aber stürzte Konrad auf Adalbert los. Doch schon beim ersten Anlaufe wurde Konrad verwundet, er verband sich selbst nothdürftig und kämpfte weiter, unabläßig die Seinen zur Ausdauer anfeuernd; allein auf allen Seiten hieben die Gegner auf ihn ein, bis er zum Tode getroffen niedersank. Adalbert behielt die Oberhand, verwüstete drei Tage lang die ganze Gegend, was damals ein Sieger als sein selbstverständliches Vorrecht betrachtete, und zog dann reich mit Beute beladen nach seiner Veste Babenberg zurück.

Nun aber trat eine Wendung von tiefgreifender Bedeutung ein. Diese traurigen Ereigniße bestimmten endlich

den jungen König Ludwig, von Reichswegen einzuſchreiten, um der ſchrecklichen Fehde ein Ende zu machen. Er ſchrieb im Sommer 906 einen Reichstag nach Trebur aus, und Adalbert v. Babenberg wurde vorgeladen, um ſich wegen ſeiner Handlungen zu verantworten.

Der Babenberger jedoch zog es vor, dem Rufe nicht Folge zu leiſten, denn er wußte, daß der König auf Seite ſeiner Gegner ſtand. Er erſchien nicht, und dieſer offene Ungehorſam gegen das königliche Gebot ſollte verhängnißvoll für ihn werden, denn dadurch verfiel er rechtsordnungsmäßig der Acht. Zu deren Vollzug wurde denn auch ſogleich ein ſtarkes Heer aufgeboten und gegen den Ungehorſamen ausgeſchickt.

Adalbert hatte inzwiſchen ſeine Veſte Babenberg, die ihm nicht ſicher genug ſchien, verlaſſen und ſich in die Burg Theres, zwei Meilen mainaufwärts von Schweinfurt, geworfen, wo ihn alsbald der König mit ſeinem Heere einſchloß und belagerte. Seine Lage wurde bald hoffnungslos. Nicht allein, daß das königliche Heer ihm weit überlegen war, er hatte auch noch das Unglück, daß ſein bisheriger treueſter Bundesgenoſſe Egino, als er die ernſte Wendung der Dinge ſah, ihm treulos den Rücken kehrte und ſeinen Frieden mit dem Reiche machte.

Eine Zeit lang ſuchte Adalbert auch dieſen bitteren Erfahrungen Trotz zu bieten. Allmählig aber begann ihm doch der Muth zu ſinken. Die Belagerung zog ſich in die Länge, ohne daß er hoffen durfte, noch auf die Dauer Widerſtand zu bieten.

Da wurde er eines Morgens durch einen ganz un-

Digitized by Google

erwarteten Beſuch überraſcht. Ein Herold aus dem feindlichen Lager, durch eine weiße Fahne als Parlamentär gekennzeichnet, erſchien vor dem Hauptthore der Burg und verkündete, daß einer der Räthe des Königs mit dem Grafen v. Babenberg zu ſprechen begehre. Adalbert war nicht wenig überraſcht. Begierig, welche Kundgebung ihm da werden würde, ließ er die Pforte öffnen und den hohen Herrn eintreten. Es war in der That einer der vertrauteſten Rathgeber des Königs.

Mit der Verſicherung, daß er nicht als Abgeſandter, ſondern nur aus eigenem Antriebe hier erſcheine, und daß ihn lediglich aufrichtige Theilnahme für den Babenberger und der Wunſch, Frieden zu ſtiften, zu dieſem Gange bewogen habe, trat er vor Adalbert und ward von dieſem mit allen ihm gebührenden Ehren aufgenommen.

„Ich komme," ſagte er zu dem Grafen, „um Euch den wohlgemeinten Rath zu ertheilen, Euren Trotz gegen das Reichsoberhaupt fallen zu laſſen und Euch in Gehorſam zu unterwerfen. Zwei Eurer Brüder haben bereits den Widerſtand mit dem Leben büßen müſſen, wollt Ihr auch das Eure auf das Spiel ſetzen?"

„Darüber ließe ſich reden," entgegnete Adalbert, „und ich wäre nicht abgeneigt, auf Unterhandlungen einzugehen, wenn Ihr mir Bedingungen vom Könige überbrächtet, die es mir ermöglichen, dieſen Schritt zu thun, ohne meine Ehre zu ſchädigen und etwas von meinen Standesrechten zu verlieren."

„Dies, Herr Graf," gab Jener zurück, „bin ich freilich nicht im Stande, denn dazu ward mir keine Ermäch-

tigung. Aber Eines weiß ich bestimmt: der König läßt in dieser Angelegenheit durch keinen Dritten mit sich verhandeln, Seine Majestät wollen Euch selbst vor sich sehen und mit Euch persönlich sprechen. Dazu hat Ludwig gewiß das vollste Recht. Aber verlaßt Euch auf mich, ich werde Euch begleiten und Fürsprache einlegen, daß Euch der König ein gnädiger Herr und Gebieter ist."

Adalbert überlegte eine Weile. Das Aussehen des königlichen Rathes, der lauernde Blick seiner Augen, die Unruhe in seinem ganzen Wesen flößten ihm wenig Vertrauen ein. Allein seine Lage war eine hoffnungslose; was blieb ihm übrig?

„Meinen Dank für das freundliche Entgegenkommen, Herr Rath!" sagte er, „wer aber bürgt mir, daß Euer Wort beim Könige Gehör finde und unsere Verständigung zur That wird? Und wer gibt mir die Sicherheit, daß ich ungefährdet wieder zurückkehren kann, falls wir uns nicht vereinigen sollten?"

Jener besann sich keinen Augenblick. „Ob Seine Majestät Euch Alles zugestehen wird, was Ihr von ihm begehrt, das kann ich freilich voraus nicht wissen, aber das schwöre ich Euch, daß ich Euch ebenso unverletzt und wohlbehalten, wie Ihr mit mir jetzt die Burg verlasset, auch wieder in dieselbe zurückführen werde."

„Wohlan," erwiederte Adalbert, „dann gehe ich mit Euch! Laßt uns noch ein kleines Mahl einnehmen und uns dann auf den Weg machen."

„Nicht doch," gab der königliche Rath zurück, „es wird

beſſer ſein, wir verzichten auf das Mahl und eilen, die Sache zum Abſchluß zu bringen."

„Auch das, wenn es Euch ſo beſſer gefällt," antwortete der Babenberger und ſchickte ſich ſogleich an, ſeinem Begleiter zu folgen.

Kaum aber hatten Beide die Burg hinter ſich und waren in's Freie gelangt, als der Rath ſtehen blieb und ſich zu dem Grafen wandte. „Es wäre doch beſſer geweſen," ſagte er, „ich hätte Euer freundliches Anerbieten, einen Imbiß einzunehmen, angenommen, denn ich fühle eben, daß ich vor dem beſchwerlichen Wege einer Stärkung dringend bedarf."

„Gewiß," entgegnete Adalbert, „dann kehren wir einfach um und ſpeiſen, ehe wir unſeren Weg antreten!"

Und ſo geſchah es. Auf demſelben Wege, den ſie gekommen, gingen Beide in die Burg zurück, ſetzten ſich zum Mahle und begaben ſich dann erſt in's königliche Lager hinab.

Ein eigenthümlicher Lärm und Zuſammenlauf entſtand, als man den geächteten Grafen an der Seite des königlichen Rathes daher kommen ſah. „Das gibt ein Unglück!" hörte man ſagen, und Leute aus der nächſten Umgebung des Königs wollten vernommen haben, wie derſelbe Rath, der eben daher kam, Tags vorher zu Ludwig geäußert hatte: „Ich werde den Babenberger bringen, ſorget Ihr, daß er nicht wieder heimkehrt!"

Was nun geſchah, ſtand wenigſtens im vollen Einklang damit. König Ludwig ließ den Grafen gar nicht vor ſein Angeſicht, ſondern behandelte ihn von Anbeginn wie ſeinen

Digitized by Google

Gefangenen. Aber noch mehr! Sofort berief er aus den Fürſten und Edlen ſeines Lagers einen Rath und ließ ſie zu Gericht ſitzen. „Ihr Alle," ſprach er zu ihnen, „wißt, wie viel Blutvergießen der Babenberger ſeit Jahren angerichtet, wie ſehr er gegen das Fehderecht gehandelt und ſelbſt den Ruf, vor König und Reich zu erſcheinen, mißachtet hat. Entſcheidet, welch' ein Lohn ſolchen Thaten gebührt."

Da gab es keinen Zweifel. Nach kurzer Berathung erklärten die Richter den Grafen des Hochverraths für ſchuldig und erklärten, daß er ſein Leben verwirkt habe. Er wurde zum Tode durch das Schwert verurtheilt.

Würdig und gefaßt ließ Adalbert dieſen harten Spruch über ſich ergehen. Er proteſtirte zwar gegen den an ihm verübten ſchändlichen Verrath, allein was half ihm das? Als er nun am 9. September 906 gebunden zur Richtſtätte geführt wurde und den Mann erblickte, der ſo ſchnöde an ihm zum Verräther geworden war, rief er ihm zu: „Ich ſterbe, aber mein Fluch treffe Euch, denn Ihr ſeid ein Meineidiger." Jener aber entgegnete voll Gemüthsruhe: „Ihr irrt, denn ich habe nur gelobt, Euch unverletzt aus der Burg heraus und wieder hinein zu führen, und das iſt geſchehen, als wir zum Mahle gingen."

Jetzt erſt erkannte Adalbert, wie arglos er in das Netz gegangen war.

Mit Adalbert fiel der Letzte ſeines Stammes. Sein Geſchlecht, der berühmteſten eines, ſtarb aus; ſeine Güter und Grafſchaften waren verwirkt. Von Nachkommen iſt nichts bekannt. Das Volk aber trauerte um den Tod

Digitized by Google

des Kämpen, deſſen Tapferkeit ein rühmlicheres Ende verdient zu haben ſchien.

Seinen Verräther ſoll, den Chroniken zufolge, bald nachher der Blitz erſchlagen haben. König Ludwig, der in der Sache wohl mehr als willenloſes Werkzeug der Konradiner, denn aus eigenem Antrieb gehandelt hatte, überlebte den Untergang der Babenberger nicht lange; unvermählt ſtarb er, erſt 18 Jahre alt, bereits 911 und mit ihm erloſch der karolingiſche Stamm in Deutſchland.

Die Fälſcher und ihre Kunſtgriffe.

Ein Bild aus der modernen Induſtrie.

Von

H. Berka.

(Nachdruck verboten.)

Auf der Pariſer Weltausſtellung im Jahre 1867 erregte eine männliche Büſte von ausgezeichneter Arbeit die höchſte Aufmerkſamkeit der Beſucher. Alle Kunſtkenner, und vor Allem der glückliche Beſitzer, der dies ſeltene Stück perſönlich in Italien aufgefunden hatte, ſtimmten darin überein, daß man ein Werk der edelſten Renaiſſance, wahrſcheinlich von einem der erſten Florentiner Meiſter gefertigt, vor ſich habe. Schließlich kaufte der franzöſiſche Staat die Büſte für die hohe Summe von circa 14,000

Franken und wies ihr einen hervorragenden Platz unter den Sammlungen des Louvre an, wo sich Hunderte und Tausende herandrängten, um das herrliche Kunstwerk zu bewundern. Da meldete sich plötzlich ein vorher ganz unbekannter italienischer Bildhauer und erklärte zum großen Schrecken der „Kunstkenner", daß er der Verfertiger der Büste sei, die er für 350 Franken an einen Kunsthändler verkauft habe, und bewies seine Behauptung, indem er sein Modell, einen simplen Arbeiter in einer Tabaksfabrik, in Person vorführte.

Herr Alphonse Rothschild, der bekannte Millionär, ist ein hervorragender Kunstsammler und genießt auch den Ruf eines ausgezeichneten Kunstkenners. Im Jahre 1877 kaufte der Pariser Krösus ein goldenes Altarschränkchen mit Emailplatten für den runden Preis von einer Million Franken. Verkäufer war ein Engländer, Namens Marks. Hocherfreut über den Ankauf zeigte der Herr Baron das neue Hauptwunder seiner Sammlung einem österreichischen Diplomaten, und dieser erklärte den Millionenschrank nach kurzem Ueberlegen für die äußerst geschickt gemachte Nachahmung eines noch im Besitze seines elterlichen Hauses befindlichen Kunstwerks. Rothschild ließ sofort Nachforschungen anstellen, und dieselben ergaben, daß der Schrank in der That die Fälschung eines Wiener Antiquitätenhändlers sei, den wegen eines ähnlichen Betrugsfalls sein Schicksal inzwischen schon in Gestalt einer mehrjährigen Zuchthausstrafe erreicht hatte.

Diese höchst bezeichnenden und wahren Geschichten erzählt Paul Eudel in seinem interessanten Buche „Le

Truquage.“ Unter Truquage verſteht der franzöſiſche Antiquar nämlich die Kunſt des Fälſchens, und um eine wirkliche Kunſt, mindeſtens um eine hochentwickelte Kunſtfertigkeit handelt es ſich in der That bei der Mehrzahl der modernen Fälſchungen. Wenn auch bisweilen abſonderliche Dinge mit unterlaufen, wenn ſich z. B. ein berühmter Profeſſor, Michel Chasles, handſchriftliche Briefe Alexander's des Großen aufhängen ließ, die in altfranzöſiſcher Sprache abgefaßt waren und einen Brief Pascal's aus dem Jahre 1652, in dem der große Gelehrte gemüthlich erzählt, daß er Kaffee getrunken hätte, während der Kaffee erſt nach ſeinem Tode nach Frankreich kam — im Allgemeinen zeigen die heutigen Fälſcher ein Raffinement, dem oft ſelbſt der gewiegteſte Kenner zum Opfer fällt.

Nichts iſt vor ihnen ſicher, ſie ahmen Alles nach, was nur irgend der Sammler begehrt. Es gibt kaum einen Kunſtzweig, kaum ein Gebiet des Kunſtgewerbes, auf dem ſie nicht thätig ſind, und gerade die Vorliebe der neueſten Zeit, nicht nur Sammlungen anzulegen, ſondern auch die Salons mit „Urväter-Hausrath“ zu ſchmücken, gibt ihrem ſauberen Geſchäft die allerbreiteſte Unterlage.

Kaum der zehnte Theil der Möbel z. B., die man als „echt“ anſieht und als echt gekauft hat, ſtammt wirklich aus der Zeit der Renaiſſance oder des Rococo. Und wenn ſie auch von dem Beſitzer „perſönlich“ auf einem halbverfallenen Schloſſe, in der Bürgerſtube eines kleinen Städtchens, ferne vom Getriebe der großen Welt, gefunden wurden, es iſt zehn gegen eins zu wetten, daß ein ſchlauer Fälſcher ſie dort vorſorglicher Weiſe in unverdächtige Um-

gebung plazirt hat. Eine umfangreiche Industrie, die viele tausend Arbeiter beschäftigt, dient einzig und allein der Fabrikation derartiger, stets hoch im Preise stehender Stücke, gleichviel, ob dieselben nun einfache Bauerntische oder kunstvolle Boulemöbel vorstellen.

Da wird mit einem Aufguß von Wallnüssen das Holz alt gemacht, scharfe Salzsäure muß seine Oberfläche zerfressen, die unentbehrlichen Wurmlöcher werden mit feinen, besonders dazu konstruirten Bohrern gebohrt, oder man schießt einige Mal mit Vogeldunst (feinstem Schrot) gegen das fertige Stück; Straßenschmutz muß ein übriges thun, und schließlich hauen einige kräftige Gesellen mit tüchtigen Knitteln auf den Schrank ein, damit auch die Beschädigungen des Alters nicht fehlen. Das genügt für die Menge; für feinere Sammler, die nur schwer getäuscht werden können, aber auch mehr bezahlen, hat der Fälscher noch einige besondere Scherze in Bereitschaft. Er nimmt das Holz wirklich aus den alten, wurmzerfressenen Balken abgerissener Häuser, die Sammtbezüge aus den abgenutztesten Sitzkissen ausrangirter Wagen, und stückt schließlich einzelne wirklich echte Theile in das Möbel so geschickt ein, daß jene als unwiderlegliche Zeugen für die Echtheit des Ganzen gelten.

Auf den alterthümlichen Schreinen, Kommoden und Konsolen sollen aber auch Bronzen, alte Porzellane, Terrakotten oder Emails paradiren — schön! Der Fälscher weiß auch dafür Rath. Alte Bronzen ahmt Italien am vortrefflichsten nach, in Neapel bestehen ganze Fabriken, welche sich nur mit dem Kopiren von Stücken aus Pompeji

beſchäftigen, aber dieſelben natürlich, nachdem ſie durch Salpeterſäure und Eingraben in feuchten Lehm das nöthige ehrwürdige Ausſehen erlangt haben, als altrömiſche verkaufen. Einer der Herren hat dabei noch ſeinen beſonderen Künſtlerſtolz, er kann es nämlich nicht unterlaſſen, an einer ganz verſteckten Stelle ſeine Marke anzubringen, die in Kennerkreiſen denn ſchließlich auch bekannt geworden iſt. So paſſirte es ihm denn einmal, daß ein wirklicher Kenner ihm eine ſoeben ausgegrabene kleine Statuette — der Fabrikant hatte ſie natürlich vorher für die Ausgrabung an beſtimmter Stelle in die Erde gelegt — direkt in's Haus brachte, da ſie als das Produkt des „Truqueurs" an der Marke erkannt worden war.

Sehr ſpaßhaft iſt auch, daß die Fälſcher mit Vorliebe alles mögliche alte Eiſen, Kupfer u. ſ. w. aus königlichen Schlöſſern zuſammenkaufen. An derartigen Bruchſtücken findet ſich nämlich häufig eine Kontrolmarke, aus welcher ſich der Nachweis führen läßt, daß und zu welcher Zeit jene im königlichen Beſitz waren. Dieſe Kontrolmarken werden dann herausgeſchnitten und in moderne Arbeiten künſtlich eingelaſſen, um etwa einer Girandole, die geſtern erſt aus der Werkſtatt hervorging, zu dem Ruhme zu verhelfen, einſt einen Prachtſaal von Verſailles geziert zu haben.

Alte Sèvresporzellane oder die ſeltenen Erzeugniſſe der Meißener Fabrik entgehen ebenſo wenig ihrem Schickſal, als die beſſeren chineſiſchen und japaniſchen keramiſchen Kunſtwerke. Da werden die als Ausſchuß verkauften weißen Porzellane der Staatsfabriken nachträglich

bemalt und gehen dann als Originale in alle Welt; selbst heute, wo die Fabrikmarken durch Gesetze geschützt sind, macht man die alten Meißener Statuetten mit einem höchstens vorsichtiger Weise etwas veränderten Zeichen nach, und zwar verfahren die Fälscher mit solchem Geschick, daß oft die gewiegtesten Kenner sich täuschen oder die Frage „echt oder unecht" unentschieden lassen. Selten einmal, daß einer der erfahrenen Porzellanfälscher sich so irrt, wie Jener, welcher den auf einer Prachtvase abgebildeten Garden Ludwig's XIV. Perkussionsgewehre aus der Mitte unseres Jahrhunderts in die Hand gab.

Kaum waren die Tanagrafiguren — jene reizenden, buntbemalten antiken Thonstatuetten — in Mode gekommen, so wollten alle reichen Sammler Originale besitzen, und ihnen Allen wurde schleunigst geholfen. Eudel erzählt, wie die Sache gemacht wird — das Verfahren ist einfach genug. Aus Eisendraht wird ein Gerippe ungefähr in der Gestalt der gewünschten Figur angefertigt, es wird mit Gyps überzogen, dieser wird modellirt, bemalt, mit einigen Goldtupfen versehen, und das Wunderwerk ist fertig. Freilich sind die Nachahmungen schwerer, auch nicht hohl, wie die echten, aber das Publikum kauft sie doch, und das ist die Hauptsache.

Sehr schwer ist es zum Leidwesen der Fälscher, alte Stoffe nachzuahmen, das Kolorit und der Faden derselben ist meist so eigenartig, daß es selten gelingt, Imitationen wirklichen Kennern anzuhängen. Und dabei sind doch gerade alte Vorhänge, Gobelins und Seidentapeten so gesuchte Artikel. Für Anfänger freilich weiß man sich

zu helfen, und das Rezept iſt ziemlich einfach: Man nimmt ein neues Stück, reibt es tüchtig, betröpfelt es mit Waſſer oder dünnem Kaffee, näht einige Borten darauf und reißt ſie wieder ab, reißt einige Löcher ein, und wirft das ganze Gewebe ſchließlich in irgend ein indifferentes Farbenbad, aus dem es dann ſeine Auferſtehung als ein koſtbarer Vorhang im Styl Ludwig's XIV. feiert, ſolch ein Vorhang, der ſo außerordentlich prächtig zu alten Waffen, zu mittelalterlichen Harniſchen oder normänniſchen Schwertern paßt.

Freilich, die Rüſtſtücke kommen nur allzu häufig aus derſelben Fabrik, in der geſchickte Hände dem modernen Sammet den Schein des vielhundertjährigen Gebrauchs zu geben wußten. Das Bruſtſchild, das dort an der Wand paradirt, hatte der Antiquitätenhändler vorausſichtlich ein halbes Jahr in ſeinem Garten eingegraben gehabt, und die ehrwürdigen Roſtflecke auf jener Toledoklinge brachte er mit Salzſäure hervor. Die moderne Galvanoplaſtik in allen ihren Zweigen endlich bietet willkommene Mittel, geſuchte und berühmte Mordgegenſtände zu vervielfältigen: den Dolch Ravaillac's, des Mörders Heinrich's IV., beſitzen z. B. mindeſtens zehn hervorragende Sammler.

Eine ganz beſondere Sorgfalt erfordert die Fälſchung alter, ſeltener Bücher und werthvoller Muſikinſtrumente, vor Allem jener koſtbaren Geigen, welche von den berühmten Verfertigern Guarneri, Stradivari, Amati oder Stainer herrühren. Die Imitation ſeltener Druckwerke ferner iſt bis zu einer Vollendung gebracht, die, möchte

man faſt ſagen, nichts zu wünſchen übrig läßt. Photographie, Aetzkunſt und Freihandzeichnen wirken ſo vortrefflich in einander, das alte Büttenpapier wird ſo getreu nachgeahmt, daß das Erkennen der Falſifikate oft faſt unmöglich iſt. In einem berühmt gewordenen Fall, bei dem die Fälſcher ein defektes werthvolles Werk durch Einſchieben einzelner, neuangefertigter Blätter ergänzt hatten, wurde der Betrug nur dadurch entdeckt, daß ſie vergeſſen hatten, einen Wurmſtich, der durch jene ging, auch durch die gefälſchten Seiten hindurch zu leiten. Dabei werden zugleich die alten Einbände kunſtgerecht imitirt, das dazu verwendete Leder wird künſtlich gealtert, die Beſchläge beſchmutzt und mit Salzſäure in ihrem Glanze gedämpft, aus einem alten, echten Einband werden mit Zuhilfenahme von Erſatzſtücken ſechs wunderbare neue „alte Einbände hergeſtellt. Manchmal freilich verhilft auch hier der Leichtſinn der Fälſcher zur Entdeckung. Ein großer Sammler brachte eines Tages, erzählt Eudel, ein theures Buch in einem Ueberzuge von Lyoner Seide glückſtrahlend nach Hauſe. Seine Gattin beſah das ſeltene Werk ſorgfältig, endlich ſchüttelte ſie den Kopf und fragte lachend: „Sage 'mal, Mann, wurde denn im vorigen Jahrhundert auch bereits mit der Nähmaſchine gearbeitet?“

Am umfangreichſten und am dreiſteſten wird das Geſchäft des Fälſchens jedoch auf dem ergiebigen Gebiet der Malerei betrieben, und wenn unſere europäiſchen Muſeen und bedeutenderen Sammler auch, durch Schaden gewitzigt, nur ſchwer zu hintergehen ſind, ſo bieten neuerdings die Söhne der neuen Welt eine hochwillkommene Beute. Solch'

nordamerikaniſcher Petroleumkönig will natürlich in ſeiner goldſtrotzenden Villa eine glänzende Gemäldegallerie haben, in der ſelbſtverſtändlich auch die „alten Meiſter" nicht fehlen dürfen. Irgend eine miſerable alte Pinſelei wird nun von einem jener Kunſthändler, die ſich gewerbsmäßig mit dem Vertrieb von Gemälde-Imitationen befaſſen, gekauft, die Malerei wird abgewaſchen, um eine alte Leinwand zu erhalten, auf die ein geſchickter Künſtler die freie Kopie irgend eines Ruysdael oder Van Dyk aufträgt; dann ſchiebt man das Bild in einen Backofen, damit es die erforderlichen Kennzeichen wirklichen Alters, eine trockene, riſſige Oberfläche bekommt, ſchmiert das Ganze mit in Milch eingerührter Aſche oder Lakritzenſaft an und ſpritzt einige künſtliche Fliegenflecke darauf, bis endlich in einer Ecke die bekannte Signatur des betreffenden Meiſters angebracht werden kann, um die Täuſchung zu vollenden. Aber damit iſt nur der eine Theil des Geſchäfts und zwar der leichtere, die Herſtellung, ausgeführt, die Hauptſache bleibt, das Meiſterwerk in unverdächtiger Weiſe und möglichſt, ohne eine beſtimmte Garantie für die Echtheit zu übernehmen, an den Mann zu bringen. Der Händler bleibt dabei möglichſt unter der Oberfläche, die Sache ſpielt ſich etwa in folgender Weiſe ab. Zu dem Sammler kommt plötzlich eine ältere, ehrwürdig ausſchauende Dame, die ſich als die Wittwe eines verarmten Edelmanns vorſtellt und ihn als bekannten Kenner bittet, ſein Urtheil über einige in ihrem Beſitz befindlichen Gemälde, den Reſt ihrer Habe, abgeben zu wollen. Der Kenner kann die Bitte nicht gut abſchlagen, ſteigt zu ihrem Dachſtübchen hinauf und findet

an den Wänden desselben wirklich vier oder fünf augenscheinlich werthlose Gemälde. Mit möglichst schonenden Worten theilt er seinen Befund der thränenüberströmten Besitzerin mit, dabei fällt sein Auge plötzlich auf ein rahmenloses Bildchen, das anscheinend achtlos in eine Ecke gestellt ist.

„Was haben Sie denn dort noch, gnädige Frau?" fragt er.

„Ach, ein werthloses, unbedeutendes Ding, das auf unserem Schloß in einer Rumpelkammer lag. Es ist nichts für Sie, mein Herr."

„Aber bitte, lassen Sie doch sehen."

Das Bild wird an's Licht gezogen, es ist eine Landschaft, augenscheinlich ganz in Ruysdael'scher Manier, der Zahn der Zeit hat arg an ihr genagt und sie ist so beschmutzt, daß von einer wirklichen Prüfung kaum die Rede sein kann. Aber das Interesse des Sammlers ist erregt, er bittet das Bild mitnehmen zu dürfen, um es einigen Kennern zu unterbreiten; die Dame fragt noch einmal, ob er denn nicht auf eines der übrigen Gemälde reflektire, er verneint, erhält jedoch gern die Erlaubniß, das werthlose Bildchen vorläufig mitzunehmen.

Am nächsten Tage erscheint bei ihm ein bekannter Händler mit einigen Offerten; ein Wort gibt das andere, Herr X. kommt schließlich auf die alte, gestern aufgefundene Landschaft, über deren Werth er noch sehr zweifelhaft sei, zu sprechen, der Händler bittet, sie sehen zu dürfen. Bei ihrem Anblick ist er zuerst sehr erstaunt, prüft dann ungemein eingehend, schüttelt aber endlich den Kopf und

Digitized by Google

meint: „Schade, es ſcheint mir leider nur eine Kopie, möglich, daß ſie von einem Schüler Ruysdael's ausgeführt iſt, möglich aber auch, daß es ſogar eine Fälſchung iſt. Die Signatur des Meiſters fehlt jedenfalls. Ich würde von einem Ankauf abrathen."

Am Nachmittage läßt ſich bei dem Sammler die alte Dame melden. Sie iſt glückſtrahlend: „Soeben war Herr N.", der Händler nämlich, „bei mir, denken Sie ſich, er hat mir für das alte, abſcheuliche Bild, das er bei Ihnen geſehen hat, tauſend Mark geboten. Darf ich das Bildchen gleich mitnehmen, ich habe es ihm natürlich zugeſagt, denn ich hätte es auch für hundert fortgegeben."

Der Sammler ſtutzt. Wenn Herr N., der vorſichtige Geſchäftsmann, für das Bild tauſend Mark geboten hat, ſo iſt es ſicher das Doppelte werth. Er bittet um einen kurzen Aufſchub, er prüft das Gemälde noch einmal, er reinigt es ſorgfältig und endlich — endlich findet er unter dickgehäuftem Schmutz die Marke Ruysdael's. Der Händler wird gerufen, er thut verlegen, endlich meint er aber: „Sie werden ſehen, daß Sie ſich geirrt haben, das Bild iſt eine Kopie, allerdings, wie ich Ihnen ſchon ſagte, vielleicht im Atelier des Meiſters von einem Schüler gemalt, vielleicht hat auch Ruysdael ſelbſt einige Striche daran gemacht. Mich intereſſirte es, denn ich hätte gerade einen Abnehmer dafür gehabt, aber ich will Ihrem Glück nicht im Wege ſtehen, und um Ihre werthe Kundſchaft nicht zu verlieren, trete ich gern von dem Geſchäft zurück."

Kurz und gut, Herr X., ein nobler Mann, kauft die elende Schmiererei für zwölfhundert Mark, ſeine Gallerie

ist um einen Ruysdael reicher, und der Händler lacht sich in's Fäustchen, denn er hat natürlich die ganze Sache eingefädelt. Kommt die Fälschung aber zu Tage, so ist die ehrwürdige Dame unauffindbar, und jener sagt noch achselzuckend: „Ja, diese Sammler! Wie habe ich Herrn X. gewarnt, diese Herren sind ja aber nicht vor Schaden zu behüten."

Uebrigens werden die Bilder bedeutender moderner Maler ebenso gut gefälscht, als diejenigen alter italienischer oder niederländischer Meister; man behauptet, besonders in den Gallerien amerikanischer und australischer Krösusse seien Makarts und Defreggers, Meissonniers und Achenbachs, welche die Ateliers dieser Künstler nie gesehen hätten. Ein bekannter Kunstgriff intelligenter Fälscher ist dabei, auf den üblichen Auktionen des Nachlasses hervorragender Maler die angefangenen Studien derselben billig anzukaufen, weil dieselben meist die offizielle Bezeichnung: „Verkauf des Nachlasses des Herrn A." mit dem Stempel des staatlichen Auktionators tragen. Diese Skizzen werden dann zu Gemälden vollendet und die anscheinend untrügliche Beglaubigung, daß sie auf der Nachlaßauktion gekauft wurden, verscheucht nach einigen Jahren auch den Zweifel des größten Skeptikers. Mit derartigen Auktionen wird überhaupt bisweilen der größte Schwindel getrieben. Ich erinnere mich eines Falles, wo man in Berlin den Nachlaß einer berühmten Künstlerin in deren Wohnung mehrere Wochen hindurch versteigerte und nachträglich herauskam, daß die verkauften Stücke in der Nacht stets wieder durch neue ersetzt wurden.

Digitized by Google

Am traurigſten aber — und doch am lächerlichſten — ſind diejenigen Fälſchungen, die, auf mehr oder minder wiſſenſchaftlicher Grundlage beruhend, auch ernſte, wirklich ſtreng wiſſenſchaftlich gebildete Männer hinter's Licht zu führen verſuchen und thatſächlich nur zu häufig auch hinter's Licht geführt haben. Man braucht gar nicht auf jene alten Geſchichtchen zurückzugreifen, wie z. B. auf jene, in der ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie die Inſchrift eines ausgegrabenen Topfes: M. J. D. D. ſcharfſinniger Weiſe als „Magno Jovi Deorum Deo, dem großen Jupiter, dem Gotte der Götter“ auslegte, während ſich das Gefäß bald darauf als ein Senftopf entpuppte, deſſen Inſchrift Moutarde jaune de Dijon (Gelber Senf von Dijon) bedeutete; man braucht, wie geſagt, gar nicht auf derartige Anekdoten aus vergangenen Tagen zurück zu greifen, die Gegenwart bringt noch immer genügende Belege für die Geſchicklichkeit der Fälſcher und die Leichtgläubigkeit einzelner Gelehrter. Da werden Steinwaffen aus vorgeſchichtlicher Zeit maſſenhaft hergeſtellt, und ein Düngerhaufen gibt ihnen das Alter von Jahrtauſenden in wenigen Monaten, da werden Mumien aus den thebaniſchen Königsgräbern fabrizirt, aus einer ſeltenen Münze werden zwei angefertigt, indem man ſie durchſägt und je zu einer echten eine falſche Hälfte hinzufügt, da läßt man gefälſchte Medaillen vergraben und ſorgt dafür, daß der Grundbeſitzer ſie findet, um ſie ihm dann abzuhandeln und mit ſeiner unverdächtigen Beſcheinigung, daß er ſie ſelbſt ausgegraben hat, weiter zu verkaufen, und was der ähnlichen Kniffe und Pfiffe mehr ſind.

Digitized by Google

Es gibt wissenschaftliche Fälscher von wirklichen, bedeutenden Kenntnissen, Männer, von denen man nur bedauern kann, daß Noth oder Eitelkeit sie auf so schlimme Wege geleitet hat.

Um die Mitte unseres Jahrhunderts machte z. B. ein junger Grieche, Konstantin Simonides, ungeheures Aufsehen. Er hatte das Glück gehabt, in der alten Klosterbibliothek auf dem Berge Athos eine ganze Reihe der seltensten griechischen Originalpergamente aufzufinden, und begann damit einen schwungvollen Handel zu treiben, bis man entdeckte, daß die Schriften ausnahmslos, aber mit staunenswerthem Geschick und hervorragenden Kenntnissen, gefälscht waren. Bekannt ist, daß sich selbst die Verwaltung des Berliner Museums vor noch nicht allzu langer Zeit täuschen ließ und für enormes Geld eine Sammlung sogenannter Moabiter Alterthümer, Thonwaaren aus Moab, ankaufte, die später als geschickte Imitationen erkannt wurden. Dabei ist die Frechheit der Fälscher so groß, daß derselbe Mann, er hieß Schapira, der jenen Kauf vermittelte, sich noch ganz neuerdings erdreistete, eine Anzahl alter Lederstreifen, angeblich Ergänzungen zu den Büchern des alten Testaments enthaltend, auf den europäischen Markt zu bringen und die Summe von einer Million Pfund Sterling, gleich zwanzig Millionen Mark, dafür zu fordern. Den Gelehrten wirbelten die Köpfe, einem derselben gelang endlich die Entzifferung der sonderbaren Schriftzüge, mit denen die Rollen bedeckt waren, und er stellte fest, daß sie den Text des zweiten Buches Mosis mit höchst merkwürdigen Abweichungen enthielten. Einzelne eng-

liſche Kenner hielten die bedeutſamen Dokumente für entſchieden echt und forderten die Regierung zum Ankauf auf. Die Gefahr war drohend, da enthüllten Berliner Gelehrte im Jahre 1883 den ganzen Schwindel: das alte Leder war von jüdiſchen, etwa vor zwei Jahrhunderten im Gebrauch geweſenen Thorarollen genommen, von dieſen die urſprüngliche Schrift entfernt und durch die Phantaſien des Fälſchers erſetzt worden. Herr Schapira aber verſchwand darauf ſchleunigſt von der Bildfläche; er wurde ſpäter irrſinnig und iſt unlängſt geſtorben.

Gibt es nun beſtimmte Mittel, Fälſchungen zu erkennen, Mittel von allgemeiner, ſtets zutreffender Brauchbarkeit? Leider kann man darauf nur mit Nein antworten. Echtheit und Falſchheit laſſen ſich nur auf Grund von ganz ſpeziellen, gründlichen Unterſuchungen, die wieder umfaſſende Fachkenntniſſe vorausſetzen, unterſcheiden. Die große Maſſe der Sammler iſt beim Ankauf von Alterthümern jeder Art ebenſo wehrlos, wie der Schulknabe, der eine gefälſchte Briefmarke in ſein geliebtes Album aufnimmt. Nur wenn man bei als ſolide bekannten Firmen und womöglich gegen ſchriftliche Garantie, die meiſt ungern oder ſehr verklauſulirt gegeben wird, kauft, geht man einigermaßen ſicher, und nur Wenigen gelingt es, ſelbſt jene Erfahrung zu ſammeln, die vor Uebervortheilungen ſchützt, Niemand aber glückt dies, ohne daß er vorher ſchweres Lehrgeld gezahlt hätte.

Das Sammeln von Raritäten und Alterthümern wird unter dieſen Verhältniſſen für den Privatmann zu einer äußerſt koſtſpieligen und gefährlichen Paſſion, ſo Mancher

meint große Schätze sein zu nennen und besitzt fast nur werthlosen Kram. Trotzdem ist besonders das Sammeln von „Urväter-Hausrath" jetzt Mode geworden, und wer wollte es leugnen, daß derselben eine gewisse Berechtigung zu Grunde liegt. Wir Alle bewundern gern die schönen Stücke, die unsere Urahnen mit so hohem Fleiß und so großer Kunstfertigkeit schufen und wer dürfte übersehen, wie sehr diese Passion zur Hebung des Geschmacks, zur Wiederbelebung des Kunstgewerbes beigetragen hat! Aber leider hat sie ihre sehr bedenklichen Schattenseiten und zwar nicht nur, wie wir oben gezeigt haben, für den Einzelnen, der ja selbst Schuld ist, wenn er geschädigt wird, sondern auch gerade für die Gesammtheit. Wir kommen nämlich schließlich dahin, daß Alles, was scheinbar oder wirklich „recht alt" ist, auch kostbar und gut sein soll, während die besseren und schöneren Werke unserer heutigen Industrie über die Achsel angesehen werden. Für einen altdeutschen Schrank von vielleicht zweifelhafter Echtheit zahlt man gern Tausende, während derselbe Schrank, wenn sich ein moderner Tischler als sein Verfertiger bekennt, für ebenso viele Hunderte keinen Abnehmer findet! Darum: Schön bleibt schön, gleichviel, ob das Schöne heute oder vor ein paar hundert oder tausend Jahren entstand — das Schöne soll uns immer willkommen sein! Aber Krieg bis auf's Messer Allem, was unter falscher Flagge segelt und mehr scheinen will, als es ist — Krieg allen Fälschern und ihren Kunstgriffen!

Mannigfaltiges.

Das Potsdamer Gewitter. — Die erste Hälfte der Regierung Friedrich's des Großen war voll Krieg und Unruhen, um so friedlicher war die zweite. Lange Zeit verstrich indeß, bis man sich an Ruhe und Ordnung gewöhnen konnte, und bei den geringsten Veranlassungen wurden Kriegsbefürchtungen ausgesprochen, was dem König sehr unlieb war. Eines Tages — es war Ende Februar 1767 — fragte er bei Tafel nach Berliner Neuigkeiten. Man berichtete ihm unter Anderem, daß die Leute wieder viel von einem bevorstehenden Kriege sprächen. „Man muß den Leuten Gelegenheit geben, von etwas Anderem zu sprechen!" sagte der König ärgerlich, und nicht lange darnach schickte er an einen seiner Vertrauten einen kurzen Aufsatz mit dem Befehle, ihn in die beiden damals existirenden Berliner Zeitungen, die „Voßische" und die „Spener'sche", einrücken zu lassen.

Der Aufsatz des Königs enthielt aber einen Bericht über ein Gewitter, welches laut Meldung vom 27. Februar Abends in Potsdam stattgefunden haben sollte. Dieses Gewitter sei furchtbar und ohne Gleichen gewesen; ein schrecklicher Hagel sei dabei gefallen, der die Fenster und Dächer zerschlagen habe, viele Leute seien verwundet worden und man habe in den Straßen große Klumpen von Hagel wie Kürbisse angetroffen, die erst mehrere Stunden nach Aufhören des Unwetters geschmolzen seien u. s. w. Den Schluß des Berichtes bildete eine Vermuthung über die Entstehung eines solchen seltsamen Naturereignisses. — Der Aufsatz erschien, wie F. Nicolai (Anekdoten I, 93) berichtet, am 5. März 1767 in beiden Berliner Zeitungen, und der König erreichte vollkommen

Digitized by Google

ſeinen Zweck: Berlin hatte alle Kriegsgerüchte vergeſſen und redete von nichts, als von dem furchtbaren Gewitter in Potsdam. In Potsdam freilich riefen dieſe Artikel nicht geringes Erſtaunen hervor, denn Niemand wußte etwas von einem Gewitter, und überdies war ja Ausgangs Winter überhaupt nicht an Gewitter zu denken. Leute, denen die Sache zu bunt erſchien, ſchrieben den Zeitungsverlegern, daß ſie ſich eine Lüge hätten aufbinden laſſen. Dieſe, welche den König nicht verrathen durften, ſchwiegen darüber, ſo gut es ging. Nur einem gar zu Zudringlichen antworteten ſie, die Begebenheit ſei doch wahr.

Das „Potsdamer Gewitter" machte die Runde durch alle Zeitungen, und ein Gelehrter, der Profeſſor Titius in Wittenberg, ſuchte im erſten Theile ſeiner 1768 erſchienenen „Gemeinnützigen Abhandlungen" eine phyſikaliſche Erklärung der furchtbaren Naturerſcheinung zu geben; nur die kürbisgroßen Hagelſtücke konnte er ſich gar nicht recht erklären. M—l.

Eine fürchterliche Kette. — In ſeinen „Literariſchen Erinnerungen" erzählt Maxime du Camp, er ſei als Knabe einmal mit ſeiner Mutter und Tante ausgefahren. Da bemerkten ſie plötzlich einen ſeltſamen Menſchenzug, der ihnen entgegen kam und dem zwei berittene Gendarmen mit blankgezogenen Säbeln vorauf ritten. Der Kutſcher entgegnete auf die Frage ſeiner Mutter, was das für ein Zug ſei: „Es iſt die Kette, Madame." — „Unwillkürlich," fährt du Camp fort, „ſchloß mich meine Mutter in ihre Arme und der Wagen fuhr zur Seite, um den Weg frei zu machen. Ich blickte mit einem unerklärlichen Gefühl um mich. Menſchen ohne Halstuch, den Kopf mit einer wollenen Mütze bedeckt, in grauer Jacke und grauen Beinkleidern marſchirten in zwei parallelen Reihen daher. Sie waren durch kurze Ketten, die von ihren Hälſen ausgingen, an eine lange Kette befeſtigt, die ſie Alle zuſammenhielt. Es war entſetzlich zu ſehen. Außerhalb der Reihe der Sträflinge, welche ſich langſam und ſchleppenden

Fußes fortbewegten, gingen einzelne Männer, welche in eine hellblaue Uniform mit gelben Schnüren gekleidet waren, bewaffnet mit einem Seitengewehr, das an einem Degengehänge befestigt war. Auf dem Kopfe trugen sie Polizeimützen mit gelber Eichel und in den Händen derbe Knüttel. Neben einzelnen von diesen Männern liefen Bulldoggen einher. Das waren die Beamten der Galeeren, welche die Verurtheilten im Centraldepot von Bicêtre in Empfang nahmen und nach den Bagnos von Rochefort, Brest und Toulon führten. Die Frauen im Wagen wurden von Mitleiden erfaßt; sie warfen eine handvoll Geld auf die Straße. Nun stürzten die Sträflinge nieder, um die Geldstücke aufzulesen. Indem einer den anderen fortschleifte, verwickelten sie sich in die Kette. Die Galeerenwächter hieben sofort mit ihren Knütteln auf sie ein und riefen unablässig: ‚In die Reihe! In die Reihe!‘ Ich zitterte, die Frauen weinten. Die Sträflinge aber ordneten sich wieder in Reih und Glied, und der Zug entfernte sich, in eine dichte Staubwolke eingehüllt. Hinter ihm her fuhren zwei Karren, welche mit Ketten und blechernen Trinkgefässen beladen und von mehreren Gendarmen begleitet waren. Auf dem Karren saßen einige Sträflinge, gegen die Wagenleitern gestützt. Einer von ihnen hatte sich auf eine Schütte Stroh ausgestreckt und schien im Sterben zu liegen.“ Dann erzählt du Camp weiter, wie sich bei Annäherung der „Kette“ an Ortschaften in denselben Furcht und Schrecken verbreiteten, wie man Kauf- und Fensterläden ängstlich verschloß und wie die Frauen mit ihren Kindern entflohen. Nachts brachte man die Glieder dieser entsetzlichen Kette in einer Scheuer unter. Vor dem Scheunenthore hielten zwei Gendarmen und drei Aufseher die Wacht. Allein die Ortsbewohner fühlten sich trotzdem nicht sicher. Kein Mensch schlief in dieser Nacht; allenthalben, in den Hausfluren, hinter den Hecken konnte man mit Flinten bewaffnete Männer erblicken. — Erst im Jahre 1836 schaffte ein Dekret Louis Phi-

lipp's dieſe grauenhaften gemeinſamen Transporte von Galeerenſträflingen nach dem Bagno ab. E. K.

Ein ſonderbares Gericht. — Wennſchon die Menus der Chineſen höchſt ſonderbarer Natur ſind und Haifiſchfloſſen oder vier Jahre in Lehm vergrabene Eier bei einem guten Diner nicht fehlen dürfen, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß ſie wirkliche Kochkünſtler beſitzen, die der uralten Kultur des Landes Entſprechendes leiſten, obwohl — und auch das iſt bezeichnend — die Kunſt derſelben häufig in Künſtelei ausartet. Oder iſt jenes berühmte Gericht, das nur die erfahrenſten chineſiſchen Köche überhaupt zu bereiten wagen: das gebackene Eis nämlich, keine Künſtelei? Wir wollen zum allgemeinen Nutzen und Frommen das wenig bekannte Rezept dieſer Delikateſſe geben. Ein Stück klaren, feſten Flußeiſes wird in Stäbchen, etwa von der Dicke eines Bleiſtiftes, geſpalten, jedes der Stäbchen mit einem ſüßen, gewürzreichen Kuchenteig feſt umwickelt und ſodann in ſiedendem Fett gebacken. Die Schwierigkeit beſteht nun darin, das Gericht ſo ſchnell zuzubereiten und zu ſerviren, daß das Eis im Innern des Teiges ungeſchmolzen bis in den Mund des Gaſtes gelangt, der ſich, wenn Alles richtig getroffen iſt, erſt die Lippen verbrennen und dann ſofort die Zähne erkälten muß. v. S.

Die Höllenfregatte. — In einer längſt verſchollenen Zeitſchrift vom Jahre 1820 findet ſich die ausführliche Beſchreibung eines höchſt ſonderbaren, „neuerfundenen" Kriegsfahrzeuges, welches ſeiner Furchtbarkeit wegen den Namen „Höllenfregatte" erhielt. Dieſes zu Boſton erbaute Dampfſchiff vereinigte nach damaligen Begriffen Alles, was ein Kriegsſchiff furchtbar und unangreifbar machte. Der Hauptmaſt war mit Eiſen umreift und durchzogen, weil er der Stützpunkt aller Operationen war. Drei Dampfmaſchinen befanden ſich auf dem Schiffe. Zwei derſelben dienten zur Fortbewegung des Fahrzeuges im Falle einer Windſtille. Die dritte dagegen, 60 Pferdekräfte ſtark, war aus-

Digitized by Google

ſchließlich für die Zwecke des Vertheidigungsapparates konſtruirt. In erſter Linie beſtand derſelbe aus einer Reihe dicker, kolbenartiger Eiſenſtangen, welche durch einen beſonderen, zu beiden Seiten des Hauptmaſtes angebrachten Mechanismus in Gang geſetzt wurden, derart, daß ſie unaufhörlich wie ungeheure Dreſchflegel auf und nieder ſchlugen und — zur Vertheidigung des Schiffsbords beſtimmt — im Ernſtfalle die Mannſchaft, die Takelage, ja die Verdecke der angreifenden Schiffe zerſchmettern ſollten. Zu jeder Seite des Kreuzmaſtes war ferner eine lange eiſerne Stange gelagert, die ſich in der Horizontale hin und her bewegen ließ. An ihrer Spitze mit ſtarken Haken und ſcharf geſchliffenen Klingen verſehen, ſollten ſie beſonders dazu dienen, die etwa ſtürmende feindliche Mannſchaft wegzuraffen, waren aber auch kräftig genug, die Takelage und ſelbſt die Maſten etwa enternder Kriegsſchiffe zu zerſtören. Auf dem Vorderdeck dieſer „Höllenfregatte“ ſtand eine Art Katapult, deſſen Gewalt ſo bedeutend war, daß man damit Steine von zwei Centner Gewicht 200 bis 300 Ruthen weit fortzuſchleudern vermochte. Ebenſo konnte man mit dieſem Apparat Kübel voll ſiedenden Waſſers, ſiedendes oder brennendes Pech und geſchmolzenes Blei auf die feindlichen Schiffe ſchleudern. Sechs Mann genügten, um die Bewegungen aller dieſer Mordinſtrumente zu dirigiren, während der übrigen Mannſchaft die Bedienung der Batterien oblag. Zu beiden Seiten des Schiffes waren ferner hundert eiſerne Haken und ebenſo viel Lanzen angebracht, die gleichfalls in Bewegung geſetzt werden und „in wenigen Minuten die Mannſchaft von einem halben Dutzend feindlicher Fregatten aufreiben“ konnten. Zu guter Letzt befand ſich noch ein großes Rad an Bord, das mit einer Unzahl ſpitzer und ſchneidiger Inſtrumente verſehen war, ſich nach allen Richtungen hin drehen ließ und Alles zerfleiſchte, was ihm in den Weg kam. Der Rumpf dieſer Höllenfregatte war mit eiſernen Platten belegt und das Verdeck durchaus „bombenfeſt“. — Es ſollte übrigens

nicht dazu kommen, daß dieses Monstrum in einem Seegefecht seine sehr zweifelhafte „Furchtbarkeit" beweisen konnte, denn die „Höllenfregatte" war so unlenksam, daß sie beim ersten Manövriren auf den Strand lief und nicht wieder verwendet wurde. A. St.

Eine liebenswürdige Einladung. — Einige französische Offiziere waren im griechisch-türkischen Kriege gefangen worden und in die Hände Ali Pascha's von Janina gerathen. Dieser bot ihnen an, in seine Dienste zu treten, was die Offiziere jedoch, weil sie in ihr Vaterland zurückzukehren wünschten, ausschlugen. Ali Pascha, welcher sie schätzen gelernt hatte und dem viel daran gelegen war, ihre Kenntnisse auszunützen, stellte ihnen nun die vortheilhaftesten Bedingungen, allein vergebens, sie beharrten bei ihrem Verlangen, als französische Unterthanen, mit denen die Pforte in Frieden lebe, nach Frankreich entlassen zu werden. Ali Pascha blieb trotzdem stets äußerst zuvorkommend und lud sie eines Tages zu einem Spazierritte durch die Stadt ein. Gerade passirten sie den Hauptplatz, da sollten sie Zeugen einer furchtbaren Exekution werden: es wurde nämlich zwei Männern die Haut bei lebendigem Leibe abgezogen. „Was haben diese Leute Arges gethan?" fragte schaudernd einer der Offiziere den Pascha. — „Die Kerls haben mir nicht dienen wollen," war die Antwort, dann wurde der Spazierritt fortgesetzt. Auf dem Rückweg war der Pascha wieder sehr liebenswürdig und beim Scheiden fragte er nochmals sehr höflich, ob die beiden Herren wirklich keine Lust hätten, Dienste bei ihm anzunehmen. „O gewiß, mit dem größten Vergnügen!" war nun die Antwort. Die freundliche Einladung hatte gewirkt. Der eine erhielt die Aufsicht über die Artillerie, der andere über die Befestigungen, und Beide blieben mehrere Jahre in des Pascha's Diensten. K. St.

Gute Lehre. — Der geniale ungarische Dichter Petöfi, dem es gewöhnlich sehr an Geld fehlte, wollte einst auf einer Wanderschaft über einen Fluß setzen, hatte aber kein Geld, den Fähr-

Digitized by Google

mann dafür zu bezahlen. „Freund," sagte er zu ihm, „fahrt mich hinüber; Geld kann ich Euch keines geben, aber eine sehr heilsame Lehre." Als er dem Fährmann noch versicherte, daß diese Lehre für ihn Geldeswerth besitze, ließ sich dieser herbei, ihn überzusetzen. Drüben angekommen, klopfte ihm Petöfi auf die Schulter und flüsterte ihm zu: „Macht's mit Anderen nicht ebenso, wie mit mir, sonst werdet Ihr mit Eurer Fähre nichts verdienen." Damit ging er eilends davon. W. L.

Zurückgewiesene Huldigung. — William Wilberforce (1759—1833), der berühmte Vorkämpfer der Befreiung der Sklaven, dessen fortgesetzten Bemühungen es zu danken war, daß bereits im Jahre 1807 von England der Sklavenhandel offiziell verboten wurde, erfreute sich einer so begeisterten Verehrung, daß man dieselbe auch auf die Glieder seiner Familie zu erstrecken pflegte. — So geleitete einst eine begeisterte Volksmenge seine Tochter bis an ihr Haus, unter dem jauchzenden Hochrufe der Engländer: „Miss Wilberforce for ever (Fräulein Wilberforce für immer!"). — Doch die junge Dame schien diese wohlgemeinte Huldigung etwas zweideutig zu finden, denn, an der Thüre ihres Hauses angelangt, rief sie, indem sie sich dankend verneigte: „Das muß ich doch ablehnen, meine Herren! Ich möchte durchaus nicht für immer Fräulein Wilberforce bleiben!" K. R.

Abgetrumpft. — Zu dem berühmten Sprachforscher Wilhelm Grimm kam ein französischer Student, der trotz dreijähriger Anwesenheit in Berlin noch immer kein deutsches Wort herausbringen konnte. Grimm fragte ihn, warum er sich denn keine Mühe gäbe, deutsch zu erlernen. „Deutsch ist mir zu häßlich, das ist eine Sprache für Pferde," antwortete der Franzose. „Richtig, nun begreife ich auch," sagte Grimm sarkastisch lächelnd, „warum Esel sie nicht erlernen können." M. L.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

UNIV. OF MICHIGAN.
JUL 13 1912

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9568

Filmed by Preservation 1992

Digitized by Google